Num. 522

120.–

Pol. g 1153 d

Zu haben bei
ROBERT WÖLFLE
Buch- & Kunstantiquariat
München 13 Amalienstr. 65

Das
Eigenthum.

Von

A. Thiers.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

A. Schneider.

Berlin, 1848.

Verlag von Albert Sacco,

Georgenſtraße 25.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Lindow in Berlin, Neue Schönhauſer Str. 12.

Vorwort.

Da die franzöſiſche Geſellſchaft in einen ſolchen Zuſtand moraliſcher Verwirrung gerathen iſt, daß die natürlichſten, klarſten und allgemein anerkannteſten Ideen in Zweifel gezogen und mit Verwegenheit geleugnet werden, ſo ſei es uns erlaubt, ſie zu beweiſen, als wenn ſie deſſen bedürften. Es iſt dies eine verdrießliche und ſchwierige Arbeit, denn es giebt nichts Verdrießlicheres, als die Augenſcheinlichkeit zu beweiſen. Sie zeigt ſich, und man beweiſt ſie nicht. In der Geometrie z. B. giebt es ſogenannte Grundſätze, an denen man feſthält, ſobald man ſie erreicht hat, indem man ihre Augenſcheinlichkeit von ſelbſt einleuchten läßt. So ſagt man: Zwei parallele Linien dürfen ſich nie vereinigen; oder man ſagt: die grade Linie iſt der kürzeſte Weg zwiſchen zwei Punkten.

Bei dieſen Wahrheiten angekommen, raiſonnirt und ſtreitet man nicht mehr, man läßt die Klarheit der Thatſache auf den Geiſt einwirken, und erſpart ſich die Mühe hinzuzufügen, daß, wenn die beiden Linien zuſammentreffen ſollten, ſie nicht in einer beſtändig gleicher Entfernung von einander, d. h. nicht parallel ſein würden. Man erſpart ſich ebenſo die Mühe hinzuzufügen, daß wenn die, von einem Punkte zum andern gezogene Linie nicht die kürzeſte wäre, ſie auch nicht ganz grade ſein könnte. Mit einem Worte, man hält ſich an die Augenſcheinlichkeit und geht nicht darüber hinaus.

So hielten wir es auch in Betreff gewiſſer moraliſcher Wahrheiten, die wir eben wegen ihrer Klarheit für unbeweisbar erachteten. Ein Mann arbeitet und empfängt den Lohn ſeiner Arbeit; dieſer Lohn beſteht in Geld; dieſes Geld verwandelt er in Brot, in Kleidung; kurz, er verbraucht es oder verleiht es, wenn er zu viel hat, und man zahlt ihm dafür Intereſſen, von denen er lebt, oder endlich, er giebt es, wem er will, ſeiner Frau, ſeinen Kindern, ſeinen Freunden. Wir haben dieſe Thatſachen für die einfachſten, geſetzlichſten und unvermeidlichſten angeſehen, für ſolche, die am wenigſten geeignet wären, bekämpft oder bewieſen zu werden. — Allein dem war nicht ſo. Dieſe Thatſachen, ſagt man uns heute, waren Acte der widerrechtlichen Beſitzergreifung und der Tyrannei.

Man ſucht es der aufgeregten, ſtaunenden und leidenden Menge einzureden, und während wir, uns auf die Augenſcheinlichkeit gewiſſer Vorausſetzungen verlaſſend, die Welt ihren Gang gehen ließen, wie ſie zu der Zeit ging, in der ein großer Politiker ſagte: Il mondo va da se, haben wir ſie von einer falſchen Wiſſenſchaft untermint gefunden, und wenn man nicht den Untergang der Geſellſchaft will, wird es nöthig, das zu beweiſen, was man aus Achtung vor dem menſchlichen Gewiſſen ſonſt niemals zu beweiſen unternommen hat. Nun, es ſei! Man muß die Geſellſchaft gegen gefährliche Sectirer ſchützen; man muß ſie gegen die bewaffneten Verſuche ihrer Schüler mit Gewalt, gegen ihre Sophismen mit Vernunft vertheidigen, und was Letzteres betrifft, ſo müſſen wir unſeren Geiſt, ſowie den unſerer Zeitgenoſſen zu einem langſamen, methodiſchen Beweiſe ſolcher Wahrheiten verdammen, welche bis jetzt die am meiſten anerkannten waren. Ja, ſtärken wird die erſchütterte Ueberzeugung, indem wir uns von den einfachſten Prinzipien Rechenſchaft geben. Ahmen wir den Holländern nach, welche, da ſie erfahren, daß ein nagendes, unbemerktes Inſect ſich in ihre Dämme geſchlichen, zu den Dämmen eilen, um das Inſect, das ſie verſchlingt, zu vernichten. Ja, laßt uns zu den Dämmen eilen! Es handelt ſich nicht mehr darum, die Gemächer zu verſchönern, welche unſere Familien bewohnen;

es handelt ſich darum, zu verhindern, daß ſie in den Abgrund ſtürzen, und zu dieſem Ende muß man ſich an die Grundlagen ſelbſt, die ihnen zur Stütze dienen, machen.

Ich werde alſo die Grundlagen, auf denen die Geſellſchaft ruht, in Angriff nehmen. Ich bitte meine Zeitgenoſſen, mir mit ihrer Geduld zu Hülfe zu kommen und mich mit ihrer Aufmerkſamkeit in der peinlichen Beweisführung, der ich mich hingeben will, zu unterſtützen, ihrer ſelbſtwegen weit mehr als meinetwegen; denn nachdem ich bereits von der Jugend zum reifen Alter, und von dieſem zu dem Alter gelangt bin, welches in wenigen Jahren das Greiſenalter ſein wird, nachdem ich Zeuge mehrerer Revolutionen war und Inſtitutionen und Charaktere ꝛc. habe zu Schanden werden ſehen, indem ich Nichts erwarte, von keiner Macht der Erde Etwas wünſche, die Vorſehung um weiter nichts bitte, als mit Ehren zu ſterben, wenn ich ſterben muß, oder mit einiger Achtung umgeben zu leben, wenn ich leben muß, arbeite ich nicht für mich, ſondern für die in Gefahr ſchwebende Geſellſchaft; und wenn ich in Allem, was ich thue, ſage und ſchreibe, einem perſönlichen Gefühle folge, ſo iſt es, ich geſtehe es, dem des tiefſten Unwillens, welchen wir Lehren einflößen, die aus Unwiſſenheit, Hochmuth und ſchlechtem Ehrgeiz entſpringen, aus jenem Ehrgeiz, der ſich durch Zerſtörung, ſtatt durch Aufbauen erheben will. Ich apellire alſo an die Geduld

meiner Zeitgenoſſen. Ich werde mich bemühen, klar, kurz und beſtimmt zu ſein, indem ich ihnen das beweiſe, wovon ſie nie geglaubt hätten, daß es ihnen bewieſen werden müßte, daß nämlich Dasjenige, was ſie geſtern verdient haben, ihnen wirklich gehörte, und daß ſie entweder ſich ſelbſt oder ihre Kinder davon ernähren können. Dahin ſind wir gekommen, dahin haben uns falſche Philoſophen in Verbindung mit einer verirrten Menge gebracht!

Die Grundgedanken dieſes Werkes hatte ich bereits vor drei Jahren gefaßt und in meinem Sinne feſtgehalten. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ſie nicht bereits damals veröffentlichte, bevor das Uebel ſeine Verheerungen weiter ausgebreitet. Nur die Sorgen eines zwiſchen beharrlichen Geſchichtsforſchungen und politiſchen Aufregungen getheilten Lebens haben mich daran verhindert. Als ich mich vor einem Vierteljahr auf's Land zurückgezogen und dort die Ruhe genoß, welche die Wähler meines Geburtsortes mir verſchafft hatten, verfaßte ich dieſe Schrift, welche nur als Project in meinem Geiſte lebte. Der von dem Inſtitut an alle ſeine Mitglieder ergangene Aufruf beſtimmt mich, ſie zu veröffentlichen. Ich erkläre jedoch, daß ich dieſe Arbeit nicht dem Urtheile der Abtheilung für politiſche und moraliſche Wiſſenſchaften, der ich angehöre, unterworfen habe. Ich

gehorche ihr, indem ich dieſe Schrift veröffentliche, aber ich mache ſie in keiner Weiſe verantwortlich, und indem ich ihren Befehl ausführe, ſpreche ich nur meinen Gedanken aus, und zwar in meiner offenen, heftigen und aufrichtigen Sprache, wie es ſtets geſchehen iſt, wie es ſtets geſchehen wird.

Paris, im September 1848.

A. Thiers.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Von dem Eigenthums-Recht.

Erſtes Kapitel. — Urſprung des gegenwärtigen Streites. — Wie es hat geſchehen können, daß das Eigenthum in unſerem Jahrhundert in Frage geſtellt ward.

Zweites Kapitel. — Von der zu befolgenden Methode. — Die Beobachtung der menſchlichen Natur iſt die wahre Methode, die befolgt werden muß, um die Rechte des Menſchen in der Geſellſchaft zu beweiſen.

Drittes Kapitel. — Von der Allgemeinheit des Eigenthums. — Das Eigenthum iſt eine in allen Zeiten und Ländern beſtändige allgemeine Thatſache.

Viertes Kapitel. — Von den Fähigkeiten des Menſchen. — Der Menſch hat in ſeiner Fähigkeit

ein erſtes, unbeſtreitbares Eigenthum, das der Urſprung jedes andern iſt.

Fünftes Kapitel. — Von der Anwendung der menſchlichen Fähigkeiten oder von der Arbeit. — Aus der Uebung der menſchlichen Fähigkeiten entſteht ein zweites Eigenthum, das die Arbeit zum Urſprunge hat, und welches die Geſellſchaft im allgemeinen Intereſſe heiliget.

Sechſtes Kapitel. — Von der Ungleichheit des Vermögens. — Aus der Ungleichheit der menſchlichen Fähigkeiten geht nothgedrungenerweiſe die Ungleichheit des Vermögens hervor.

Siebentes Kapitel. — Von der Uebertragung des Eigenthums. — Das Eigenthum iſt nur dann ein vollſtärdiges, wenn es durch Schenkung oder Vererbung übertragen werden kann.

Achtes Kapitel. — Von der Schenkung. — Die Schenkung iſt eine der nothwendigen Weiſen, von dem Eigenthume Gebrauch zu machen.

Neuntes Kapitel. — Von dem Erbrecht. — Aus der allgemeinen Befugniß zu ſchenken, folgt auch für den Vater die Befugniß, ſeinen Kindern während ſeines Lebens oder bei ſeinem Tode eine Schenkung zu machen.

Zehntes Kapitel. — Von dem Einfluſſe des Erbrechts auf die Arbeit. — Die Berechtigung, das Eigenthum von Vater auf Sohn übergehen zu laſſen, macht den Eifer für die Arbeit unendlich und vervollſtändigt das Syſtem des Eigenthums.

Elftes Kapitel. — Vom Reichen. — Die An-

häufungen von Vermögen, das Reſultat ſowohl des perſönlichen als des erblichen Eigenthumsrechts, bilden den ſogenannten Reichthum, der in der Geſellſchaft mehrere unentbehrliche Dienſte leiſtet.

Zwölftes Kapitel. — Von der wahren Begründung des Eigenthums-Rechts. — Aus allem Vorhergehenden folgt, daß die Arbeit die wahre Begründung des Eigenthums-Rechtes iſt.

Dreizehntes Kapitel. — Von der Verjährung. — Wenn Betrug und Gewaltthätigkeit zuweilen der Urſprung des Eigenthums ſind, ſo giebt ihm die, unter regelmäßigen Geſetzen vor ſich gehende Ueberlaſſung während einiger Jahre den achtbaren und heiligen Charakter des auf Arbeit gegründeten Eigenthums.

Vierzehntes Kapitel. — Von der Unterjochung aller Dinge durch die Ausdehnung des Eigenthums. — Weit entfernt, durch die wachſende Ausdehnung des Eigenthums unterjocht zu werden, wird die Welt im Gegentheil mit jedem Tage den Bedürfniſſen des Menſchen angemeſſener, ſeiner Arbeit zugänglicher, und das Eigenthum civiliſirt die Welt, ſtatt ſie zu unterjochen.

Zweites Buch.

Vom Communismus.

Erſtes Kapitel. — Von dem allgemeinen Prinzipe des Communismus. — Die Erörterung

des Communismus iſt für das Eigenthum das, was die Mathematiker den Beweis durch das Abſurde nennen.

Zweites Kapitel. — Von den unvermeidlichen Bedingungen des Communismus. — Der Communismus zieht unvermeidlich und in allen Beziehungen das Leben in Gemeinſchaft nach ſich.

Drittes Kapitel. — Vom Communismus in Beziehung zur Arbeit. — Der Communismus erſtickt allen Eifer für die Arbeit.

Viertes Kapitel. — Vom Communismus in Bezug auf die menſchliche Freiheit. — Der Communismus iſt die abſolute Negation der menſchlichen Freiheit.

Fünftes Kapitel. — Vom Communismus in ſeiner Beziehung zur Familie. — Das Eigenthum und die Familie ſind unauflöslich vereint; indem der Communismus das Eine aufhebt, hebt er auch die Andere auf und vernichtet die edelſten Empfindungen der menſchlichen Seele.

Sechſtes Kapitel. — Vom Kloſter-Leben oder von dem gemeinſchaftlichen Leben bei den Chriſten. — Der Communismus iſt im entgegengeſetzten Sinne eine Nachahmung des Kloſterlebens, welches Widerſprüche in ſich ſchließt, die es unmöglich machen.

Drittes Buch.

Vom Socialismus.

Erſtes Kapitel. — Vom Socialismus. — Die Gegner des Eigenthums, die es nicht immer wagen, es abſolut zu leugnen, kommen zuletzt auf verſchiedene gemiſchte Syſteme hinaus, wie die Aſſociation, die Reciprocität, das Recht auf Arbeit.

Zweites Kapitel. — Von den ſocialen Leiden. — Welches die wahren ſocialen Leiden ſind, deren Verhütung wünſchenswerth wäre.

Drittes Kapitel. — Von der Aſſociation und ihrer Anwendung auf die verſchiedenen Arbeiterklaſſen. — Die Aſſociation iſt nur auf einige angehäufte Bevölkerungen anwendbar, nur für ſie allein und unter ihrem Einfluß erfunden.

Viertes Kapitel. — Vom Kapital in dem Syſtem der Aſſociation. — Das Kapital der Aſſociation iſt, wenn es vom Staate geliefert wird, der Maſſe der Steuerpflichtigen ungerechterweiſe entzogen, und wenn es von dem Salaire der Arbeiter zurückgehalten wird, eine unvorſichtige Verwendung ihrer Erſparniſſe.

Fünftes Kapitel. — Von der Leitung der Unternehmungen in dem Syſteme der Aſſociation. — Die Leitung der Unternehmungen in dem Syſteme der Aſſociation iſt unmöglich und ſtrebt dahin, an die Stelle des perſönlichen Intereſſes, welches allein der Privat-Induſtrie entſpricht, das Prinzip des allgemeinen

Intereſſes zu ſetzen, welches nur für die Staatsverwaltung ſich eignet.

Sechſtes Kapitel. — Von der Arbeit auf's Stück. — Durch Abſchaffung der Dingung (marchandage) hat man das einzige Mittel für die Arbeiter, an den Gewinnſten des Kapitals Theil zu nehmen, vernichtet.

Siebentes Kapitel. — Von der Unterdrückung der Concurrenz. — Die Concurrenz iſt für die armen Klaſſen die Quelle jeder Verbeſſerung; würde die Concurrenz entfernt, ſo bliebe nur noch das Monopol zu Gunſten der vereinigten Arbeiter, wie zum Schaden der nicht vereinigten.

Achtes Kapitel. — Von der Reciprocität. — Ein hoher Preis iſt durch Geſetze nicht hervorzubringen, und das baare Geld könnte mit Sicherheit nur durch ein Papier erſetzt werden, deſſen Beſchaffung eben ſo ſchwer ſein würde, als die des baaren Geldes ſelbſt.

Neuntes Kapitel. — Von dem Rechte auf Arbeit. — Die moraliſche Pflicht der Geſellſchaft, den unbeſchäftigten Arbeitern Arbeit zu verſchaffen, kann kein Recht conſtituiren.

Zehntes Kapitel. — Von dem allgemeinen Charakter der Socialiſten. — Die Socialiſten greifen am Ende eben ſo das Eigenthum an, wie die Communiſten ſelbſt, und beſchäftigen ſich nur mit einem Theile des Volkes, mit demjenigen, welcher in den Städten angehäuft iſt.

Viertes Buch.

Von der Steuer.

Erſtes Kapitel. — Von der Art und Weiſe, das Eigenthum zu beſteuern. — Es iſt nicht wahr, daß die Regierungen es ſich in allen Jahrhunderten zum Hauptzwecke machten, einige Klaſſen auf Unkoſten der anderen von Laſten zu befreien, und daß es ihr einziger Zweck war, das Geld zu nehmen, wo es am leichteſten zu finden war.

Zweites Kapitel. — Vom Prinzip der Beſteuerung. — Die Beſteuerung muß ſich auf alle Arten von Einkünften erſtrecken, auf die des Eigenthums wie der Arbeit.

Drittes Kapitel. — Von der Vertheilung der Steuern. — Die Beſteuerung muß verhältnißmäßig, nicht aber fortſchreitend ſein.

Viertes Kapitel. — Von den verſchiedenen Formen der Steuer. — Die Steuer hat mit der Zeit die weſentliche und nützliche Tendenz, ſich in's Unendliche zu verwandeln.

Fünftes Kapitel. — Von der Ausbreitung der Steuer. — Die Steuer vertheilt ſich in's Unendliche und ihr Ziel iſt, ſich ſo ſehr mit dem Preiſe der Dinge zu vermiſchen, daß Jeder ſeinen Theil davon trägt, und zwar nicht durch das, was er dem Staate zahlt, ſondern durch das, was er verbraucht.

Sechſtes Kapitel. — Von dem durch die Beſteuerung hervorzubringenden Guten oder

Böſen. — Die Abänderungen im Syſteme der Beſteuerung, die im Intereſſe der arbeitenden Klaſſen wünſchenswertheſten, ſind nicht diejenigen, welche am gewöhnlichſten vorgeſchlagen werden.

Siebentes Kapitel. — Schluß. — Von dem Uebel in der Welt. — In der Geſellſchaft giebt es manche Uebel, welche die Regierungen gut zu machen ſich beſtreben müſſen; es giebt aber auch andere, welche mit der menſchlichen Natur ſo verwachſen ſind, daß keine irgend erdenkliche Vervollkommnung in den Inſtitutionen ſie den Menſchen erſparen kann.

Erſtes Buch.

Vom Eigenthums-Recht.

Erſtes Kapitel.

Urſprung des gegenwärtigen Streites.

Wie es hat geſchehen können, daß das Eigenthum in unſerem Jahrhundert in Frage geſtellt ward.

Wer vermochte es zu bewirken, daß das Eigenthum, der natürliche Inſtinkt des Mannes, des Kindes, des Thieres, das einzige Ziel, der unerläßliche Lohn der Arbeit in Frage geſtellt ward? Wer konnte uns zu einer Abirrung führen, dergleichen man in keiner Zeit, in keinem Lande, ſelbſt nicht in Rom zu der Zeit geſehen hat, wo es ſich, als man über das Agrar-Geſetz ſtritt, nur darum handelte, die vom Feinde eroberten Ländereien zu vertheilen? Wer vermochte das zu bewirken? Wir werden es in einigen Zeilen ſehen.

Gegen das Ende des letzten Regimes theilten ſich die Menſchen, welche die im Jahre 1830 eingeſetzte Re-

gierung bekämpſten, in verſchiedene Klaſſen. Die Einen, welche ſie nicht ſtürzen, ſondern im Gegentheil retten wollten, bekämpſten nicht die Form dieſer Regierung, ſondern ihren Gang. Sie verlangten die wirkliche Freiheit, diejenige, welche die Angelegenheiten des Landes vor dem Einfluſſe der Höfe wie der Straßen ſchützen ſollte, eine weiſe Verwaltung der Finanzen, eine kräftige Organiſation der Staatsmacht, eine vorſichtige aber nationale Politik. Andere hielten ſich, entweder aus Ueberzeugung oder aus glühendem Eifer, oder weil ſie ſich gerne von ihren Kampfgenoſſen unterſcheiden wollten, an die Regierungs-Form ſelbſt, und wünſchten die Republik, ohne daß ſie es auszuſprechen wagten. Unter dieſen Letztern willigten die Aufrichtigſten darin ein, abzuwarten, bis die Erfahrung der conſtitutionellen Monarchie vollſtändig gemacht ſein würde, und ſie gaben ſich derſelben mit einer vollkommenen Loyalität hin. Diejenigen, welche die größte Eile hatten und ſich von den Republikanern ſelbſt zu unterſcheiden ſuchten, ſtrebten die Republik mit größerer Ungeduld an, und um ihren Gedanken Luft zu machen, ſprachen ſie unaufhörlich von vergeſſenen, mißkannten und aufgeopferten Intereſſen des Volkes. Andere, welche ſich durch noch auffallendere Zeichen bemerklich machen wollten, zeigten eine Verachtung gegen alle politiſchen Discuſſionen und verlangten eine ſociale Revolution; unter dieſen Letzteren gab es ſogar welche, die ſich ein weiteres Ziel ſteckten und eine vollſtändige, abſolute, ſociale Revolution verlangten.

Der Kampf wurde immer erbitterter, je länger er dauerte, und als endlich das zu ſpät belehrte Königthum

die Macht von den Einen zu den Anderen übergehen laſſen wollte, ließ es ſie inmitten der allgemeinen Verwirrung aus den Händen fallen. Sie iſt wieder aufgenommen worden. Diejenigen, welche ſie heute beſitzen, ſind von einem Anfange von Erfahrung erleuchtet und zeigen keine Eile, unvorſichtigen Verpflichtungen nachzukommen, welche übrigens viele von ihnen nicht übernommen haben. Alle Diejenigen, welche nicht im Beſitze der Macht ſind und die keine Erfahrung aufgeklärt hat, verlangen hartnäckig eine ſociale Revolution. Eine ſociale Revolution! Genügt es ſie zu wollen, um ſie zu vollbringen? Hat man auch die Kraft dazu, welche zuweilen durch Aufwiegelung eines leidenden Volkes zu erlangen iſt, ſo muß man noch den Stoff dafür finden, man muß eine Geſellſchaft zu reformiren haben. Wenn ſie aber ſeit langer Zeit reformirt iſt, wie es dann anzufangen? Ah! Ihr ſtrebt eiferſüchtig nach dem Ruhme, eine ſociale Revolution zu vollbringen; nun! da hättet Ihr ſechzig Jahre früher geboren ſein und 1789 Eure Carriere beginnen müſſen. Damals hättet Ihr ohne das Volk zu täuſchen oder zu verderben, Stoff gehabt, ſeinen Enthuſiasmus zu erregen und den erregten lebendig zu erhalten! In jener Zeit zahlte wirklich nicht Jedermann Abgaben. Der Adel trug nur einen Theil derſelben, die Geiſtlichkeit gar keine, außer wenn es ihr gefiel, freiwillige Gaben zu bewilligen. Nicht Alle erlitten dieſelbe Strafe, wenn ſie gefehlt hatten. Für die Einen war der Galgen da, für die Anderen gab es tauſend Weiſen, der verdienteſten Schande oder Todesſtrafe zu entgehen. Nicht Alle konn-

ten, welche Anlagen ſie auch haben mochten, zu öffentlichen Aemtern gelangen, indem Geburt oder Religion ſie daran hinderte. Unter dem Titel Feudal=Rechte gab es eine Menge von Abhängigkeiten, welche keinen frei eingegangenen Contract, ſondern die Anmaßung der Stärke über die Schwäche zum Urſprung hatten. Man mußte ſein Brot im Ofen des gnädigen Herrn backen, das Getreide auf ſeiner Mühle mahlen laſſen, ausſchließlich von ihm Lebensmittel kaufen, ſeiner Juſtiz ſich unterwerfen, die Ernte von ſeinem Wilde verzehren laſſen. Die verſchiedenen Zweige der Induſtrie konnte man nur nach vorgängiger Erlaubniß ergreifen, und über dieſe entſchied das Regime der Zünfte und Corporationen. Es exiſtirten Schlagbäume zwiſchen einer Provinz und der andern, unerträgliche Formen für Erhebung der Steuern. Die Summe dieſer Steuern war für die Maſſe des Reichthums erdrückend. Unabhängig von den herrlichen, der Geiſtlichkeit heimgefallenen Beſitzungen, die dem Staate Nichts eintrugen, mußte man ihr auch unter dem Namen von Zehnten den beſten Theil der ländlichen Produkte entrichten. Alles Dies traf beſonders das Volk und was die Geſammtheit der Nation betrifft, ſo gab es Cenſoren für die, welche ſich zu ſchreiben verſucht fühlten, die Baſtille für ungelehrige Charactere, Parlaments=Gerichtshöfe für Labarre und Calas, und Pauſen von mehreren Jahrhunderten zwiſchen den Generalſtaaten, welche ſo viele Mißbräuche hätten abſtellen können.

So konnten denn auch in der unſterblichen Nacht des 4. Auguſt alle Klaſſen der Nation, die in der conſtituirenden Verſammlung herrlich vertreten waren, Etwas

auf dem Altare des Vaterlandes opfern. Sie hatten in der That ſämmtlich Etwas herbeizubringen: die privilegirten Klaſſen ihre Steuerfreiheit, die Geiſtlichkeit ihre Güter, der Adel ſeine Feudalrechte und Titel, die Provinzen ihre beſonderen Conſtitutionen. Mit einem Worte, alle Klaſſen hatten ein Opfer darzubieten und ſie vollbrachten es inmitten einer unerhörten Freude. Dieſe Freude war nicht die Freude Weniger, ſondern Aller, die Freude des von Bedrückungen aller Art befreiten Volkes, die Freude des aus ſeiner Erniederung erhobenen dritten Standes, die Freude des Adels ſelbſt, der damals für das Vergnügen des Wohlthuns lebhaft empfänglich war. Es war ein unendlicher Rauſch, eine ſchwärmeriſche Menſchenliebe, welche uns in unſerm warmen Patriotismus die ganze Welt umarmen ließ.

Man hat ſeit einiger Zeit nicht ermangelt, die Volksklaſſen nach Kräften aufzuregen: hat man den Schwung von 1789 hervorgebracht? Gewiß nicht. Und warum? Weil das, was ſchon gethan, nicht mehr zu thun iſt, weil man in einer zweiten Nacht des 4. Auguſt Nichts mehr opfern könnte. Giebt es in der That irgendwo ein zu unterdrückendes Zwangsrecht für einen Backofen oder eine Mühle? Giebt es Wild, daß Ihr nicht tödten dürfet, ſobald es auf Eure Ländereien kommt? Giebt es andere Cenſoren, als etwa die gereizte Menge oder die Dictatur, welche ſie vertritt? Giebt es Baſtillen? Giebt es Beſchränkungen, die von Religion oder Geburt herrühren? Giebt es Einen, der nicht zu allen Aemtern gelangen kann? Giebt es eine andere Ungleichheit, als die des Geiſtes, welche nicht dem Geſetze zugeſchrieben werden

kann, oder die des Vermögens, welche aus dem Eigenthums-Rechte entſteht? Verſuchet nun, wenn Ihr könnt, eine Nacht des 4. Auguſt herbeizuführen, errichtet einen Altar des Vaterlandes und ſaget uns, was Ihr darauf niederlegen werdet. Mißbräuche? O gewiß! daran fehlt es nicht, es wird in keiner Zeit daran fehlen. Aber einige Mißbräuche auf dem im Sturm errichteten Altar des Vaterlandes, ſind etwas zu Geringfügiges! es müſſen andere Gaben dargebracht werden. Suchet nun, ſuchet in dieſer aufgelöſten, ſeit 1789 ſo oft umgebildeten Geſellſchaft, und ich frage Euch, ob Ihr etwas Anderes zu opfern findet, als das Eigenthum. Das hat man nun freilich nicht unterlaſſen, und hier iſt der beklagenswerthe Urſprung des gegenwärtigen Streites über dieſen Gegenſtand.

Es iſt wahr, daß nicht alle Anhänger einer ſocialen Revolution das Eigenthum in gleichem Grade opfern wollen. Die Einen wollen es ganz abſchaffen, die Anderen theilweiſe; dieſe würden ſich begnügen, die Arbeit anders zu belohnen, jene würden mit der Steuer einſchreiten. Alle aber vergreifen ſich mehr oder minder an dem Eigenthum, um gewiſſermaßen die Wette zu halten, welche ſie durch das Verſprechen, eine ſociale Revolution zu vollbringen, eingegangen. Man muß daher alle dieſe gehäſſigen, kindiſchen, lächerlichen, aber unheilvollen Syſteme, die wie eine Menge Inſekten aus der Auflöſung aller Regierungen erzeugt worden ſind und die Atmoſphäre, in der wir leben, anfüllen, bekämpfen. Dies iſt der Urſprung eines Zuſtandes der Dinge, der uns, ſelbſt wenn die Geſellſchaft gerettet wird, die Verachtung oder das Mitleid des kommenden Geſchlechtes

einbringen wird. Wollte Gott, daß man einiger Achtung zu Gunſten Derer Raum gäbe, welche dieſen Irrthümern, dieſer ewigen Schande des menſchlichen Geiſtes, widerſtanden haben werden.

Zweites Kapitel.

Von der zu befolgenden Methode.

Die Beobachtung der menſchlichen Natur iſt die wahre Methode, die befolgt werden muß, um die Rechte des Menſchen in der Geſellſchaft zu beweiſen.

Bevor wir zu beweiſen ſuchen, daß das Eigenthum ein Recht iſt, und zwar ein heiliges Recht, wie die Freiheit zu gehen und zu kommen, zu denken und zu ſchreiben, kommt es weſentlich darauf an, uns über die Beweisart, welche in dieſer Sache, befolgt werden muß, Sicherheit zu verſchaffen.

Worauf ſtützt man ſich, wenn man ſagt: Der Menſch hat das Recht ſich zu bewegen, zu arbeiten, zu denken, ſich frei auszudrücken? Woher hat man den Beweis für alle dieſe Rechte genommen? Aus den Bedürfniſſen des Menſchen, ſagen einige Philoſophen. Seine Bedürfniſſe begründen ſein Recht. Er hat das Bedürfniß, ſich frei zu bewegen, zu arbeiten, um zu leben, zu denken, und wenn er gedacht hat, ſeinem Gedanken gemäß zu ſprechen; alſo hat er das Recht, dies zu thun. Diejeni-

gen, welche alſo urtheilten, ſind der Wahrheit nahegekommen, haben ſie aber nicht erreicht, denn es würde aus ihrer Schlußweiſe folgen, daß jedes Bedürfniß ein Recht iſt, das wahre wie das falſche, das natürliche, einfache, wie dasjenige, welches aus verkehrten Gewohnheiten entſpringt. Wenn es in der That wahre Bedürfniſſe giebt, ſo giebt es auch falſche, welche aus ſchlechten Gewohnheiten hervorgehen. Der Menſch, der ſich ſeinen Leidenſchaften hingiebt, ſchafft ſich übertriebene und ſtrafbare Bedürfniſſe, wie die des Weines, der Weiber, der Verſchwendung, der Trägheit, des Schlafes, der unordentlichen Thätigkeit, der Revolutionen, der Kämpfe, des Krieges. Iſt er ein Vergnügungsſüchtiger, ſo wird er Jedermanns Weib haben müſſen; iſt er ein ſtarker Weinliebhaber, ſo werden ihm Ströme von Getränken, die ihn verdummen, Bedürfniß ſein; iſt er Eroberer, ſo wird er der ganzen Erde zur Verwüſtung bedürfen. Wenn die Bedürfniſſe die Quelle der Rechte wären, ſo würde Cäſar in Rom das Recht gehabt haben, den Römern ihre Frauen, ihre Freiheit, ihre Vermögen, und ihren Ruhm zu nehmen, und in dieſem Falle hätte das Laſter das Recht begründet.

Ich weiß wohl, daß die Philoſophen, welche ſo urtheilten, einen Unterſchied gemacht und geſagt haben: Die wahren Bedürfniſſe machen das Recht. Dann bleibt zu unterſuchen, welche Bedürfniſſe wahre Bedürfniſſe ſind, und zu unterſcheiden zwiſchen wahren und falſchen; und wie gelangt man dazu? Durch Beobachtung der menſchlichen Natur. Die genaue Beobachtung der menſchlichen Natur iſt alſo die Methode, die befolgt werden

muß, um die Rechte des Menſchen aufzufinden und zu beweiſen.

Montesquieu hat geſagt: Die Geſetze ſind die Beziehungen der Dinge. Ich bitte dieſen großen und umfaſſenden Geiſt um Verzeihung. Er hätte ſich vielleicht treffender ausgedrückt, wenn er geſagt hätte: Die Geſetze ſind die Fortdauer der Dinge. Newton beobachtet die ſchweren Körper: er ſieht nach der irdiſchen Sprache der Bewohner unſeres Planeten, einen Apfel vom Baume fallen. Indem er dieſes Factum mit einem andern, mit der Annäherung des Mondes gegen die Erde, der Erde gegen die Sonne in Verbindung bringt, nimmt er in einem einzelnen und unbedeutenden Factum eine allgemeine, bleibende Thatſache an und ſagt: die ſchweren Körper ziehen einander im Verhältniß ihrer Maſſe an und nennt dieſe Erſcheinung das Geſetz der Schwerkraft.

Ich beobachte den Menſchen, ich vergleiche ihn mit dem Thiere, ich ſehe, daß er, weit entfernt, gemeinen Inſtincten zu gehorchen, wie zu eſſen, zu trinken, ſich zu begatten, zu ſchlafen, zu erwachen und wieder von vorne anzufangen, aus dieſen engen Grenzen heraustritt und daß er zu allen dieſen Weiſen ſeines Verhaltens andere edlere und weit zuſammengeſetztere hinzufügt. Er hat einen durchdringenden Geiſt: mit dieſem Geiſte erſinnt er die Mittel, ſeinen Bedürfniſſen zu genügen: er wählt unter dieſen Mitteln, beſchränkt ſich nicht darauf, ſeine Beute wie der Adler im Fluge, oder wie der Tiger durch Auflauern zu ergreifen: er kultivirt die Erde, bereitet ſeine Nahrungsmittel, webt ſeine Kleidungsſtücke, vertauſcht das, was er erzeugt hat, mit dem, was ein

Anderer erzeugt, treibt Handel, vertheidigt ſich, oder greift an, führt Krieg, ſchließt Frieden, erhebt ſich zur Verwaltung von Staaten und gelangt, indem er ſich noch weiter erhebt, zur Erkenntniß Gottes: Je weiter er in dieſen verſchiedenen Erkenntniſſen vorgeſchritten iſt, deſto weniger wird er von der rohen Gewalt und deſto mehr von der Vernunft beherrſcht, er wird immer würdiger, an der Leitung der Geſellſchaft, deſſen Mitglied er iſt, Theil zu nehmen. Nachdem ich alles Dieſes erwogen und in ihm jene erhabene Einſicht erkannt habe, welche ſich während der Uebung entwickelt, nachdem ich geſehen, daß ich, wenn ich ihn an der Uebung derſelben verhindere, ihn derſelben verluſtig mache, ihn erniedrige, daß er durch mich unglücklich und wie der Sklave faſt ſeines Unglückes werth wird, rufe ich laut: der Menſch hat das Recht, frei zu ſein, weil ſeine edle, ſcharf beobachtete Natur mir das Geſetz offenbart, daß das denkende Weſen frei ſein muß, wie der fallende Apfel dem Newton offenbart hat, daß die ſchweren Körper zu einander ſtreben.

Ich frage nun, ob Jemand eine andere Art die Rechte zu conſtatiren, eine andere, als die der geſunden und tiefen Beobachtung der Dinge ausfindig machen kann. Wenn man die beſtändige Art des Verhaltens der Dinge wohl beobachtet hat, ſchließt man auf das Geſetz, welches ſie regiert und von den Geſetzen auf das Recht. Doch ich muß noch eine Bemerkung hinzufügen, ohne welche ich dem Widerſpruche einen Angriffspunkt darbieten würde. Willſt du, wird man mich fragen, von dem Geſetze, welches die ſchweren Körper gegen einander treibt, auf das Recht ſchließen? wirſt du ſagen, die

Erde hat das Recht, ſich vermöge ihrer Schwere gegen die Sonne zu neigen? Nein, ich antworte mit Pascal: „Erde, du weißt nicht, was du thuſt. Wenn du mich zerſchmetterſt, weißt du es nicht, ich aber weiß es. Ich bin dir alſo überlegen!

Nein, das Recht iſt das Privilegium der moraliſchen, denkenden Weſen. Ich wäre faſt verſucht zu ſagen (doch würde ich es nicht wagen), daß der Hund, der euch dient, der euch liebt, das Recht habe, gut behandelt zu werden, weil dieſes liebende und ergebene Thier ſich zu euren Füßen wirft und ſie zärtlich küßt. Und doch würde ich es, wenn ich mich ſo ausdrückte, an der vollkommenen Richtigkeit des Ausdruckes fehlen laſſen. Wenn Ihr dieſem anhänglichen Geſchöpfe Etwas ſchuldet, ſo geſchieht es, weil ihr verſteht, was ihm fehlt. Was es ſelbſt betrifft, ſo hat es auf Nichts ein Recht, weil es ohne Bewußtſein nur begehrt. Dieſes Wort „Recht" gehört nur den Beziehungen denkender Weſen unter einander an. Alle Weſen in dieſem Weltall, die moraliſchen wie die phyſiſchen, haben Geſetze; aber für die erſtern begründen die Geſetze Rechte. Nachdem ich den Menſchen beobachtet, ſehe ich, daß er denkt, daß er das Bedürfniß zu denken und dieſe Fähigkeit zu üben hat; daß dieſe ſich, indem er ſie übt, entwickelt, erweitert, und ich ſage, daß er das Recht zu denken und zu ſprechen hat, denn Denken und Sprechen iſt Daſſelbe. Ich bin es ihm ſchuldig, wenn ich Regierung bin, nicht wie dem Hunde, deſſen ich eben Erwähnung gethan, ſondern wie einem Weſen, welches weiß, was daran iſt, welches das Gefühl ſeines Rechtes hat, welches meines Gleichen iſt,

dem ich Das gebe, wovon ich weiß, daß es ihm gebührt, und welches ſtolz Das empfängt, was, wie es weiß, ihm gehört. Mit einem Worte, es iſt immer dieſelbe Methode, nämlich die Beobachtung der Natur. Ich ſehe, daß der Menſch dieſe Fähigkeit, und das Bedürfniß, ſie zu üben, hat und ich ſage, daß man ihm das Mittel dazu geben muß; und da die menſchliche Sprache unendlich reich ausgeſtattet iſt, und in ihren zahlloſen Nüancen die zahlloſen Nüancen der Dinge offenbart, ſo ſage ich, wenn von einem ſchweren Körper die Rede iſt, er ſtrebe vermöge ſeiner Schwere nach einem Punkte hin, weil er dazu gezwungen iſt. Ich ſage vom Hunde: mißhandelt ihn nicht, denn er empfindet die ſchlechte Behandlung, und ſeine liebenswürdige Natur hat ſie nicht verdient. Sobald ich aber zu dem Menſchen komme, der meines Gleichen vor Gott iſt, ſage ich, er hat ein Recht. Sein Geſetz nimmt dieſes erhabene Wort in Anſpruch.

Gehen wir alſo von dem Grundſatze aus, daß das Eigenthum wie alles Das, was ſich beim Menſchen findet, ein Recht und zwar ein wohlerwieſenes Recht wird, wenn die Beobachtung der Geſellſchaft das Bedürfniß dieſer Einrichtung, ihre Schicklichkeit, ihren Nutzen, ihre Nothwendigkeit offenbart, wenn ich endlich beweiſe, daß ſie der Exiſtenz der Menſchen eben ſo unerläßlich, als die Freiheit ſelbſt iſt. Habe ich dieſen Punkt erreicht, dann kann ich ſagen: das Eigenthum iſt ein Recht, und zwar mit derſelben Befugniß, mit der ich ſage: die Freiheit iſt ein Recht.

Drittes Kapitel.

Von der Allgemeinheit des Eigenthums.

Das Eigenthum iſt eine in allen Zeiten und in allen Ländern beſtändige, allgemeine Thatſache.

Nachdem nun die Methode der Beobachtung ſowohl für die moraliſchen, wie für die phyſiſchen Wiſſenſchaften als die einzig gute erkannt iſt, prüfe ich zuerſt die menſchliche Natur in allen Ländern, in allen Zeiten, in allen Zuſtänden der Civiliſation, und überall finde ich das Eigenthum als eine durchgehends allgemeine Thatſache, die keine Ausnahme erleidet.

In dem vorigen Jahrhundert gefielen ſich die Publiziſten, indem ſie den natürlichen von dem civiliſirten Zuſtande unterſcheiden wollten, darin, eine Epoche zu erfinden, in welcher der Menſch, keiner beſtimmten Regel gehorchend, in den Wäldern und Wüſten umherirrte, und eine andere Epoche, in welche er ſich zuſammengeſchaart, vereinigt und durch Verträge, die Geſetze genannt werden, verbunden hat. Man bezeichnete mit dem Titel „natürliches Recht" die gemuthmaßten Verhältniſſe dieſes erſten Zuſtandes, mit dem Titel „bürgerliches Recht" die wirklichen und bekannten Verhältniſſe des zweiten. Es iſt dies eine reine Hypotheſe, denn der Menſch iſt nirgends, ſelbſt nicht unter den roheſten beſchränkteſten Wilden Amerikas und Auſtraliens in völliger Abſonderung gefunden worden. Eben ſo wie es unter den Thieren

ſolche giebt, die, von ihrem Inſtinkt geleitet, ſchaaren-weiſe zuſammenleben, wie die kräuterfreſſenden, welche in Gemeinſchaft weiden, während die fleiſchfreſſenden iſolirt leben, um ohne Nebenbuhler zu jagen, eben ſo iſt der Menſch ſtets in Geſellſchaft gefunden worden. Der Inſtinkt, dieſes erſte und älteſte Geſetz, trieb ihn zu ſeines Gleichen und machte ihn zu einem geſellſchaftlichen Thiere. Was ſollte er auch, wenn es anders wäre, mit dieſem verſtändigen Blicke, durch welchen er fragt und antwortet, bevor er noch ſprechen kann, machen? was ſollte er mit dieſem Geiſte anfangen, welcher die Dinge begreift, verallgemeinert und klaſſificirt; mit dieſer Stimme, welche ſie durch Töne bezeichnet, mit dieſem Worte endlich, dem Werkzeuge des Gedankens, dem Bande und dem Reize der Geſellſchaft? Ein ſo edel organiſirtes Weſen, welches das Bedürfniß und das Mittel hat, ſich ſeines Gleichen mitzutheilen, konnte nicht für die Iſolirung geſchaffen ſein. Jene traurigen Bewohner Auſtraliens, die von allen, welche die Schöpfung uns darbietet, am meiſten den Affen ähnlich ſind und ſich der Fiſcherei hingeben, einer Lebensweiſe, die für den Menſchen am wenigſten unterrichtend iſt, ſind in gegenſeitiger Annäherung, in Gemeinſchaft lebend und durch rauhe und wilde Töne mit einander verkehrend, gefunden worden.

Auch hat man den Menſchen immer gefunden, wie er ſeine beſondere Wohnung und in dieſer Wohnung ſeine Frau und Kinder hatte, und ſo die erſten Verbindungen bildete, die man Familien nennt, und von denen mehrere, neben einander geſtellt, Verſammlungen oder Völkerſchaften bilden, welche durch einen natürlichen In-

ſtinkt ſich in Gemeinſchaft vertheidigen, wie ſie in Gemeinſchaft leben. Betrachtet die Hirſche, die Dammhirſche, die Gemſen, welche in den ſchönen Lichtungen unſerer europäiſchen Waldungen oder vielmehr auf den grünenden Anhöhen der Alpen und Pyrenäen weiden! ſobald ein Windhauch zu ihren ſo feinen Sinnen einen Ton trägt, welcher ſie warnt, geben ſie mit der Stimme oder mit dem Fuße ein Zeichen der Unruhe, welches ſich ſogleich der Heerde mittheilt, und ſie fliehen in Gemeinſchaft, denn ihre Vertheidigung liegt in der wunderbaren Leichtigkeit ihrer Füße. Der Menſch, der geboren iſt, um dem Geſchoſſe zu trotzen, der Menſch wirft ſich, anſtatt zu fliehen, auf die mehr oder minder vollkommenen Waffen, welche er erdacht hat, greift zu einem Stück Holz, an deſſen Ende er einen ſcharfen Stein anbringt, und mit dieſer groben Lanze bewaffnet, drängt er ſich an ſeinen Nachbar, bietet dem Feinde die Spitze, leiſtet Widerſtand oder weicht zurück, nach der Leitung, welche er von dem gewandteſten und dreiſteſten der Mitglieder der Völkerſchaft empfängt.

Alle dieſe Akte gehen inſtinktmäßig vor ſich, bevor man Etwas über Geſetze oder Künſte geſchrieben hat, bevor man über Etwas übereingekommen iſt. Die inſtinktmäßigen Regeln dieſes urſprünglichen Zuſtandes, die roheſten, allgemeinſten und nothwendigſten von allen, können wohl natürliches Recht genannt werden. Nun aber exiſtirt das Eigenthum von dieſem Zeitpunkte an, denn man hat nie geſehen, daß der Menſch in dieſem Zuſtande nicht ſeine Hütte oder ſein Zelt, ſeine Frau, ſeine Kinder, mit einigen Anſammlungen der Produkte

ſeiner Fiſcherei, ſeiner Jagd oder ſeiner Heerden, in der Geſtalt von Familienvorräthen gehabt hätte. Und wenn ein Nachbar, aus ungeſtümen Trieben der Ungerechtigkeit, ihm einige der beſcheidenen Güter, welche ſeine Habſeligkeit ausmachen, rauben will, wendet er ſich an das ſtärkere, gewandtere Oberhaupt, in deſſen Nähe er während des Kampfes ſich zu ſtellen gewöhnt hat, verlangt von ihm Abhülfe, Schutz, und dieſer ſpricht ſein Urtheil nach Rechtsbegriffen, wie ſie ſich in der Völkerſchaft entwickelt haben.

Bei allen Völkern, wie roh ſie auch ſein mögen, findet man alſo das Eigenthum zuerſt als eine Thatſache, dann als eine Idee, die je nach dem Grade der Civiliſation, den ſie erreicht haben, mehr oder minder klar, doch ſtets unwandelbar feſt iſt. So hat der wilde Jäger wenigſtens das Eigenthum ſeines Bogens, ſeiner Pfeile und des Wildes, welches er getödtet hat. Der Nomade, welcher ein Hirt iſt, hat wenigſtens das Eigenthum ſeiner Zelte, ſeiner Heerden. Er hat noch nicht das des Erdreichs zugegeben, weil er noch nicht gelernt hat, ſeine Kräfte darauf zu verwenden. Aber der Araber, welcher zahlreiche Heerden aufgezogen hat, verſteht es wohl, Eigenthümer deſſelben zu ſein, und vertauſcht die Produkte deſſelben gegen das Getreide, welches ein anderer Araber, der ſchon auf dem Boden feſtſitzt, anderswo erzeugt hat. Er erwägt genau den Werth des Gegenſtandes, welchen er giebt, gegen den Werth desjenigen, welchen man ihm abtritt; er verſteht es wohl, der Eigenthümer des einen vor dem Austauſch, der Eigenthümer des andern nach demſelben zu ſein. Das

unbewegliche Eigenthum exiſtirt bei ihm noch nicht. Nur manchmal ſieht man ihn während zwei oder drei Monate ſich auf Ländereien, welche Niemandem gehören, feſtſetzen, ſie beſtellen, Getreidekörner hineinwerfen, ernten und dann nach anderen Oertern ziehen. Allein während der Zeit, welche er mit dem Beſtellen und Beſäen des Erdreichs, ſo wie mit dem Ernten zubringt, verſteht es der Nomade, Eigenthümer deſſelben zu ſein, und er würde ſich mit ſeinen Waffen auf Denjenigen ſtürzen, welcher ihm die Früchte deſſelben ſtreitig machen wollte. Die Dauer ſeines Eigenthums ſteht im Verhältniß zur Dauer ſeiner Arbeit. Nach und nach aber ſetzt ſich der Nomade feſt und wird Ackerbauer, denn es liegt in dem Herzen des Menſchen, gern eine Behauſung zu haben, wie es in der Natur der Vögel liegt, ihre Neſter, und gewiſſer vierfüßiger Thiere, ihre Höhlen zu haben. Er wählt zuletzt ein Stück Land, theilt es in Erbgüter, auf welchem jede Familie ſich niederläßt, arbeitet, und für ſich ſelbſt wie für ihre Nachkommenſchaft kultivirt. Eben ſo wie der Menſch ſein Herz nicht unter allen Mitgliedern ſeines Stammes umherirren laſſen kann, und wie er das Bedürfniß hat, eine Frau für ſich und Kinder zu haben, welche er liebt, pflegt und beſchützt, auf welche alle ſeine Befürchtungen, Hoffnungen, ja, ſein ganzes Leben gerichtet ſind, ſo hat er auch das Bedürfniß, ſein Feld zu beſitzen, welches er anbaut, bepflanzt, nach ſeinem Geſchmacke verſchönert, durch Grenzen abſchließt, und welches er, bedeckt mit Bäumen, welche nicht für ihn, ſondern für ſie wachſen werden, ſeinen Nachkommen zu überliefern hofft. Dann folgt auf das bewegliche Eigen-

thum des Nomaden das unbewegliche des ackerbauenden Volkes. Das zweite Eigenthum entſteht und mit ihm verwickeltere Geſetze, welche allerdings die Zeit gerechter, vorausſehender macht, ohne aber das Prinzip derſelben zu ändern, und welche durch Richter und eine öffentliche Macht angewandt werden müſſen. Das aus einer anfänglichen Wirkung des Inſtinktes hervorgegangene Eigenthum wird eine geſellſchaftliche Uebereinkunft, denn ich beſchütze Euer Eigenthum, damit Ihr das meinige beſchützet, ich beſchütze es entweder als Soldat mit meiner Perſon oder als Steuerpflichtiger mit meinem Gelde, indem ich einen Theil meines Einkommens der Unterhaltung einer öffentlichen Macht widme.

So ſetzt ſich der anfangs unbekümmerte und an den Boden, der ihm ohne große Mühe wilde Früchte und zahlreiche Thiere zu verſchlingen bietet, wenig Anhänglichkeit zeigende Menſch an den mit natürlichen Gerichten beſetzten Tiſch, wo es für Alle Platz hat, die ohne Eiferſucht, ohne Streit ſich nach und nach an denſelben heranſetzen, ihn verlaſſen und wie zu einem durch einen freigiebigen Herrn täglich bereiteten Feſte wiederkommen; dieſer Herr iſt kein anderer, als Gott ſelbſt. Allein nach und nach findet er an ausgeſuchteren Gerichten Geſchmack; er muß ſie erzeugen; er fängt an, etwas darauf zu geben, weil er, um ſie hervorzubringen, viel arbeiten mußte. Auf dieſe Weiſe theilt er die Erde unter ſich, klammert ſich mit Macht an ſeinen Theil, und wenn Nationen ihm denſelben in Maſſe ſtreitig machen, ſo kämpft auch er in der Geſammtheit einer Nation; wenn innerhalb der Stadt, in der er lebt, der Nachbar

ihm ſein Grundſtück ſtreitig macht, ſo klagt er vor dem Richter. Allein nach und nach feſſeln zuerſt ſein Zelt und ſeine Heerden, dann ſein Stück Land und ſeine Meierei ſeine Zuneigung, und begründen die verſchiedenen Arten ſeines Eigenthums.

Jemehr alſo der Menſch ſich entwickelt, deſto größer wird ſeine Anhänglichkeit an das, was er beſitzt, mit einem Worte, deſto mehr wird er Eigenthümer. Im barbariſchen Zuſtande iſt er es kaum, im civiliſirten mit Leidenſchaft. Man hat geſagt, die Idee des Eigenthums werde immer ſchwächer in der Welt. Es iſt dies gewiß ein Irrthum. Statt immer ſchwächer zu werden, wird ſie immer geregelter, beſtimmter und feſter. Sie hört z. B. auf, auf das angewandt zu werden, was nicht dazu angethan iſt, ein beſeſſenes Ding zu ſein, d. h. auf den Menſchen, und von dieſem Augenblicke an hört die Sclaverei auf. Es iſt dies ein Fortſchritt in den Ideen der Gerechtigkeit, nicht aber eine Schwächung in der Idee des Eigenthums. Noch ein Beiſpiel: Im Mittelalter durfte der Edelmann allein das auf dem Grundbeſitz Aller genährte Wild tödten. Wer heut zu Tage ein Thier auf ſeinem Stück Lande trifft, kann es tödten, denn es hat bei ihm gelebt. Bei den Alten war der Erdboden Eigenthum des Staates. In Aſien iſt er Eigenthum des Despoten; im Mittelalter gehörte er den Oberlehnsherren. Mit dem Fortſchritte der Freiheitsideen befreite man nächſt dem Menſchen auch ſein Beſitzthum; er iſt als Eigenthümer ſeines Erdreichs erklärt, unabhängig vom Staate, vom Despoten oder vom Edelmanne. Von dieſem Augenblicke an findet ſich die Con-

fiscation abgeſchafft. An dem Tage, wo man ihm den Gebrauch ſeiner Fähigkeiten wiedergegeben, hat ſich das Eigenthum noch mehr individualiſirt, es iſt dem Individuum ſelbſt eigenthümlicher, d. h. mehr Eigenthum geworden, als es war.

Ein anderes Beiſpiel: Im Mittelalter oder in den despotiſchen Staaten räumte man dem Menſchen die Oberfläche der Erde ein, aber das Innere bewilligte man ihm nicht. Das Recht, Minen zu graben, war ein Hoheitsrecht, welches man einigen Leuten, die ſich mit der Gewinnung von Metallen beſchäftigten, für einen Geldpreis und auf gewiſſe Zeit überließ. Mit dem Fortſchritte der Zeit hat man eingeſehen, daß das Innere der Erde, da es der Schauplatz einer neuen Arbeit ſein kann, auch der Schauplatz eines neuen Eigenthums werden muß, und man hat das Eigenthum der Bergwerke conſtituirt, ſo daß es heut zu Tage zwei Arten Eigenthum auf der Erde giebt: das eine oben, das des Arbeiters, das andere unten, das des Bergmannes.

Das Eigenthum iſt alſo eine durchgehends allgemeine, immer zunehmende, nicht aber abnehmende Thatſache. Wenn die Naturforſcher ein Thier ſehen, welches wie der Biber oder die Biene Wohnungen conſtruirt, ſo erklären ſie ohne Bedenken, daß die Biene und der Biber baukundige Thiere ſind. Könnten nun nicht die Philoſophen, welche die Naturforſcher des menſchlichen Geſchlechtes ſind, ſagen: daß das Eigenthum ein Geſetz des Menſchen, daß er für das Eigenthum geſchaffen, daß es ein Geſetz ſeiner Gattung iſt? und es iſt nicht genug zu behaupten, daß es ein Geſetz ſeiner Gattung iſt; es iſt

vielmehr das aller lebenden Gattungen. Hat nicht das Kaninchen ſeine kleine Höhle, der Biber ſeine Hütte, die Biene ihren Bienenkorb? Hat nicht die Schwalbe, die Freude unſerer Himmelsgegend im Frühjahr, ihr Neſt, das ſie wiederfindet, und das ſie nicht aufgeben mag, und würde ſie nicht, wenn ſie die Fähigkeit zu denken hätte, ſich ebenfalls gegen die Theorien der Sophiſten auflehnen? Das Thier, welches weidet, lebt friedlich in der Heerde, wie die Nomaden der Wüſte auf gewiſſen Weideplätzen, von denen es ſich nie entfernt, denn bei ihm offenbart ſich das Eigenthum durch die Gewohnheit. Der Fleiſchfreſſer, der Löwe, kann wie der wilde Jäger nicht in Heerden leben, er würde ſich ſchaden; er hat einen Bezirk ſeiner Verheerung, wo er allein wohnen will, und aus welchem er jeden anderen Fleiſchfreſſer, der etwa ſein Wild theilen wollte, vertreiben wird. Auch er würde, wenn er denken könnte, ſich als Eigenthümer erklären. Und um auf den Menſchen zurückzukommen, ſeht das Kind an, welches nicht weniger als das Thier vom Inſtinkte geleitet wird! ſeht, mit welcher Unſchuld ſich bei ihm die Neigung zum Eigenthum offenbart! Ich beobachte manchmal ein junges Kind, das dereinſt der einzige Erbe eines beträchtlichen Vermögens ſein wird, und jetzt ſchon begreift, daß es das Schloß, in welches ſeine Mutter es jeden Sommer führt, nicht mit den anderen Brüdern wird theilen müſſen, welches ſich alſo als den alleinigen Eigenthümer des ſchönen Ortes, in welchem ſeine Kindheit verfließt, weiß; wohlan! kaum iſt es daſelbſt angekommen, ſo will es in eben dieſem Schloſſe ſeinen eigenen Garten, in welchem es Gemüſe

anbaut, welche es nicht verzehren wird, Blumen pflanzt, die es nicht zu pflücken denkt, in welchem es aber Herr ſein wird, Herr in einem kleinen Winkel des Erbguts, bis es Herr des ganzen Erbguts ſein wird!

Nachdem man geſehen hat, daß der Menſch in allen Zeiten und Ländern ſich Alles, was er berührt, aneignet, zuerſt ſeinen Bogen und ſeine Pfeile, dann ſein Erdreich, ſein Haus, ſein Palais, daß er beſtändig das Eigenthum als Lohn ſeiner nothwendigen Arbeit einführt, wird man, wenn man in Bezug auf ihn dieſelbe Schlußfolgerung macht, welche Plinius oder Buffon in Bezug auf die Thiere gemacht haben, nachdem man einmal beobachtet hat, daß dieſe Eigenſchaft eine ſo allgemeine iſt, ohne Bedenken erklären, daß das Eigenthum ein nothwendiges Geſetz ſeiner Gattung iſt. Allein dieſes Thier iſt kein gewöhnliches, es iſt König, König der Schöpfung, wie man ſonſt ſagte, und wenn man ihm ſeine Titel ſtreitig macht, ſo hat man Recht, denn ſie müſſen näher geprüft werden. Die Thatſache, ſagt man uns, iſt noch nicht das Recht! auch die Tyrannei iſt eine Thatſache, und zwar eine ſehr allgemeine. Es muß alſo bewieſen werden, daß das Vorhandenſein des Eigenthums ein Recht ſei und dieſen Titel verdiene. Es iſt übrigens ſchon viel, gezeigt zu haben, daß dieſe Thatſache, ſtatt abzunehmen, immer zunimmt, denn die Tyrannei wird immer ſchwächer und verſchwindet, anſtatt ſich auszubreiten. Doch fahren wir fort, und Ihr werdet ſehen, daß dieſe Thatſache die achtungswertheſte, fruchtbarſte von allen und am würdigſten iſt, ein Recht genannt zu werden, denn Gott hat durch dieſelbe die Welt civiliſirt,

und den Menſchen aus der Wüſte in die Stadt, von der Grauſamkeit zur Sanftmuth, von der Unwiſſenheit zum Wiſſen, von der Barbarei zur Civiliſation geführt.

Viertes Kapitel.

Von den Fähigkeiten des Menſchen.

Der Menſch hat in ſeiner Fähigkeit ein erſtes, unbeſtreitbares Eigenthum, das der Urſprung jedes andern iſt.

Das Eigenthum, habe ich geſagt, iſt eine allgemeine Thatſache; unterwerfen wir dieſes Faktum dem innerlichen Urtheil des menſchlichen Gewiſſens und prüfen wir, ob dieſe Neigung des Menſchen, ſich den Fiſch, welchen er geangelt, oder den Vogel, welchen er geſchoſſen, oder die Frucht, welche er zur Reife gebracht, oder endlich das Feld, welches er lange Zeit mit ſeinem Schweiße befruchtet hat, ſeinerſeits ein Akt gewaltſamer Beſitzergreifung, oder ein zum Nachtheil des Menſchengeſchlechts begangener Diebſtahl iſt.

Fangen wir, um Nichts unerforſcht zu laſſen, die Sache von oben an. Blicken wir zuerſt auf unſere Perſon, und zwar ſo nahe wie möglich. Meine Bekleidung iſt mir wohl nahe; ich könnte, wenn ich ſie gewebt, oder dem Weber bezahlt habe, behaupten, daß ſie mir gehört, denn augenſcheinlich iſt dieſe Bekleidung, welche mich vor Kälte und Hitze ſchützt, keine Uebertreibung eines Genuſſes, den man nachtheilig für den übrigen Theil

der Menſchheit halten könnte. Allein ich will die Prüfung deſſen, was mir gehört, in noch größerer Nähe anfangen, und mich dabei verweilen, meinen Körper zu betrachten und in meinem Körper das lebendige Prinzip, welches ihn belebt.

Ich empfinde, ich denke, ich habe einen Willen: dieſe Empfindungen, dieſe Gedanken, dieſen Willen beziehe ich auf mich ſelbſt. Ich fühle, daß ſie in mir vorgehen, und ich betrachte mich mit Grund als ein Weſen, das von ſeiner Umgebung getrennt und von dem großen Weltall, welches mich bald anzieht, bald zurückſtößt, bald entzückt und bald erſchreckt, unterſchieden iſt. Ich fühle wohl, daß ich in dieſelbe hineinverſetzt bin, allein ich unterſcheide mich von ihr vollkommen und halte meine Perſon nicht für eins mit der Erde, die mich trägt, noch mit den mir mehr oder minder ähnlichen Weſen, die ſich mir nahen, und mit denen ich mich zuweilen für eins zu halten verſucht wäre, ſo theuer ſind ſie mir! wie meine Frau oder meine Kinder. Ich unterſcheide mich alſo von der ganzen übrigen Schöpfung und ich fühle, daß ich mir ſelbſt angehöre. Mögen die Philoſophen, welche die Wirklichkeit unſerer Erkenntniß zu erforſchen ſtreben, und ſich fragen, ob dieſes Schauſpiel des Weltalls ein wirkliches iſt oder nicht, ob Gott ſich über meine Leichtgläubigkeit luſtig macht oder nicht, indem er um mich herum Geſpenſter hingeſtellt hat, welche mich zum Beſten haben und nichts Wirkliches ſind: was ſchadet das dem Gegenſtande, den ich behandle? Würde auch dieſer Granitfelſen, gegen den mein Schiff zu ſtranden im Begriff iſt, dieſes ſcheue Pferd, welches auf mich losſtürzen will,

weder ein Granitfelſen noch ein Pferd, ſondern ein eit=les Bild ſein, es würde dies für die Wahrheit, die uns beſchäftigt, weder von größerer noch von geringerer Be=deutung ſein! Ich glaube hinreichend an dieſen Granit=felſen, der mein Fahrzeug, und an dieſes Pferd, wel=ches meine Perſon bedroht, um mich abzuwenden; die Empfindung, welche ich davon habe, genügt, mich zu beſtimmen. Ich nehme alſo das Schauſpiel der Welt für Ernſt, und indem ich den Metaphyſikern das Ge=ſchäft überlaſſe, über die Wirklichkeit derſelben zu ſtrei=ten, ſtelle ich mich in dieſe Wirklichkeit ſelbſt und ver=ſichere mich zuerſt meiner Perſon, ihrer Empfindungen, der Urtheile, welche ſie fällt, des Willens, welchen ſie hat, und ohne Tyrann oder Uſurpator zu ſein, glaube ich, ſagen zu können: Mein erſtes Eigenthum bin ich ſelbſt!

Nachdem ich zu dieſer Erkenntniß gelangt bin, ent=ferne ich mich ein wenig von dieſem Innern, dieſem Mittelpunkte meines Seins; ich trete aus demſelben her=aus und ſchaue, ohne ſehr weit zu gehen, auf meine Füße, meine Arme, meine Hände. Sicherlich bin ich auch hier noch an der nächſten Grenze meines Daſeins, und ich ſage: dieſe Füße, dieſe Arme, dieſe Hände ge=hören unſtreitig mir. Man wird mir vielleicht die Pferde, die mir ihre beweglichen Füße leihen, um den Raum zu durchſchreiten, ſtreitig machen. Im Namen des aus dem Beſitze vertriebenen menſchlichen Geſchlechtes wird man ſie mir vielleicht wegnehmen wollen, indem man mir ſagt, daß ſie nicht mir, ſondern Allen gehören. Gut, ich bin gern damit zufrieden. Allein es iſt noch Niemand

eingefallen, mir zu ſagen, daß dieſe Füße, dieſe Hände der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechtes gehören; wollte man es auch ſagen, ich würde es nicht glauben. Wenn Jemand dieſelben berührte, wenn Jemand bos-hafter Weiſe auf einen meiner Füße träte, würde ich zornig werden, und wenn ich ſtark genug wäre, mich auf den Angreifer ſtürzen, um mich zu rächen.

Dieſe Füße, dieſe Hände, dieſe verſchiedenen Or-gane, die mich in Beziehung zum Weltall bringen, ge-hören alſo mir, d. h. ich bediene mich derſelben ununter-brochen, ohne Scrupel, ohne Gewiſſensbiſſe, das Gut eines Anderen zu beſitzen, und denke nicht daran, ſie ir-gend Jemandem abzutreten, wenn ich nicht etwa dem-jenigen, welchen ich liebe und der des Gebrauches ſeiner Glieder beraubt iſt, zu Hülfe kommen will. Aber nie werde ich ſie mit denen irgend einer Perſon verwechſeln.

Sind nun dieſe Füße, dieſe Hände, die dazu die-nen, mich zu tragen, oder die Gegenſtände, deren ich be-darf, zu ergreifen, dieſe Augen, die mir zum Sehen die-nen, dieſer Geiſt, durch den ich alle Dinge unterſcheide und zu meinem Vortheil anwende, ſind nun, frage ich, dieſe Füße, dieſe Hände, dieſe Augen, dieſer Geiſt, die mir und keinem Anderen gehören, denen aller meiner Mitmenſchen gleich? Gewiß nicht. Ich bemerke in meinen Fähigkeiten und denen meiner Mitmenſchen merk-liche Unterſchiede, ich bemerke, daß die Einen in Folge dieſer Unterſchiede im Elende oder im Ueberfluſſe, in der Unmöglichkeit, ſich zu vertheidigen, oder in dem Falle, die Anderen zu beherrſchen, ſind.

Iſt es nicht wahr, daß Dieſer große, Jener geringe

körperliche Kraft beſitzt, daß der Eine ſtark aber ungeſchickt, der Andere ſchwach, aber voll Geiſt iſt, daß der Eine wenig, der Andere viel leiſten wird, daß Dieſer zu einer ſolchen, Jener zu einer andern Anſtellung geeignet iſt? Iſt es wahr oder nicht, daß wenn man die traditionellen Ungleichheiten der Geburt und des Vermögens bei Seite läßt und zwei Arbeiter aus irgend einer Werkſtätte nimmt, der Eine eine außerordentliche Gewandheit, einen unermüdlichen Fleiß bewähren, drei oder viermal mehr als der andere gewinnen, dieſe erſten Gewinne ſammeln und daraus ein Kapital bilden wird, mit welchem er ſeinerſeits ſpeculiren und vielleicht unermeßlich reich werden wird? Dieſe glücklichen phyſiſchen oder moraliſchen Fähigkeiten gehören ihm gewiß. Man wird es nicht läugnen, und ohne im Ausdrucke zu irren, ſagen können, daß ſie ſein Eigenthum ſind. Allein dieſes Eigenthum iſt ungleich, denn mit gewiſſen Fähigkeiten bleibt Dieſer ſein Leben lang arm, mit gewiſſen andern wird Jener reich und mächtig. Sie ſind der weſentliche Grund, warum der Eine wenig, der Andere viel hat.

Das iſt alſo die erſte Art von Eigenthum, welche nicht für einen widerrechtlichen Beſitz gehalten werden wird: zuerſt ich, dann meine phyſiſchen oder geiſtigen Fähigkeiten, meine Füße, meine Hände, meine Augen, mein Gehirn, mit einem Worte, meine Seele und mein Körper.

Es iſt dies das erſte unbeſtreitbare, untheilbare Eigenthum, auf Das noch Niemand das agrariſche Geſetz hat anwenden wollen, über Das ſich noch Niemand bei mir, der Geſellſchaft oder vor den Geſetzen beklagt

hat, um deſſentwillen man mich beneiden, mich haſſen kann, von dem jedoch Niemandem jemals einfallen wird, mir einen Theil wegzunehmen, um ihn Anderen zu geben, und worüber man nur mit Gott ſtreiten kann, indem man ihn einen ungerechten, böſen oder unmächtigen Gott nennt, Vorwürfe, über die er ſich wahrſcheinlich hinwegzuſetzen wiſſen wird, und gegen die ich ihn vor dem Ende dieſes Buches zu vertheidigen nicht unterlaſſen mag.

Fünftes Kapitel.

Von der Anwendung der menſchlichen Fähigkeiten oder von der Arbeit.

Aus der Uebung der menſchlichen Fähigkeiten entſteht ein zweites Eigenthum, das die Arbeit zum Urſprunge hat, und welches die Geſellſchaft im allgemeinen Intereſſe heiliget.

Der Menſch hat alſo ſehr ungleiche Fähigkeiten im Vergleich mit denen des Einen oder des Andern ſeiner Gattung; ſie ſind jedoch unſtreitig ſein Eigenthum. Was wird er nun mit denſelben machen? Hat ſie Gott ihm, wie dem Vogel die Stimme gegeben, um unnütz in den Wäldern zu ſingen, ſeinen Müßiggang auszufüllen oder die Träumerei eines einſamen Spaziergängers hervorzurufen? Vielleicht wird er eines Tages die Stimme eines Homer oder Taſſo, eines Demosthenes oder Boſſuet daraus machen; doch einſtweilen hat Gott ihm andere Sor-

gen auferlegt, als die, die Natur zu beſingen oder den Verfall von Königreichen zu beklagen. Er hat ihn beſtimmt, zu arbeiten, ſtark zu arbeiten, von einem Tage zum andern die Erde mit ſeinem Schweiße zu bewäſſern.

Nudus in nuda humo *), das iſt der Zuſtand, in welchem er ihn auf die Erde geworfen hat, ſagt Plinius der ältere. Nur durch die Arbeit ſorgt der Menſch für Alles, was ihm mangelt. Er muß ſich kleiden, indem er dem Tiger oder dem Löwen das Fell, welches ſie bedeckt, entreißt, um ſeine Nacktheit damit zu bedecken; dann indem die Künſte ſich entwickeln, muß er die Schurwolle ſeiner Hammel ſpinnen, die Fäden durch Webekunſt verbinden, um daraus ein zuſammenhängendes Tuch zu bilden, das ihm zur Bekleidung diente. Dies genügt ihm nicht, er muß ſich dem Einfluſſe des Witterungswechſels entziehen, er muß ſich eine Wohnung bauen, in der er der Ungleichheit der Jahreszeiten, den Regenſtürmen, der brennenden Sonnenhitze und der ſcharfen Kälte entrinnt. Nachdem er für dieſe Bedürfniſſe geſorgt, muß er ſich nähren, jeden Tag und mehrmals des Tages nähren, und während das unvernünftige Thier mit Federn oder mit einem ſchützenden Felle bedeckt, als Vogel reife an den Bäumen hangende Früchte findet, als kräuterfreſſendes vierfüßiges Thier einen auf der Wieſe vollſtändig gedeckten Tiſch antrifft; als Fleiſchfreſſer unter den weidenden Thieren ein Wild in völliger Bereitſchaft vorfindet, iſt der Menſch gezwungen, ſich ſeine Nahrungsmittel dadurch zu verſchaffen, daß er ſie

*) Nackt auf dem nackten Erdboden.

wachſen läßt oder ſie Thieren, welche ſchneller oder ſtärker als er ſelbſt, ſind, entreißt. Dieſer Vogel, dieſes Reh, von dem er ſich nähren könnte, haben Flügel oder leichte Füße. Er muß einen Baumzweig nehmen, ihn krümmen, einen Bogen daraus machen, auf dem er ein Geſchoß anbringt, und das Thier ſchießen, um ſich ſeiner zu bemächtigen; dann muß er es dem Feuer hinhalten, denn ſein Magen widerſteht dem Anblicke des Blutes und des rohen Fleiſches. Hier ſind bittere Früchte, daneben aber ſüßere: er muß unter ihnen wählen, um ſie durch die Kultur angenehmer und ſchmackhafter zu machen. Unter den Körnern giebt es leere oder leichte, doch unter der Menge auch einige höchſt nahrhafte; er muß ſie auswählen und in eine fette Erde ſtreuen, welche ſie noch nahrhafter macht, und durch die Kultur in Weizen verwandeln. Zum Lohn für dieſe Bemühungen gelangt der Menſch endlich dahin, ein erträgliches Daſein zu genießen und indem viele Revolutionen auf der Erde vollbracht werden, ein Reich auf das andere ſtürzt, die Generationen einander folgen und ſich aus dem Norden und Süden, dem Oſten und Weſten mit einander vermiſchen, ihre Ideen austauſchen, ſich ihre Erfindungen mittheilen, kühne Schiffer von einem Vorgebirge zum andern, aus dem Mittelmeer in den Ocean, aus dem Ocean in das Indiſche Meer, von Europa nach Amerika ſegeln und die Producte des geſammten Weltalls einander nahe bringen, kommt das menſchliche Geſchlecht unter Gottes Beiſtand dahin, daß ſein Elend ſich in Reichthum verwandelt, daß es ſtatt Thierhäute Gewänder von Seide und Purpur trägt, daß es

von den ſchmackhafteſten, verſchiedenſten Nahrungsmitteln lebt, von Producten, die oft viertauſend Meilen von dem Boden, auf welchem man ſie verzehrt, gewonnen werden, und daß ſeine Wohnung, die anfangs nicht höher als die Hütte des Bibers war, die Verhältniſſe des Parthenon, des Vatican und der Tuilerien angenommen hat.

Dieſes ſo entblößte Weſen, welches Nichts hatte, findet ſich im Ueberfluß, durch welches Mittel? durch die Arbeit, durch unausgeſetzte und vernünftige Arbeit.

Wenn er auf der Erde erſcheint, iſt er nackt, von Allem entblößt; allein er hat Fähigkeiten, die den Geſchöpfen ſeiner Gattung ungleich vertheilt ſind; er wendet ſie an und durch dieſe Anwendung gelangt er in den Beſitz deſſen, was ihm fehlt, gelangt er dahin, Herr der Elemente und faſt der ganzen Natur zu ſein. Der Menſch hat alſo ſeine Fähigkeiten, um ſich ihrer zu bedienen, nicht um mit ihnen wie der Vogel mit ſeinen Flügeln, mit ſeinem Schnabel, mit ſeiner Stimme zu ſpielen. Die Zeit der Muße wird eines Tages kommen; aus dieſer Stimme wird er einſt die eines melodiſchen Sängers, aus dieſen Füßen, dieſen Händen, die Füße und Hände eines gewandten Tänzers machen; allein er muß ſchwer und lange arbeiten, bevor er zu dieſer Muße gelangt; er muß für ſeine Exiſtenz arbeiten. Dahin alſo führt die Beobachtung ſeines Weſens, wie die Beobachtung des Bibers, des Hammels, des Löwen dahin führt, zu ſagen, daß der eine ein baukundiges, der andere ein kräuterfreſſendes, der dritte ein vom Fleiſche lebendes Thier iſt.

Gehen wir weiter! Der Menſch muß arbeiten, er

muß es durchaus, um auf ſein angebornes Elend, das durch Civiliſation erworbene Wohlleben folgen zu laſſen. Aber für wen ſoll er arbeiten? für ſich oder für einen Andern?

Ich bin auf einer Inſel Auſtraliens geboren. Ich nähre mich von der Fiſcherei; ich nehme wahr, daß zu dieſen und dieſen Stunden des Tages der Fiſch dieſe und dieſe Gewäſſer beſucht. Mit dem gekrümmten Stengel einer Pflanze bilde ich Fäden, dann aus den Fäden ein Netz, ich werfe es in's Waſſer und bringe den Fiſch heraus. Oder ich bin in Klein-Aſien geboren, wo, wie man ſagt, die Arche Noah's ſtehen geblieben, und wo das Getreide Weizen genannt, ſich den Menſchen zum erſten Mal gezeigt. Ich ergebe mich dem Ackerbau; ich drückte ein Eiſen in die Erde, ich bringe dieſe Erde an die befruchtende Luft; ich werfe Getreide hinein und bewache es, während es aufgeht: ich ernte es, wenn es reif iſt, ich knete es, bringe es an's Feuer und mache Brot daraus.

Wem gehört nun dieſer Fiſch, den ich mit ſo viel Geduld geangelt und dieſes Brot, das ich mit ſo großen Anſtrengungen fabricirt habe? Gehören ſie mir, der ſich ſo viel Mühe gegeben hat, oder dem Faullenzer, welcher ſchlief, während ich mich der Fiſcherei oder des Ackerbaues befleißigte? Das geſammte Menſchengeſchlecht wird antworten, daß ſie mir gehören, denn ich muß leben und von welcher Arbeit ſoll ich leben, wenn nicht von der meinigen? Wem in dem Augenblick, wo ich dieſes von mir fabricirte Brot zu meinem Munde führen will, ein Faullenzer über mich herfiele und es mir wegnähme, was

bliebe mir dann übrig, als meinerſeits über einen andern herzufallen und ihm das zu thun, was man mir gethan? Dieſer würde es mit einem Dritten ebenſo machen und die Welt ſtatt ein Schauplatz der Arbeit ein Schauplatz der Plünderung werden. Noch mehr, da Plündern für den Stärkern ein ſchneller und leichter Act iſt, während das Produciren langſam und ſchwer vor ſich geht, da es die Arbeit eines ganzen Lebens erfordert, ſo würde die Plünderung der Fiſcherei, der Jagd und der Cultur vorgezogen werden. Der Menſch würde Tiger oder Löwe bleiben, ſtatt ein Bürger von Athen, Florenz, Paris oder London zu ſein.

Alle dieſe Beiſpiele ſind dem urſprünglichen Zuſtande der Geſellſchaft entnommen. Allein in ſeiner Entwickelung ändert ſich der Menſch nicht. Mag er ſich immerhin beſſer kleiden, beſſer einquartieren, beſſer nähren, mag er ſich immerhin mit Gold und Purpur bedecken, in Paläſten leben, die von Bramante erbaut ſind, und in denſelben die ausgeſuchteſten Gerichte verzehren, mag er immerhin ſeine Seele bis zu Plato erheben, er hat immer daſſelbe Herz, er iſt denſelben Leiden ausgeſetzt und er bedarf derſelben Antriebe, um aus denſelben herauszukommen. Wenn er einen Augenblick in ſeiner Bearbeitung der Natur inne hielte, würde ſie wieder wild werden. Man hatte durch eine ſträfliche Eiferſucht zwiſchen einem Volke und dem anderen einige Tage die wunderbare Straße, welche über den Simplon führt, vernachläſſigt, und die Natur hatte, indem ſie unaufhörlich Eisblöcke, Schneemaſſen und ſelbſt einfache Waſſerſtrahlen auf dieſe an den Rücken der Alpen ſich

lehnende, fortlaufende Ebene hinabrollen ließ, ſie bald unwegſam gemacht. Wenn der Menſch ſeine Anſtrengungen einen einzigen Augenblick ausſetzte, würde er von der Natur beſiegt werden; und wenn ihn einen einzigen Tag die Anziehungskraft des Beſitzes nicht mehr anſtachelte, würde er ſeine Arme nachläſſig herunterhängen laſſen und neben den Inſtrumenten ſeiner verlaſſenen Arbeit einſchlafen.

Alle Reiſenden waren über den Zuſtand der Erſchlaffung, des Elends und des drückenden Wuchers derjenigen Länder betroffen, in welchen das Eigenthum nicht hinreichend geſchützt war.

Man gehe nach dem Orient, wo der Despotismus ſich als den einzigen Eigenthümer betrachtet, oder was auf daſſelbe hinauskommt, man ſteige in das Mittelalter hinauf, und man wird überall dieſelben Züge wahrnehmen: das Land iſt vernachläſſigt, weil es eine der Habſucht der Tyrannei am meiſten ausgeſetzte Beute iſt und den Händen der Sclaven überlaſſen, welche keine freie Wahl ihrer Beſchäftigung haben; der Handel wird vorgezogen, da er am leichteſten der Plünderung entgehen kann; im Handel werden Gold, Silber, Kleinodien geſucht, weil dieſe Werthe am leichteſten zu verbergen ſind; jedes Kapital iſt bereit, ſich in dieſe Werthe zu verwandeln, und wenn man ſich entſchließt, es zu verleihen, ſo geſchieht dies nur zu übermäßigen Zinſen; es concentrirt ſich ferner in den Händen einer geächteten Klaſſe, welche, während ſie das Elend zur Schau trägt, in auswendig häßlichen, inwendig prachtvollen Häuſern lebt, den barbariſchen Oberherrn, welcher ihr das Geheimniß ihrer

Schätze entreißen will, eine unbeſiegbare Standhaftigkeit entgegenſetzt, ſich entſchädigt, indem ſie ihn das Geld theurer bezahlen läßt und ſich auf dieſe Weiſe an der Tyrannei durch den Wucher rächt.

Sobald im Gegentheil durch die Fortſchritte der Zeit oder durch die Weisheit des Oberherrn das Eigenthum geachtet wird, lebt das Vertrauen ſogleich wieder auf, die Kapitalien erhalten ihre relative Wichtigkeit wieder, das Land, das nun ſo viel gilt, als es zu gelten beſtimmt iſt, wird wieder fruchtbringend, das Gold und das Silber, die früher ſo geſucht waren, ſind nur noch unbequeme Werthe, und verlieren am Preiſe; die Klaſſe, welche ſie feſtgehalten hatte und geſchickt geblieben iſt, hat mit der Sicherheit die Würde wieder erlangt; ſie verbirgt ihren Reichthum nicht mehr, ſie zeigt ihn mit Vertrauen, ſie verleiht ihn zu mäßigen Zinſen. Die Geſchäftigkeit iſt allgemein und zuſammenhängend; ein allgemeines Wohlbehagen folgt ihr, und die Geſellſchaft, heiter wie eine Blume, die dem Thau oder der Sonne ſich öffnet, entfaltet ſich von allen Seiten vor den entzückten Augen, die ſie beſchauen. Und wenn man dieſen glücklichen Zuſtand der civiliſirten Geſellſchaften der Freiheit, deren wohlthätiges Wirken ich bei Gott nicht beſtreiten will, zuſchreiben wollte, ſo würde ich antworten, daß man dieſe ſchönen Reſultate der Achtung vor dem Eigenthume verdanke, denn Venedig war nicht frei, allein da ſeine Tyrannen das Eigenthum reſpektirten, war es der reichſte Sclave der Erde geworden.

Ich faſſe alſo das Geſagte in Folgendem zuſammen:

Der Menſch hat ein erſtes Eigenthum in ſeiner Perſon und in ſeinen Fähigkeiten; er hat ein zweites, das mit ſeinem Weſen weniger verwachſen, jedoch nicht minder heilig iſt, in den Erzeugniſſen ſeiner Fähigkeiten, welche Alles umfaſſen, was man die Güter dieſer Welt nennt und welches ihm zu garantiren, das höchſte Intereſſe der Geſellſchaft iſt, denn ohne Garantie keine Arbeit, ohne Arbeit keine Civiliſation, nicht einmal das Allernöthigſte, ſondern Elend, Raub und Barbarei.

Sechstes Kapitel.

Von der Ungleichheit des Vermögens.

Aus der Ungleichheit der menſchlichen Fähigkeiten geht nothgedrungenerweiſe die Ungleichheit des Vermögens hervor.

Es folgt aus der Anwendung der kräftig angeregten menſchlichen Fähigkeiten, daß, da dieſe Fähigkeiten bei jedem Menſchen ungleich ſind, der eine viel, der andere wenig erzeugen, der eine reich, der andere arm ſein, daß mit einem Worte die Gleichheit in der Welt aufhören wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht von jener Gleichheit ſpreche, welche darin beſteht, unter denſelben Geſetzen zu leben, denſelben Behörden zu gehorchen, ſich denſelben Strafen zu unterziehen, dieſelben Belohnungen zu erhalten und endlich ſich denſelben geſellſchaftlichen Bedingungen zu fügen, und die man die Gleichheit vor dem Geſetze nennt, ſondern von der Gleich-

heit, welche darin beſtehen würde, dieſelbe Vermögens=ſumme zu beſitzen, mag man nun geſchickt oder ungeſchickt, arbeitſam oder träge, glücklich oder unglücklich in ſeiner Arbeit geweſen ſein. Die erſtere iſt nothwendig, unbe=ſtreitbar, und jede Geſellſchaft, in der ſie mangelt, iſt nur eine Tyrannei.

Kommen wir zuerſt auf das erſte Factum, von dem wir ausgegangen ſind, zurück. Dieſe ungleichen Fähig=keiten beſtehen in einer größern Muskel= oder Geiſtes=kraft, in gewiſſen Gewandtheiten des Körpers oder des Geiſtes, manchmal in beiden zugleich, wie bei dem ge=wandten Mechaniker, welcher ſo geſchickt die Triebfedern einer Maſchine zurechtbringt, bei dem geſchickten Bild=hauer, welcher das Bild, das er in ſeinem Kopfe hat, ſo genau in den Marmor ſchneidet, bei dem Krieger, welcher mit einem ſo raſchen und ſichern Blicke einen hohen Muth, eine vortreffliche Geſundheit verbindet; dieſe Kräfte, die phyſiſch und moraliſch zugleich ſind, gehören dem Menſchen, welchem Gott ſie gab. Er hat ſie von Gott, von dem Gotte, den ich nennen will, wie es euch be=liebt: Gott, Schickſal, Zufall, kurz Urheber der Dinge, ſei es, indem er ſie geſchehen läßt, oder ſie macht, ſie dul=det oder ſie will. Man wird geſtehen, daß er der Haupt=ſchuldige, der Haupturheber des Uebels iſt, wenn nämlich in den Ungleichheiten, über die man ſich zu beklagen ge=neigt wäre, ein Uebel liegt. Man wird geſtehen, daß, bevor noch die Zeit, lang dauernde und häufige Arbeiten, die Fortpflanzungen von Generation auf Generation, zu den erſten natürlichen Ungleichheiten, neue conventionelle hinzugefügt haben, der wohl begabte Menſch ſelbſt im

wilden Zuſtande große Vortheile hat. Iſt vom Jagen die Rede, ſo iſt er geſchickter, und hat doppelt ſo viel zu verzehren, als ſein Nachbar; iſt von der Vertheidigung die Rede, ſo iſt er ſtärker, und hat noch einmal ſo viel Mittel, Wiederſtand zu leiſten. Die Ungleichheit tritt alſo gleich beim Beginn des ſocialen Lebens hervor, ſie zeigt ſich am erſten Tage, und die größten Ungleichheiten der reichſten Geſellſchaft ſind nur der verlängerte Schatten eines ſchon hoch aufgerichteten Körpers.

Sobald es ſich um das Recht handelt, macht das Mehr oder Minder keinen bemerkenswerthen Unterſchied. Die Gleichheit der Glücksgüter iſt entweder dieſes Recht der Menſchheit oder nicht: wenn die Gleichheit ein Recht iſt, ſo würde ſie in den erſten Tagen der Geſellſchaften, wenn der geſchicktere, verſtändigere Wilde an Produkten ſeiner Jagd oder ſeiner Fiſcherei reicher und mit den Mitteln ſie zu vertheidigen oder Andere zu unterwerfen beſſer verſehen iſt, eben ſo verletzt ſein, als wenn ſpäter dieſer Wilde ein Mitglied der civiliſirten Geſellſchaft geworden iſt, und als ein unendlich reicher Edelmann neben einem armen Manne daſteht, der des Nothwendigen beraubt iſt.

Ich aber, der ich mich an die ſichtbaren Thatſachen halte, um den Willen Gottes, d. h. die Geſetze der Schöpfung zu erforſchen, ich erkläre, daß, da der Menſch ſo ungleich begabt iſt, Gott ohne Zweifel gewollt hat, daß es ungleiche Genüſſe gäbe, und daß, wenn er dem Einen ein ſehr feines Gehör,. Geſicht, einen ſehr feinen Geruch, dem Andern die ſtumpfeſten Sinne gegeben, daß wenn er Dieſem das Mittel viel zu erzeugen und zu verzehren, Jenem ſchwache Arme und einen ſchwachen

Magen verliehen; daß wenn er aus dem Einen den glänzenden, mit allen Fähigkeiten zugleich begabten Alcibiades, aus dem Andern den blödſinnigen und kröpfigen Cretin des Thales von Aoſta gemacht, er dieſes alles gethan hat, damit daraus Unterſchiede in der Lebensweiſe der ſo verſchieden ausgeſtatteten Individuen hervorgehen ſollten. Wenn ich nun meinen Blick noch weiter ausdehne, komme ich vom Menſchen zum Pferde und zum Hunde, vom Pferde und vom Hunde zum Maulwurf, zum Polypen, zur Pflanze; wenn ich in einem und demſelben Walde neben der ſtolzen Eiche ein demüthiges Farnkraut, unter den Eichen ſelbſt einige glücklichere erblicke, welche von der Erde, vom Regen und von der Sonne begünſtigt worden, welche unter allen am höchſten gewachſen ſind, dann unter dieſen eine noch glücklichere, welche dem Eiſen des Holzhauers und den Strahlen des Blitzes entgangen iſt und mitten im Walde ihr majeſtätiſches Haupt erhebt, dann ſage ich mir, daß dieſe Ungleichheiten wahrſcheinlich die Bedingung jenes erhabenen Planes ſind, welche ein großer Geiſt als die Einheit in der Verſchiedenheit und die Verſchiedenheit in der Einheit erklärt hat.

Man wird mir jedoch einwenden: dieſes Maleriſche des Weltalls, das dich verführt, könnte wohl eine Ungerechtigkeit ſein; denn in der moraliſchen Ordnung kann Cäſar eine ſehr intereſſante Erſcheinung ſein, er iſt aber nichts deſto weniger ein Tyrann, ein verführeriſcher, geiſtvoller Tyrann, aber immer ein Tyrann.

Ich verſtehe den Einwurf.

Obgleich man ganz gewiß mit Grund das Prinzip

aller menſchlichen Ungleichheit auf die Schöpfung ſelbſt zu-rückzuführen vermag, ſo iſt es dennoch wahr, daß Gott uns zuweilen ſein Werk mit dem Auftrage überliefert, es zu bearbeiten, es zu regeln, wie ein Meiſter ſeinem Lehrlinge eine begonnene Arbeit zu vollenden giebt. So hat er es zugelaſſen, daß es einen Cäſar, d. h. ein ſtärkeres Weſen gäbe, das fähig wäre, die andern zu unterdrücken, aber er hat uns vorgeſchrieben, dieſes Weſen in Schranken zu halten, ihm Geſetze entgegen zu ſtellen. Das mag ſein; ſehen wir jedoch, ob die Neigung viel zu arbeiten, und folglich viel zu beſitzen, eine von jenen despotiſchen Neigungen ſei, die nothwendigerweiſe in Schranken gehalten und zurückgedrängt werden müſſen. Hierin liegt die ganze Frage.

Thut der Menſch, der thätig arbeitet und Vermögen anhäuft, Jemandem etwas Böſes? Er arbeitet mit Eifer und Beſtändigkeit neben einem Andern, der kaum die Erde gräbt. Er hat volle Scheunen, während ſein Nachbar neben ihm leere oder nur halbgefüllte hat. Hat er dieſem Nachbar Böſes gethan, iſt ihm ſein Ueberfluß geraubt worden? O! in dieſem Falle wäre Raub, Gewaltthätigkeit, ein dem Nächſten zugefügtes Leid im Spiele. Allein er hat gearbeitet, mehr und beſſer als ein Anderer gearbeitet. Er hat alſo nicht geſchadet, wie Derjenige, der ſich gewaltſam etwas anmaßt, oder unterdrückt. Es giebt nur etwas mehr Getreide auf dem Erdboden, etwas mehr Reichthum in der Geſellſchaft und das iſt Alles. Welches Unrecht hat er gegen ſeine Umgebung begangen, indem er ſich ſelbſt bereicherte? Sicherlich keines.

Welches Intereſſe hätte die Geſellſchaft, ihm zu be-

hindern? Keines, ſie wäre unſinnig, denn ſie würde ohne irgend einen Nutzen die Maſſe der den Menſchen nützlichen oder nöthigen Dinge auf der Erde vermindern.

Es liegt hierin alſo nichts Böſes, weder für euch noch für ſie, und ſie muß den Menſchen, ſo lange es ihm gefällig iſt, ſeine Fähigkeiten in Anwendung bringen laſſen. Es iſt freilich wahr, daß dieſer Reichthum euch ein Uebel verurſacht, und zwar das des Vergleiches. Er iſt euch zuwider, er erregt euren Neid. Es iſt dies allerdings ein Uebel und zwar ein ſehr grauſames, das gebe ich zu, allein es iſt nicht ohne Entſchädigung, und die Geſellſchaft hat, nach reiflicher Prüfung aller Dinge die Entſchädigung für ſo groß erklärt, daß ſie es zu allen Zeiten und in allen Ländern für weiſe gehalten hat, den Neid leiden und die Wohlfahrt der Individuen im Verhältniß zu ihrer Geſchicklichkeit und ihrer Neigung zur Arbeit wachſen zu laſſen. Dieſe Entſchädigung beſteht übrigens darin:

Die Menſchen verſchaffen ſich den größten Theil der Gegenſtände, deren ſie bedürfen, durch Austauſch. Es machen alſo nicht Alle Alles. Sie machen gewiſſe Dinge, denen ſie ſich ausſchließlich hingeben, und machen ſie auf dieſe Weiſe am Ende beſſer. Sie geben dann einen Theil von denjenigen, welche ſie ſelbſt erzeugt haben, hin, um ſich ſolche zu verſchaffen, für deren Erzeugung ſie andere haben ſorgen laſſen und es geht Folgendes daraus hervor. Sobald es z. B. mehr Getreide oder mehr gewebte Stoffe giebt, werden beide billiger. Sie ſind für die ganze Welt in größerer Quantität da. Derjenige alſo, welcher, indem er ſich ſeinem Geſchmacke, ſeiner Gewandt-

heit in der Arbeit hingiebt, dadurch, daß er reicher wird, ſich der Gefahr ausſetzt, euren Neid zu erregen, hat zur allgemeinen Wohlfahrt und namentlich zu der eurigen beigetragen. Wenn es in Folge ſeiner Anſtrengungen mehr Getreide, mehr Eiſen, mehr gewebte Stoffe, mehr Utenſilien oder mehr Geld giebt, ſo exiſtirt das Mehr von allem Dieſen für euch. Der Ueberfluß, zu deſſen Hervorbringung er beigetragen hat, iſt zum Nutzen der Menſchheit, und die Geſellſchaft erlaubt ihm groß zu werden, ſollte auch daraus eine Ungleichheit in Beziehung auf Andere, welche weniger gut arbeiten, hervorgehen; ſie erlaubt es ihm, weil dic allgemeine Wohlfahrt mit der ſeinigen wächſt. Sie würde das Individuum, welches ſeinen Nebenmenſchen unterdrücken wollte, zurückhalten; ſollte aber auch Derjenige, welcher ſeine Fähigkeiten dazu verwendet, auf dem Erdboden die dem Menſchen nützlichen Dinge, wie Nahrungsmittel, Kleidungsſtücke, Wohnungen zu vervielfältigen, der dieſe Gegenſtände häufiger, beſſer und geſunder macht, für ſich oder ſeine Kinder ſeine Nahrungsmittel in ausgeſuchte Gerichte, ſeine Kleider in Purpur verwandeln, ſo ermächtigt und ermuthigt ſie ihn, ohne ſich um den Contraſt zu kümmern, ohne mit dem Kummer des Neidiſchen Mitleid zu haben, denn der Neidiſche ſelbſt bezahlt ſein Brot, ſeine Kleider, ſeine Wohnungen billiger, und wenn er ſelbſt produciren will, ſo wird er die Intereſſen für das Geld zu einem niedrigern Preiſe bezahlen. Die Arbeit wird ihm leichter ſein.

Durch eine geſunde Auffaſſung des Principes der Gleichheit wird alſo das Princip des Eigenthums keineswegs geſchwächt, wie ungleich Letzteres auch durch den

Vorzug der Arbeit des Einen vor der des Andern werden kann, und bis hierher wenigſtens verlängert ſich die Kette unſerer Beweiſe, ohne ſich zu ſchwächen.

Siebentes Kapitel.

Von der Uebertragung des Eigenthums.

Das Eigenthum iſt nur dann ein vollſtändiges, wenn es durch Schenkung oder Erbſchaft übertragen werden kann.

Nichts iſt geſetzlicher, als daß der Menſch den Ertrag ſeiner Arbeit genieße, die Früchte der von ihm ſelbſt gepflanzten Bäume verzehre, ſagen die Sectirer, welche ich bekämpfe. Sie bewilligen alſo das perſönliche Eigenthum Demjenigen, der es durch ſeine Arbeit erworben hat. In der That bringt ſie die Natur, die ſtärker iſt als ſie ſelbſt, in Verwirrung und zwingt ſie Angeſichts dieſes ſo einfachen, ſo offenbar vorwurfsfreien Factums, daß ein Menſch die Frucht, welche er aufgezogen hat, zum Munde führt, zum Schweigen. Sie gehen in ihren Zugeſtändniſſen ſogar noch weiter: ſie geben zu, daß der Menſch mehr oder minder beſitzen wird, je nachdem er in ſeinem Leben mehr oder weniger geſchickt, mehr oder weniger arbeitſam als der andere geweſen ſein wird, daß daher der Eine viel, der Andere wenig haben wird, und ſie geben folglich dieſe erſte Ungleichheit des Vermögens,

welche aus der natürlichen Ungleichheit der menſchlichen Fähigkeiten hervorgeht, zu. Aber hier halten ſie mit ihren Zugeſtändniſſen inne. Daß der Menſch die Frucht ſeiner Arbeit genieße, rufen ſie aus, iſt ganz recht; daß aber die Frucht dieſer Arbeit auf einen Andern übergehe, daß dieſer Andere ſie im Müßiggang genieße, dies widerſtrebt der einfachen Billigkeit; dies iſt ſogar dem Ziele entgegen, welches die Geſellſchaft im Auge hatte, als ſie das Eigenthum heiligte, nämlich die Arbeit anzuregen; dies fügt endlich zu den natürlichen Ungleichheiten, welche Gott unter den Menſchen begründet hat, indem er ſie ungleich begabte, künſtliche Ungleichheiten, welche bewirken, daß ein träger und unbefähigter Sohn dadurch, daß er einen arbeitſamen und befähigten Vater beerbt hat, im Schooße aller Freuden lebt, während neben ihm ein anderes Individuum, welches dieſen Vortheil entbehrt, im tiefſten Elende ſchmachtet. Das bis zur Erblichkeit erweiterte Eigenthum führt alſo zu Folgen, welche mit ſeinem Principe im Widerſpruch ſtehen und nicht zugelaſſen werden können.

Es iſt dies in der That der, wenn auch nicht ſchwierige, ſo doch verwickelte Punkt des Gegenſtandes, den ich behandle; denn ähnlich einem Fluſſe, der, je weiter er ſich von ſeiner Quelle entfernt, immer mehr Wendungen macht, dehnt die Frage ſich aus, entwickelt ſich und vermiſcht ſich mit einer Menge anderer. Nichts deſto weniger beſtätige ich, was die Gegner des Eigenthums leugnen, behaupte ich als unerläßlich, was ſie beſtreiten, und ich ſtelle ihnen gegenüber folgende Sätze auf:

Das Eigenthum exiſtirt oder exiſtirt nicht;

Wenn es exiſtirt, ſo ſchließt es die Schenkung in ſich ein.

Wenn es die Schenkung mit in ſich einſchließt, ſo geſchieht dies in Betreff der Kinder eben ſo wohl, wie im Betreff der uns Gleichgültigen.

Es ſchließt ſie während der Lebenszeit des Vaters, wie bei ſeinem Tode mit in ſich ein.

Weit entfernt, die Trägheit durch dieſe Ausdehnung zu begünſtigen, wird es im Gegentheil nur unter der Bedingung ein wirkſamer unendlicher Stachel der Arbeit, wenn es vom Vater auf die Kinder übertragen werden kann.

Endlich ſind die neuen und größeren Ungleichheiten, welche daraus hervorgehen, durchaus nothwendig, und bilden eine der ſchönſten und fruchtbringendſten Harmonieen der menſchlichen Geſellſchaft.

Mit einem Worte, das Eigenthum verleiht alle ſeine Wirkungen, und zwar die beſten und fruchtbringendſten nur unter der Bedingung, vollſtändig zu ſein, perſönlich und erblich zu werden.

Dies ſind die Vorausſetzungen, welche ich in den folgenden Kapiteln ſo klar zu machen mich bemühen werde, daß hoffentlich jeder Zweifel ausgeſchloſſen werden wird.

Achtes Kapitel.

Von der Schenkung.

Die Schenkung iſt eine der nothwendigen Weiſen, vom Eigenthum Gebrauch zu machen.

Ihr gebt zu, daß ich ſelbſt das, was ich erzeugt, genießen, daß ich die Früchte meiner perſönlichen Arbeit für meine Bedürfniſſe und Vergnügungen verwenden kann. Aber würde es wohl ein Attentat, ein Raub, eine Gefahr für die Geſellſchaft meiner Nebenmenſchen ſein, ſie einem Andern zu geben?

Nehmt zuerſt einmal an, ich hätte mehr producirt, als ich verzehren kann, — was bei jedem geſchickten und arbeitſamen Menſchen vorkommt — was ſoll ich mit dem Ueberſchuſſe anfangen? Meine Scheunen ſind mit Getreide, meine Fruchtkammern mit Früchten, meine Keller mit Wein angefüllt; die Wolle meiner Heerden hat mir mehr Kleidungsſtücke geliefert, als ich brauchen kann, und alles Dieſes, weil ich meine Felder mit mehr Verſtand und Thätigkeit, als ein Anderer angebauet habe: was ſoll ich mit dem Ueberfluſſe anfangen? ſoll ich mehr eſſen, als mein Appetit verlangt, mehr trinken, als mein Durſt erfordert, oder ſoll ich dieſe Ueberſchüſſe in eine neue, eigen zu dieſem Zwecke gemachte Grube werfen, oder ſoll ich ſie endlich, was einfacher iſt, überhaupt nicht erzeugen? Wenn ihr mir nicht erlaubt, von dem Ueberſchuſſe meiner Arbeit beliebigen Gebrauch

zu machen, wird nothwendigerweiſe eine von dieſen dreien Folgen daraus hervorgehen; daß ich entweder über meine Bedürfniſſe verzehre oder daß ich das Ueberflüſſige vernichte, oder es überhaupt nicht erzeuge. Dagegen unterwerfe ich folgende Art, mein überflüſſiges Vermögen anzuwenden, eurem Urtheil.

Ich erblicke an den Grenzen meines Feldes einen Unglücklichen, der vor Ermüdung und Hunger dahinſchmachtet. Ich eile bei dieſem Anblick herbei und gieße ein wenig von meinem überflüſſigen Weine in ſeinen Schlund; ich führe eine von den Früchten, von denen ich nicht weiß, was ich mit ihnen machen ſoll, zu ſeinem Munde; ich werfe eins von den Kleidungsſtücken, deren ich mehrere habe, über ſeine Schultern und ich ſehe, wie er wieder auflebt, ich ſehe das Lächeln der Dankbarkeit ſein Geſicht überziehen, und ich empfinde in meinem Herzen eine weit lebhaftere Freude, als ich in meinem Munde empfand, zur Zeit, als ich die Früchte meines Feldes verſchlang. Solltet ihr etwa euch ſogar unterſtehn, mein Eigenthum in der Weiſe regeln zu wollen, daß ich es nicht auf die Weiſe, die mir die angenehmſte iſt, genießen könnte? ſolltet ihr, nachdem ihr mir die phyſiſchen Freuden des Eigenthums zugeſtanden habt, mir die moraliſchen Freuden, die edelſten, lebhafteſten und nützlichſten von allen, verweigern? Wie, gehäſſige Geſetzgeber, ihr wolltet mir erlauben mein Eigenthum zu verzehren, zu verſchwenden und zu vernichten, und ihr wolltet mir nicht erlauben, es zu ſchenken! Ich, ich allein, ich bin das armſelige Ziel, welches ihr den peinlichen Anſtrengungen meines Lebens anweiſet; ihr würdet ſo meine Arbeit er=

niedrigen, ihr allen Reiz rauben, ſie hemmen. Beurtheilet übrigens das Factum nach ſeinen Folgen. Ich habe euch ſchon früher geſagt, daß, wenn jeder Menſch ſich auf ſeinen Nachbar ſtürzen könnte, um ihm die Nahrungsmittel, von denen er ſich nähren will, wegzunehmen, dieſer es eben ſo mit dem andern machen, und die Geſellſchaft bald nur ein Schauplatz des Raubes, ſtatt ein Schauplatz der Arbeit ſein würde. Nehmet hingegen an, daß jeder Menſch, der zu viel hat, demjenigen gäbe, der nicht genug hat, ſo würde die Welt ein Schauplatz der Wohlthätigkeit werden. Und fürchtet nur nicht, daß der Menſch hierin zu weit gehen und ſeinen Nachbar träge machen könnte, indem er ſich für ihn mit Arbeit beläſtigt. Das Gefühl für Wohlthätigkeit in dem Herzen des Menſchen entſpricht grade dem Maaße des menſchlichen Elendes, und das Höchſte iſt erreicht, wenn es den fortwährenden Reden über Moral und Religion gelingt, das Heilmittel dem Uebel, den Balſam der Wunde entſprechend zu machen.

Die Schenkung iſt alſo die edelſte Art und Weiſe, von dem Eigenthume Gebrauch zu machen. Es iſt dies, ich wiederhole es, der zum phyſiſchen Genuſſe hinzugefügte moraliſche Genuß. — Genug, genug! werden mir meine Widerſacher ſagen; du beweiſeſt, was keines Beweiſes bedarf. — Ich gebe es zu, doch fahren wir fort, und man wird vielleicht genöthigt ſein, mir Daſſelbe von allem Uebrigen zu ſagen.

Neuntes Kapitel.

Von der Erbſchaft.

Aus der Schenkung folgt für den Vater die Befugniß, ſeinen Kindern während ſeines Lebens oder bei ſeinem Tode zu ſchenken.

Man giebt mir zu, daß die Schenkung eine der nothwendigen unſtreitbaren Arten, von dem Eigenthume Gebrauch zu machen, ſei. Gehen wir nun einen Schritt weiter. Wie, ich könnte Denen, die mir gleichgültig, die für mich nichts ſind, deren Leiden mich jedoch gerührt hat, geben, und ich ſollte meiner Frau, meinen Kindern nicht geben können, meiner Frau, die mein Leben getheilt hat, meinen Kindern, welche Sprößlinge von ihr und mir ſind, dieſen Weſen, die mir theurer ſind, als meine eigene Perſon?! Wenn ſie Hunger, wenn ſie Kälte empfinden, empfinde ich, wenn ich nicht verderbt bin, mehr Hunger und Kälte in ihnen, als in mir. Ihre Bedürfniſſe ſind die meinigen und ſtacheln mich ſelbſt mehr an, als die meinigen. Werdet ihr mir alſo nicht erlauben, unter den Bedürfniſſen, die ich empfinde, zu wählen, erſt diejenigen zu befriedigen, welche ich am lebhafteſten fühle und einen Hunger zu beſchwichtigen, der für mich peinlicher iſt, als derjenige, der ſich in meinem eigenen Magen bemerklich macht? Ihr werdet mir alſo erlauben, meine Kinder zu nähren, bevor ich mich ſelbſt nähre. Das iſt übrigens nicht Alles. Es iſt nöthig, daß Jemand dieſe Kinder während eines Theiles ihres Lebens unterhalte, denn

ein Viertel ihres Lebens lang ſind ſie zu ſchwach, um ſich ſelbſt genügen zu können. In dem Zuſtande der Wildheit z. B. muß man auf die Bäume klettern, um Früchte zu pflücken; in der civiliſirten Geſellſchaft findet man das Brot nur, nachdem man es verdient hat. Wenn aber Jemand ſie nähren ſollte, wer wird ſich mit dieſer Sorge befaſſen, wenn nicht ich, ihr Vater, der ich der Urheber ihrer Tage bin? Der Adler, die Schwalbe geben mir dieſes Beiſpiel, welches ihr mir wie es ſcheint zu beſorgen erlauben werdet! — Genug, genug! werden meine Widerſacher wieder ſagen, Du beweiſeſt, was keines Beweiſes bedarf. Aber wohin ſoll ich mich denn auf dieſem Gebiete wenden, um das zu finden, was des Beweiſes bedarf?

Das Eigenthum exiſtirt nicht, wenn ich es nicht eben ſo gut verſchenken, als verzehren kann; das giebt man mir zu. Wenn ich es Fremden geben kann, um wie viel mehr kann ich es meinen Kindern geben, denen es ſogar während eines Theiles ihres Lebens unerläßliches Bedürfniß iſt? Auch dieſen zweiten Punkt giebt man mir zu. Ich kann folglich Andern ſchenken und unter den Andern kann und ſoll ich meine Kinder vorziehen. Wo beginnt alſo die Schwierigkeit? In dem Augenblick, wo ich ſterben ſoll, d. h. ich ſoll zu jeder Zeit meines Lebens nur nicht bei meinem Abſterben ſchenken dürfen. Wie, hier ſollte der einzige Unterſchied zwiſchen dem Recht, das ich in Anſpruch nehme, und dem, welches man mir ſtreitig macht, obwalten? Dieſer Unterſchied würde aber gar keiner oder ein barbariſcher oder endlich ein unmöglicher ſein.

Tretet in das häusliche Aſyl ein, begebet euch in das heilige Innere und ſaget mir, ob ihr auf eine hinreichend ſichere und erträgliche Weiſe hineindringen könnt, um den Vater zu verhindern, ſeinem Sohne das zu überliefern, was er ihm in dem Augenblick ſeines Todes hinterlaſſen will? Wenn ihr einem Vater erlaubt, während ſeiner Lebenszeit, nicht aber bei ſeinem Tode zu ſchenken, ſo wird er es ſich angelegen ſein laſſen, ſich ſelbſt während ſeiner Lebenszeit zu entblößen. Er wird eines Tages, eine Stunde vor ſeinem Dahinſcheiden von Hand zu Hand die beweglichen Güter, die am Kopfende des Bettes eines Sterbenden leicht einzuhändigen ſind, wie Geld, koſtbare Steine oder Papierwerthe, welche für die Bequemlichkeit des Handels erfunden ſind, übergeben. Die unbeweglichen ſchwerer zu übermachenden Werthſachen, wie Ländereien, Häuſer, ſchwer zu transportirende Gegenſtände wird er ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre vor ſeinem Dahinſcheiden vergeben, oder er wird ſie verkaufen und ſie im Preiſe erniedrigen, um ſie in Werthe zu verwandeln, die er nach Belieben übermachen kann. Mit einem Worte, er wird euren Geſetzen begegnen, indem er ſich während ſeiner Lebenszeit entblößt. Allein aus dieſer Nothwendigkeit, welche ihr ihm aufgelegt, ſich vor ſeinem Tode zu entblößen, werden zwei Folgen hervorgehen. Der gute Vater wird für ſeine Güte beſtraft, der ſchlechte Vater für ſeine Selbſtſucht belohnt werden können. Der gute Vater wird, nachdem er während ſeiner Lebenszeit ſein Vermögen verſchenkt hat, vielleicht einen undankbaren Sohn finden, auf dem Felde, welches er ſeinem Sohne gegeben, keinen

Baum pflanzen, keine Rinne graben können, und inmitten das Reichthums, welchen er erarbeitet, und von dem er ſich vor der Zeit aus Furcht, daß ſein Sohn denſelben nicht empfangen würde, losgemacht hat, wie ein Fremder leben. Der ſchlechte Vater hingegen, der ſich nicht hat entblößen wollen, oder der feige Vater, der den Gedanken an den Tod nicht zu faſſen den Muth hat, um die Zukunft ſeiner Kinder zu ſichern, wird ſein Vermögen genießen, es als Herr bis ans Ende ſeiner Tage genießen. So wird der gute Vater aus ſeinem Beſitze vertrieben, während der ſchlechte bis zu ſeiner letzten Stunde in ſeinem Beſitze verbleibt.

Werdet ihr mich nicht bei dieſen widerlichen Reſultaten wieder anhalten und mir zurufen: Genug, genug!? — Ja man muß hier anhalten, denn es iſt offenbar, daß, da die Natur in das Herz des Menſchen und beſonders in das des guten Menſchen, eine unbeſiegbare Neigung, ſeinen Beſitzthum, ſeinem Sohne zu überlaſſen, gelegt hat, und da das häusliche Domicil undurchdringlich iſt, was man auch thun möge, der Vater ſeinen Kindern den größten Theil ſeiner Glücksgüter von Hand zu Hand übergeben, ſie verwandeln wird, um ihre Ueberlaſſung zu erleichtern, oder daß er, wenn er ſie nicht verwandeln kann, ſich vor ſeinem Tode derſelben entſchlagen wird, um deſto ſicherer einen Gebrauch nach ſeinem Herzen von denſelben zu machen. Dann wird der Geſetzgeber, in der Ueberzeugung, Unnatürlichkeiten zu erzeugen, wenn er hartnäckig der Natur entgegenſtrebt, und daß man ihm übrigens nicht Folge leiſte, wenn er ihr entgegenſtreben will, dem Vater dieſe

gehäſſigen Vorſichtsmaßregeln erlaſſen und zugeben, daß bei ſeinem Tode ſeine Güter mit vollem Rechte auf ſeine Kinder übergehen können. Er wird mit einem Worte die Erblichkeit des Eigenthums zugeben.

Seht übrigens, wie abgeſchmackt die Folgen einer entgegengeſetzten Verordnung ſein würden! Der Vater, habe ich euch geſagt, würde keine Ländereien, keine Häuſer, keine Dinge, die man ihm nehmen kann, geben können, aber er würde euch zum Trotz die beweglichen Dinge, die man ihm nicht nehmen kann, die ſich von Hand zu Hand zuſtellen laſſen, eine Stunde vor ſeinem Dahinſcheiden geben! die Uebertragung des Vermögens von Vater auf Sohn würde alſo für gewiſſe Dinge exiſtiren, für gewiſſe andere nicht! Allein es giebt weit koſtbarere, deren Ueberlaſſung alle Vorſchriften der Welt nicht verhindern werden. Jemand iſt ein geſchickter Arbeiter, er beſitzt ein Geheimniß, die Metalle zu härten; ein Anderer iſt ein Arzt und beſitzt ein Geheimniß der Heilkunſt: werdet ihr ihn hindern, ſich auf ſeinem Todtenbette zu dem Ohre ſeines Sohnes zu neigen und ihm durch ein Wort ein Vermögen zu ſichern? Ein Anderer war ein großer Politiker, ihm ward die Klugheit zu Theil; noch ein Anderer war ein großer Kapitain, er beſaß den Ruhm. Werdet ihr den Erſten hindern, durch die Lehren ſeines ganzen Lebens ſeine Klugheit auf ſeinen Sohn übergehen zu laſſen? Werdet ihr den Zweiten hindern, ihm ſeinen Ruhm zu hinterlaſſen, indem er ihm blos ſeinen Namen hinterläßt? Ein Dritter, der an allen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes Theil genommen hat, be-

ſitzt religiöſe und politiſche Meinungen, welche ihm theuer ſind; ihr werdet ihn offenbar nicht hindern, ſie ſeinen Kindern einzuprägen. Und wenn nun die moraliſchen Güter, welche, wenn ihr nicht der Verehrung des Materiellen ergebene Geſetzgeber ſeid, in euren Augen die koſtbarſten ſein müſſen, ſich unvermeidlich forterben, ſollten die materiellen Dinge, weil ſie materiell ſind, ſich nicht forterben! Vielleicht würde das Geld, der Diamant, als diejenigen Güter, welche ſich nach den moraliſchen am leichteſten übertragen laſſen, ebenfalls von einer Generation auf die andere übergehen; das Land aber ſollte, ſobald der Vater nicht daran gedacht hat, ſich deſſelben zu entäußern, an dem Uebergehen gehindert werden! Bedenkt ihr dieſen Unſinn wohl? bringt euch das nicht in Verwirrung, unerſchrockene Sophiſten?

Ich halte daher die folgenden Vorausſetzungen für zum Ueberfluſſe bewieſen:

Die Schenkung iſt als eine der nothwendigen Weiſen, von dem Eigenthume Gebrauch zu machen, anerkannt, die Schenkung iſt unvermeidlich, beſonders zu Gunſten der Kinder.

Sie iſt zu allen Lebenszeiten des Vaters unvermeidlich, und man muß ihn durch Bewilligung des vollen Rechtes der Ueberlaſſung ſeines Vermögens an ſeine Kinder in der Stunde ſeines Todes, von der Nothwendigkeit, ſich während ſeines Lebens zu entblößen, befreien.

Zehntes Kapitel.

Von dem Einfluſſe des Erbrechts auf die Arbeit.

Die Berechtigung, das Eigenthum von Vater auf Sohn übergehen zu laſſen, macht den Eifer für die Arbeit unendlich und vervollſtändigt das Syſtem des Eigenthums.

Es giebt zwei Geſichtspunkte, von denen aus man wechſelſeitig den Gegenſtand, welchen ich behandle, betrachten muß, und welche man, Dank den bewunderungswürdigen Einrichtungen der Natur, ſtets in vollkommener Uebereinſtimmung findet; dieſe beiden Geſichtspunkte ſind die Billigkeit und das allgemeine Beſte. Billigkeit iſt die Frage vom Standpunkte des Individuums aus, das allgemeine Beſte, die Frage vom Standpunkte des Allgemeinen aus betrachtet. Die Billigkeit fordert laut, daß der Menſch, welcher gearbeitet hat, die Frucht ſeiner Arbeit in Frieden genießen und daß man nicht verlangen ſoll, daß er ſich vor ſeinem Tode derſelben entäußere, um für den Uebergang derſelben auf ſeine Kinder zu ſorgen. Das allgemeine Beſte will es gebieteriſch, daß der Menſch, damit er arbeite, das Produkt ſeiner Arbeit ſicher erhalten könne, denn ohne die beſtändige, unverdroſſene Arbeit aller ihrer Mitglieder würde die Geſellſchaft elend bleiben. Eben dieſes allgemeine Beſte verlangt es eben ſo gebieteriſch, daß er auf ſeine Kinder vererben könne,

denn ſonſt würde er nur von einem halben Eifer für die Arbeit belebt ſein. Mit einem Worte, das Eigenthum hat, wie ich bereits vorausgeſchickt, nur dann alle ſeine nützlichen Wirkungen, wenn es vollſtändig, d. h. perſönlich und erblich zugleich iſt.

Ich werde zur Feſtſtellung dieſes Geſichtspunktes keiner weitläufigern Entwickelung als zur Feſtſtellung der vorhergehenden bedürfen.

Man will, daß der Menſch arbeite, und damit er arbeite, ſichert man ihm den Beſitz deſſen, was er hervorbringt. Die erſte Sicherſtellung, die ſich ganz auf ſeine Perſon bezieht, iſt ſchon viel, aber nicht genug. Es liegt in derſelben ein Grund für ihn, ein Drittel und vielleicht die Hälfte ſeines Lebens, zu arbeiten, aber kein Grund, ſein ganzes Leben lang zu arbeiten und beſonders liegt in derſelben nicht das Mittel, ihm die größte Annehmlichkeit der Arbeit, die nämlich, ſein Vermögen auf ſeine Kinder übergehen zu laſſen, zu verſchaffen.

Der Menſch hat Fehler aller Art. Er hat manchmal abſcheuliche in Betreff ſeiner Mitmenſchen; aber faſt niemals in Betreff ſeiner Kinder; dies kommt daher, daß die fürſorgliche Natur, indem ſie die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes wollte, die Elternliebe tief in ſein Herz eingegraben und aus dieſem Gefühle nicht eine Tugend, ſondern einen unwiderſtehlichen Inſtinkt gemacht hat. Der Vater, welcher ſtiehlt, welcher tödtet, giebt ſeinen Kindern oft das geraubte Gut und weihet durch Beſchützung derſelben die Grauſamkeit, welche er gegen Andere entfaltet hat. Betrachtet einmal den größten Theil der Väter, die ein gewiſſes Alter erreicht haben: für wen

arbeiten ſie noch immer, für wen arbeiten ſie unaufhörlich, ſelbſt wenn ihre Kräfte ſie zu verlaſſen beginnen? Sie arbeiten für ihre Kinder und ſie fühlen ſich bei ihrer mühſeligen Arbeit durch den einzigen Gedanken beglückt, daß die Geſchöpfe, welche aus ihren Eingeweiden hervorgegangen ſind, den Lohn der Arbeit empfangen werden.

Betrachtet jene geſchickten Induſtriemänner, welche die Geſellſchaft durch ihre ſinnreichen Erfindungen oder durch ihre kühnen Handelsunternehmungen bereichert haben, denen man es verdankt, daß bald die Baumwolle, bald der Lein, die Wolle, der Zucker für den halben Preis gekauft werden, betrachtet ihren Geſchmack, die Art ihrer Vergnügungen und ihr werdet bald finden, was ſie zum Handeln antreibt. Die längſte Zeit ſind ſie einfache Menſchen mit beſcheidenen Anſprüchen, denen die Natur Genie verliehen hat, welchen jedoch die Geſellſchaft Bildung angedeihen zu laſſen, vernachläſſigt hat, und die, nachdem ſie ein ungeheures Vermögen aufgehäuft, ihren Kindern Palläſte, Schlöſſer, prächtige Möbel, Gemälde, die Meiſterwerke der Kunſt ſind, mit Aufwand bedeckte Tiſche, muthige Roſſe, mit Wild angefüllte Parke verſchafft haben, über das Vergnügen, welches ihre Kinder an dieſen Gegenſtänden haben, lächeln, ſich freuen, indem ſie ſehen, wie ſie ſich darüber freuen, und dann gehen, um ſich auf ihre Weiſe, die unabänderlich dieſelbe iſt, zu ergötzen, indem ſie zu ihren Werkſtätten, Magazinen und Schiffen zurückkehren, glücklich in der Vorſtellung, daß alle dieſe Reichthümer, welche ſie ſo wenig genießen, ſich noch mehr zu Gunſten ihrer Kinder anhäufen werden, ihrer Kinder, in deren Perſon ſie für alle dieſe feinen

Genüſſe, welche ſie nicht ſchätzen können und die ſie niemals gekannt haben, empfänglich werden. Nehmet nun an, daß es ihnen verwehrt wäre, Alles, was ſie auf dieſe Weiſe anhäuften, auf ihre Nachkommen übergehen zu laſſen, ſo würden ſie mitten in ihrer Laufbahn, in dem Augenblick, wo ihre Kräfte am wirkungsreichſten waren, in ihrer Arbeit inne gehalten haben. Ja, je fähiger und geſchickter ſie waren, deſto früher würden ſie Halt gemacht haben, denn deſto früher würden ſie Das erworben haben, was ſie bei ihren einfachen und beſchränkten Anſprüchen bedürften, und aus Furcht, ihre Kinder dem Müßiggange ergeben zu machen, würdet ihr damit anfangen, den Müßiggang ihres Vaters zu ſichern.

Es wäre alſo eine ſchlechte Art, es anzufangen, um keine Faullenzer in dieſer Welt zu haben, wollte man den Vätern den hauptſächlichſten Grund, der ſie zur Arbeit antreibt, nehmen. Man wird ohne Zweifel nicht zu ſagen unterlaſſen, daß die arbeitſamen Menſchen, von denen ich ſpreche, nachdem ſie ihr ganzes Leben der Arbeit gewidmet, auch wenn ſie keine Kinder hätten, einzig und allein aus Gewohnheit oder Nacheiferung in ihrer Arbeit fortfahren würden. Es wäre dies vielleicht bei Einigen der Fall, welche jene reichen Onkel, jene ſo zahlreichen und bedauernswerthen Gegenſtände der Comödie werden. Aber woher haben ſie die Gewohnheit des Eifers für die Arbeit, die ſie ſich ſo feſt angeeignet haben, genommen? Aus einer Geſellſchaft, in welcher das in jedem Grade erlaubte Eigenthum Jedermanns Eifer angeregt hat, und wie ein Pferd, welches zu einem im Galopp rennenden Geſpanne gehört, mit den andern rennt, ſo

laufen auch ſie, weil neben ihnen die ganze Welt läuft. Sie würden in einer erſtarrten, durch das barbariſche Verbot der Ueberlaſſung ihres Vermögens an ihre Kinder erkalteten Geſellſchaft weder dieſe Gewohnheit angenommen, noch dieſen Wetteifer in der Arbeit empfunden haben. Sie hätten es, wie das lebendige Roß gemacht, welches neben Pferden, welche im Schritte gehen, ebenfalls im Schritte geht. Aber geſetzt auch, daß Einige, von dem Bedürfniſſe zu arbeiten getrieben, einzig allein der Arbeit wegen arbeiteten, ſo würdeſt du, barbariſcher Geſetzgeber mit trockenem Herzen, während du den Empfindſamen ſpielſt, ihnen die größte Anmuth der Arbeit geraubt haben. Blicke auf jenen reichen kinderloſen Mann, welchen die Natur dieſer lebhaften Genugthuung, die manchmal eben durch ihre Lebendigkeit ſo ſchmerzhaft iſt, beraubt hat, ſie ſeine Leere, ſeinen Mangel an allen Reiz, ſeinen Ekel, der ſich vergrößert, je weiter er im Leben vorſchreitet. Am Abend, wenn er ſeine Geldkaſten geſchloſſen, ſeine Schätze gezählt hat, weiß er nicht, was er thun ſoll, und wenn ihm ein Augenblick für das Nachdenken übrig bleibt, ſo fragt er ſich, wie er die ſo mühevoll angehäuften Reichthümer verwenden ſoll. Allein er iſt von ſeiner Tagearbeit ermüdet, er ſchläft ein, erwacht wieder, beginnt am Morgen wieder zu arbeiten, betäubt ſich durch den Gewinn, und empfindet, ſobald der Abend gekommen iſt, dieſelbe Leere, wie am vorigen Abend. Dann wendet er ſich an einen Bruder, an eine Schweſter, bittet ſie um die Kinder, welche ſie erzeugt haben, adoptirt ſie, nähert ſie ſeinem Herzen, verſucht ſie zu lieben, ſich eine Illuſion zu machen, ſich zu überreden, daß

er ſie ſelbſt erzeugt hat. Oder er wird ſich zuweilen, wenn er keine Neveux hat, an eine arme Frau vom Lande wenden, um von ihr einen Gegenſtand der Liebe zu leihen, welcher den Anſtrengungen ſeines Lebens als Ziel dienen ſoll.

Dieſe Leere des kinderloſen Mannes wäre alſo das Schickſal Derjenigen, welche aus Gewohnheit oder Bedürfniß ſich zu beſchäftigen, die Erde wit ihrem Schweiße benetzen und an der Bereicherung der Geſellſchaft arbeiten? Aber Das iſt eine eitle Einbildung. In eurer erkalteten Geſellſchaft würde jeder Eifer erſtickt, jeder Wetteifer beſchränkt ſein, ihr würdet keine ehrgeizigen Charaktere haben, welche durch das ſie umgebende Feuer in Brand gerathen. Der nur ſich ſelbſt zum Ziel habende Menſch würde mitten in ſeiner Laufbahn inne halten, ſobald er das Brod für ſein Greiſenalter erworben hat, und ihr hättet, wie ich euch ſchon ſagte, aus Furcht, den Müßiggang des Sohnes herbeizuführen, damit begonnen, den Müßiggang des Vaters zu befehlen!

Iſt es denn übrigens wahr, daß, wenn man die erbliche Ueberlaſſung des Vermögens zuläßt, der Sohn nothwendigerweiſe ein Faullenzer ſein muß, der das ihm von ſeinem Vater hinterlaſſene Vermögen in Trägheit und Schwelgerei vergeudet? Erſtens frage ich: was ſtellt denn das Vermögen, von welchem die angenommene Trägheit dieſes Sohnes leben wird, am Ende dar? eine vorhergegangene Arbeit, die des Vaters nämlich, und wenn ihr dem Vater am Arbeiten hindert, um den Sohn zu zwingen, ſelbſt zu arbeiten, ſo werdet ihr damit weiter nichts gewinnen, als daß der Sohn das wird thun

müſſen, was der Vater nicht gethan hat. Es wird dadurch keine Arbeit mehr geben. In dem Syſteme der Erblichkeit hingegen verbindet ſich mit der unbegrenzten Arbeit des Vaters die unbegrenzte Arbeit des Sohnes, denn es iſt nicht wahr, daß der Sohn ſtille ſteht, weil der Vater ihm ein mehr oder minder beträchtliches Vermögen hinterlaſſen hat. Erſtens iſt es ſelten, daß ein Vater ſeinem Sohne die Mittel hinterläßt, gar nichts thun zu dürfen. Dies kommt nur in dem Falle eines außerordentlichen Reichthums vor, und davon werde ich bald ſprechen. Aber gewöhnlich, in den meiſten Gewerben verſchafft der Vater ſeinem Sohne durch Hinterlaſſung ſeiner Erbſchaft nur einen etwas vorgerücktern Ausgangspunkt in ſeiner Laufbahn. Er hat ihn weiter, höher getrieben, er hat ihm die Mittel verſchafft, mit größern Kräften zu arbeiten, Pächter zu ſein, während er nur Diener eines Pächters war, oder zehn Schiffe auszurüſten, während er nur eins ausrüſten konnte, Banquier zu ſein, während er nur ein kleiner Discontirer war, oder endlich die Laufbahn zu ändern, ſich von der einen zur andern zu erheben, ein Notar, Arzt, Advocat zu werden, ein Cicero oder Pitt zu ſein, während er nur ein einfacher Ritter, wie der Vater Cicero's oder ein Reiterfähndrich, wie der Vater Pitt's war. Mit einem Worte, er hat ihn auf einen vorgerücktern Punkt ſeiner Laufbahn gebracht, er ſegnet ihn, wenn er ihn von dieſem Punkte ausgehen ſieht und ſtirbt glücklich, ihn im ſchnellen Schritte weiter eilen zu ſehn. Allein derſelbe Grund, der ihn angetrieben hatte, ſo weit als möglich vorwärts zu ſchreiten, treibt ſeinen Sohn an, Daſſelbe zu thun. So wie er an ſeine Kinder dachte

und bei dieſem Gedanken unermüdlich wurde, ſo denkt auch ſein Sohn an ſeine eigenen Kinder und wird bei dieſem Gedanken gleichfalls unermüdlich. In dem Syſteme des Verbotes der Erblichkeit würde der Vater in der Arbeit inne gehalten haben und der Sohn gleichfalls; jede Generation, in ihrer Hervorbringungskraft beſchränkt, würde wie ein Fluß, deſſen Gewäſſer man durch einen Geleitzoll zurückhält, nur einen Theil des in ihr Enthaltenen geliefert haben, und beim Viertel oder einer Hälfte der Arbeit, deren ſie fähig war, abgebrochen haben. In dem Syſteme der Erblichkeit der Güter hingegen arbeitet der Vater ſo lange er kann, bis zum letzten Tage ſeines Lebens; der Sohn, der ſeine Ausſicht war, findet eine ſolche in ſeinen Kindern, arbeitet für ſie, wie man für ihn gearbeitet hat, und bleibt eben ſo wenig ſtehen, wie ſein Vater ſtillgeſtanden iſt, und Alle drehen, der Zukunft zugewandt, wie ein Arbeiter in der Mühle, unaufhörlich jene Mühle, aus welcher das Wohl ihrer kleinen Kinder und nicht blos die Wohlfahrt der Familien, ſondern des menſchlichen Geſchlechtes hervorgeht.

Schließen wir: Durch Einſetzung des perſönlichen Eigenthums hat die Geſellſchaft dem Menſchen den einzigen Stachel, der ihn zur Arbeit anreizt, gegeben. Es blieb ihr noch Eins zu thun übrig: dieſen Stachel unendlich zu machen. Dies hat ſie gewollt, indem ſie das erbliche Eigenthum einführte.

Elftes Kapitel.

Vom Reichen.

Die Anhäufungen von Vermögen, das Reſultat ſowohl des perſönlichen als des erblichen Eigenthumsrechts, bilden den ſogenannten Reichthum, der in der Geſellſchaft mehrere unentbehrliche Dienſte leiſtet.

Aus dem, dem Individuum und ſeinen Kindern garantirten Eigenthume gehen mehr oder minder ſchnelle Anhäufungen von Reichthümern hervor, zu deren Bildung zuweilen, wenn ſich gerade ein glücklich begabter Menſch findet, eine einzige Generation hinreicht, gewöhnlich jedoch mehrere erforderlich ſind, und es erheben ſich auf dieſe Weiſe große Reichthümer, welche wie jene ungeheuren Getreidemühlſteine, die längs der Straßen am Saume fruchtbarer Felder liegen, die Blicke auf ſich lenken. Dieſes Schauſpiel iſt, wie ich weiß, manchen Blicken zuwider, aber was iſt dagegen zu thun? Ich werde hier wiederholen, was ich ſchon anderswo von den erſten Ungleichheiten des entſtehenden Beſitzes von der, natürlichen Ungleichheit der menſchlichen Fähigkeiten geſagt habe, daß man ſie nämlich dulden müſſe, weil dieſe größern Theile des allgemeinen Reichthums Niemandem geraubt worden ſind, daß man, um ſie zu verhindern, den Menſchen hätte hemmen und ihm ſagen müſſen: „Arbeite nicht ſo viel!“ und daß am Schluſſe der Rechnung Jeder, ſelbſt der Neidiſche Nutzen davon hat, denn wenn es mehr Nahrungs-

mittel, Kleidungsſtücke und Wohnungen giebt, ſo ſind dieſe für das Leben nothwendigen Gegenſtände für Jedermann billiger.

Es iſt dies alſo eine bedeutende Rückſicht, die emſigen Arbeiter gewähren zu laſſen, weil ſie Niemandem Etwas nehmen und Jedem Etwas geben. Es bleibt nun noch der Eindruck, den ſie auf das Auge machen. Wohlan, wenn dieſer Reichthum den Einen zuwider iſt, ſo regt er die Anderen an, ermuthigt, unterſtützt, belebt er ſie, und die Geſellſchaft findet bei dieſer Ermuthigung ſo viele für die Geſammtheit ihrer Mitglieder hervorgehende Vortheile, daß ſie über den einigen von ihnen verurſachten Verdruß wohl hinweggehen muß. Giebt es nun für die Bildung des Reichthums keine anderen als dieſe Gründe, die, wie mir ſcheint, ſchon ſehr gut ſind? Es iſt leicht, darüber zu urtheilen.

Ohne Zweifel will man nicht, daß es in der Geſellſchaft eine einzige Arbeit, die Händearbeit gebe. Man will auch, daß der Menſch mit dem Zirkel auf dem Papiere umgehen könne, um den Lauf der Sterne zu ermeſſen und die See befahren zu können; man will, daß er einen Theil des Tages über die Jahrbücher der Nationen geneigt, zubringen könne, um die Urſache der Wohlfahrt oder des Verfalles der Reiche aus denſelben zu erſehen, und die Kunſt, ſie zu verwalten lernen. Nun! nicht der Mann, der von einem Tage zum andern über den Erdboden oder eine Maſchine gebeugt verweilt, wird dieſe Mußeſtunden finden können. Manchmal freilich wird ein Landmann ein Sforca, ein Drucker ein Franklin werden, aber dieſe Ausnahmen ſind ſelten. Es ſind dies die

Söhne von Männern, die der Handarbeit ergeben ſind, die, durch einen arbeitſamen Vater über ihren Stand erhoben, die Stufen der ſocialen Leiter hinaufſteigen und zu den erhabenen Arbeiten der Intelligenz gelangen werden.

Der Vater war Landmann, Arbeiter in einer Manufactur, Matroſe auf einem Schiffe. Der Sohn wird, wenn der Vater arbeitſam und ſparſam geweſen iſt, Pächter, Manufakturiſt, Schiffscapitän. Der Enkel wird Banquier, Notar, Arzt, Advocat, vielleicht Staatsoberhaupt. Von den Generationen erhebt ſich auf dieſe Weiſe die eine über die andere und führt gewiſſermaßen ein dem Baume ähnliches Leben, welcher bei der jedesmaligen Rückkehr der ſchönen Jahreszeit neue Sprößlinge hervortreibt, welche friſch, geſchmeidig und grün wie das Gras im Frühjahr, im Herbſte die Farbe und die Feſtigkeit des Holzes annehmen, dann, nachdem ſie im folgenden Jahre kleine Zweige geworden ſind, ſich gleichfalls mit andern Sprößlingen bedecken und mit der Zeit ſtarke Aeſte werden und den Hauptſtamm ſelbſt erſetzen, und indem dieſe Erſcheinung in allen Richtungen hervortritt, endlich den Boden mit ihrem prächtigen Schatten bedecken.

Eben ſo geht das menſchliche Leben vor ſich, und nach und nach bilden ſich jene reichen Klaſſen der Geſellſchaft, welche man Müßiggänger nennt, die es aber nicht ſind, denn die Arbeit des Geiſtes wiegt wohl die Arbeit der Hände auf und muß ihr folgen, wenn man nicht will, daß die Geſellſchaft im barbariſchen Zuſtande verbleibe. Ich erkenne es an, daß es unter dieſen Reichen ſolche giebt, die als unwürdige Söhne weiſer Väter die

Nacht beim Feſtgelage von Schmeichlern umgeben, und von Getränken, die ihren Geiſt verwirren, berauſcht, zu-bringen und in Müßiggang und Schwelgerei ihre Jugend, ihre Geſundheit und ihr Vermögen vergeuden. Das iſt nur zu wahr, aber ſie werden bald beſtraft werden. Sobald ihre Jugendkraft vor der Zeit geſchwächt, ihr Vermögen vor dem Ende ihrer Laufbahn vernichtet ſein wird, werden ſie traurig, entſtellt und arm vor jenen Paläſten vorübergehen, welche ihre Väter ihnen hinterlaſſen, und die ihre thörichte Verſchwendung den Händen der klügern Reichen überlaſſen haben wird, und in einer Generation wird man die Arbeit in dem Vater belohnt, den Müßiggang in dem Sohne beſtraft ſehen! O Neid, unverſöhnlicher Neid, biſt du nicht getröſtet?

Sind denn übrigens die Kinder der Reichen ſämmtlich träge, ausſchweiſend, verſchwenderiſch? Es iſt ſehr wahr, daß ſie nicht ſo arbeiten, wie der, welcher ackert, ſpinnt oder ſchmiedet. Aber noch einmal, giebt es denn nur Händearbeit? muß es nicht, ich wiederhole es, Menſchen geben, deren Beruf es iſt, die Natur zu ſtudiren, ihre Geſetze zu entdecken, um ſie zum Wohle der menſchlichen Gattung zu benutzen, um das Waſſer, das Feuer, die Elemente anwenden, um die Geſellſchaften conſtituiren und leiten zu lernen? Es iſt auch wahr, daß nicht der Reiche am öfterſten dieſe erhabenen Entdeckungen macht, obgleich es manchmal der Fall iſt; allein er ermuntert ſie, er trägt dazu bei, dieſes unterrichtete Publikum, für welches der beſcheidene und arme Gelehrte arbeitet, zu bilden; er beſitzt große Bibliotheken, er lieſt den Sophokles, Virgil, Dante, Galiläi, Descartes,

Boſſuet, Moliere, Racines, Montesquieu, Voltaire. Wenn er ſie nicht lieſt, ſo lieſt, genießt und ſchätzt man ſie in ſeinem Hauſe, in ſeiner Umgebung, wo jene erleuchtete, gebildete, geſchmackvolle und feine Geſellſchaft ſich vereinigt, für welche das Genie ſchreibt, ſingt und die Leinewand mit Farben bedeckt! Zuweilen iſt dieſer Reiche ſelbſt ein guter Kenner, zuweilen iſt er auch einer jener hervorragenden Geiſter, die ſich nicht darauf beſchränken, Werke des Genies zu genießen, ſondern ſelbſt ausgezeichnete hervorbringen. Er iſt der reiche Salluſt, der reiche Seneca, der reiche Montaigne, der reiche Buffon, der reiche Lavoiſier; er iſt auch der hervorragende Staatsmann, der die Geſchicke ſeines Vaterlandes lenkt.

So häuft ein einfacher Baumwollenſpinner unermeßliche Reichthümer an; er iſt ein Engländer und heißt Peel. Sein Leben ſeinen Werkſtätten widmend, iſt er wenig in der Kenntniß der Staatsangelegenheiten bewandert, aber er läßt ſeinen Sohn in allen Fächern des Wiſſens unterrichten, und dieſer über ſeinen Vater ſich erhebende Sohn wird, indem er zu den ausgebreiteſten Kenntniſſen den Einfluß des Vermögens hinzufügt, einer der erſten Staatsmänner Englands und verwaltet, indem er ſich zwiſchen die alten und neuen Geſchlechter ſtellt, ſein Vaterland mit einer glücklichen Miſchung des alten und des neuen Geiſtes. Iſt es nun ein ärgerlicher Anblick, wenn man einen Vater ſieht, der, nachdem er ſeine Kräfte auf eine Gewinn bringende Weiſe verwendet hat, ſeinem Sohne das Mittel an die Hand giebt, ſie auf eine weniger Gewinn bringende, aber edlere und erhabnere Weiſe anzuwenden? Iſt es nicht gut, iſt es nicht nöthig, daß

nach der einen dieſer Verwendungen die andere komme? Laſſet mich noch andere Beiſpiele anführen, welche zu ihrer Zeit den Neidiſchen ſehr viel Verdruß gemacht haben! . . . .

In der Republik, welche an Reichthümern und Meiſterwerken am fruchtbarſten war, denn ſie ſchenkte der Welt einen Dante, Petrarca, Boccacio, Machiavel, Brunelleſchi, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, in dieſer Republik, welche das Tuch, die Seide, den Sammet, Goldarbeiten, die Florins und den Credit in Europa verbreitete, gab es eine Familie berühmter Kaufleute, welche einem von drei großen Jahrhunderten der Menſchheit ihren Namen hinterlaſſen haben, die Medicis! Findet ihr die Beiſpiele, welche ſie der Welt gegeben haben, ſehr ſchlecht?

Johann von Medicis gründete im Jahre 1400 das Vermögen ſeiner Familie. Sanft, klug, arbeitſam, den Geſchäftsgeiſt im höchſten Grade beſitzend, häufte er unermeßliche Reichthümer an, und da ihm, wie einem Weiſen, die öffentlichen Angelegenheiten zuwider waren, und er nach Machiavel ſogar etwas melancholiſch war, ſo rieth er ſeinen Kindern, ſich niemals der Regierung zu nähern. Erinnert euch, ſprach er zu ihnen auf ſeinem Todtenbette, daß ich niemals nach dem alten Palais (ſo hieß das Regierungspalais) gegangen bin, außer, wenn ich hingerufen worden bin (Che chiamato).

Seine Rathſchläge wurden zum Glück wenig befolgt. Sein Sohn Cosmo, umgeben von den gelehrteſten Meiſtern, in den Wiſſenſchaften, in den Künſten und in der Politik unterrichtet und mit einem kühnen Geiſte begabt,

miſchte ſich trotz der Rathſchläge ſeines Vaters in die öffentlichen Angelegenheiten, wurde geächtet, mit Enthuſiasmus zurückgerufen, regierte zwar nicht, übte jedoch 30 Jahre lang ſeinen Einfluß auf die Florentiniſche Republik, ließ von Michelozzo den entzückenden Palaſt ſeiner Familie*) erbauen, ging mit Maſſacio, Brunelleſchi, Ghiberti, Donatello um, gründete griechiſche Schulen zu Florenz, vergrößerte noch das Vermögen ſeiner Familie und blieb, trotzdem er Staatsmann und Gelehrter war, Kaufmann. Dieſer Kaufmann verließ indeß an gewiſſen Feſttagen ſein Comtoir, um ſich nach dem reizenden Erholungsorte Caffragiolo zu begeben und dort, rathet was? zu leſen, die Dialoge des Plato, welche Le Pogge für ihn überſetzt, und welche er mit einer großen Summe Geldes bezahlt hatte. Sein Sohn Piero überlebte ihn kaum, und der Ruhm ſeines Hauſes ging auf ſeinen Enkelſohn über, welchen die Nachwelt unter dem Namen „Lorenzo der Prächtige" zu lieben und zu bewundern nicht aufgehört hat. Dieſer, den Rathſchlägen ſeiner Ahnherrn noch weniger Folge leiſtend, vernachläſſigte den Handel gänzlich und war nur Gelehrter und Staatsmann. Mit Poliziano und Pico von Mirandola auferzogen, ein Dichter, Ritter, und in allen körperlichen Uebungen ſich auszeichnend, häßlich wie Socrates und verführeriſch wie Alcibiades, ein eben ſo weiſer Staatsmann, wie ein unwiderſtehlicher Unterhändler, rettete er ſein von einer allgemeinen Coalition bedrohtes Vaterland, gewann und unterwarf ihm durch die Sanftmuth ſeiner Herrſchaft alle Höfe Italiens, verſchaffte ihnen 15 Jahre tiefer Ruhe,

*) Das Palais Ricardi.

welche die Italieniſchen Geſchichtsſchreiber das goldene Zeitalter ihres Vaterlandes genannt haben, ſchrieb ausgezeichnete Verſe, ließ in ganz Europa die koſtbarſten griechiſchen und lateiniſchen Manuſcripte, die ſchönſten antiken Bildſäulen aufſuchen und entdecken, und ſchenkte der Welt einen Michel Angelo; durch ſeine Pracht entzückte und blendete er die Italieniſchen Fürſten, welche er im Intereſſe der allgemeinen Eintracht nach Florenz gezogen hatte, dachte an Alles, nur nicht an ſein Vermögen, das er ſo unſtreitig im allgemeinen Intereſſe verſchwendete und gefährdete, daß das dankbare Florenz den Schatz der Medicis als vermiſcht mit dem der Republik erklärte, und ſtarb endlich, das Glück ſeines Vaterlandes mit in das Grab nehmend; denn nachdem die Weisheit, welche es glücklich gemacht hatte, mit ihm zu Grabe getragen worden war, fielen Franzoſen und Deutſche in Italien ein, verheerten es während eines halben Jahrhunderts, und machten es zu dem, was es noch iſt, zum Sclaven.

Wäre es wohl beſſer geweſen, daß dieſe ſchöne Erſcheinung der Erbſchaftshinterlaſſung nicht exiſtirt hätte? daß, nachdem das Vermögen der Medicis mit Johann aufgehört, Cosmo ſein ganzes Leben hätte daran ſetzen müſſen, um es wieder herzuſtellen? daß, nachdem es von Neuem mit Cosmo aufgehört, Lorenzo es wiederum hätte herſtellen müſſen, und daß keiner von ihnen Zeit gefunden hätte, die Künſte, die Wiſſenſchaften und die Politik auszubilden?

Dieſe Vermögensanhäufungen, welche eine Folge der ſchrankenlos angeregten Arbeit ſind, verſchaffen alſo der

Pflege der hohen Wiſſenſchaften die nöthige Muße. Sie bilden jene Schichte der Geſellſchaft, in welcher nicht immer, jedoch zuweilen der Geiſt hervorbricht, in welcher er aber wohnen muß, um angeregt und aufgemuntert zu werden. So bewirkt die ſich ſelbſt überlaſſene Natur in ihren ſinnreichen Zuſammenſetzungen, daß eine Combination der Dinge tauſend anderen entſpricht. Der arbeitende Menſch muß, um ein Ziel ſeiner Anſtrengungen zu haben, reich werden können, und während er reich wird, ſchafft er gleichzeitig ſeinen Söhnen die Mußeſtunden des Geiſtes. So hält, unterſtützt und unterſcheidet ſich Alles in der Welt, ohne ſich zu widerſprechen; ſo bilden ſich, wie in einem von einer geſchickten und kundigen Hand verfertigten Gemälde, tauſende von harmoniſchen Reflexen.

Iſt dies die ganze Rolle des Reichen? Der durch die Arbeit ſeines Vaters bereicherte Sohn hat nicht blos ſchöne Bücher und ſchöne Gemälde, ſondern auch ein mit koſtbaren Stoffen meublirtes Palais, reich gedeckte Tiſche, ſchnaubende Roſſe, elegante Wagen. Saget mir, ihr Philoſophen des Neides, müſſen alle dieſe Dinge in einer Geſellſchaft ſein? Seid ihr Quäker, die alles Glänzende haſſen, die nur das Weiße und das Schwarze, und vielleicht als die einzige erlaubte Abwechſelung das Graue lieben, oder gebet ihr zu, daß es in den Erzeugniſſen jeder Geſellſchaft Abwechſelung im Ueberfluſſe, Feinheit, Eleganz, Schönheit geben muß?

Welches auch eure perſönlichen Neigungen ſein mögen, von denen ich vermuthen muß, daß ſie nicht die der Quäker ſind, erlaubet mir, euch das Geſetz jeder Production kennen zu lehren. Wenn man nicht viel produ-

cirt, producirt man ſchlecht und theuer, und wenn man viel produzirt, ſo produzirt man mehr oder weniger gut, was eine Folge der Ungleichheit der menſchlichen Fähigkeiten, der ſtets wirkenden Urſache, iſt. Im Allgemeinen arbeitet man Anfangs ſchlecht, dann mittelmäßig, und endlich gut, ſehr gut, dann noch beſſer, und während man auf dieſe Weiſe fortſchreitet, behält man ſtets dieſen unvermeidlichen Abſtand zwiſchen dem niedern und dem mittlern, zwiſchen dem mittlern und beſſern Erzeugniß bei. Entweder es darf kein Fortſchritt vorhanden ſein, oder es müſſen dieſe drei Stufen exiſtiren. Entweder wir bedürfen des Thales von Tempe, das von Hirten bewohnt wird, welche das Fleiſch ihrer Heerden eſſen und ihre Wolle weben, Hirten, welche die Dichter unſchuldig nennen, die ich jedoch für ſehr roh erkläre, für ſolche, die oft unwürdigen Laſtern ergeben ſind, die, wenn ſie ihre Abel haben, auch ihre Kains haben, deren Bedürftige noch hundertmal häßlicher, als die von London und Paris ſind; denn ſie ſind jene Cretins, welche an ihrem Halſe die Abzeichen des phyſiſchen, und in ihren dummen Zügen das Zeichen des moraliſchen Elends tragen; entweder ſage ich, wir bedürfen dieſes Thales von Tempe, oder wir bedürfen im Gegentheil einer unaufhörlich ſich bewegenden Geſellſchaft, in der ſich, ich wiederhole es, drei unvermeidliche Stufen finden müſſen: das niedere, das mittlere und das höhere Fabrikat. Will dieſe Geſellſchaft Fortſchritte machen, ſo muß ſie von der einen dieſer Stufen zur andern ſchreiten. Will ſie zu billigem Preiſe kaufen, ſo iſt es wieder unerläßlich, daß dieſe drei Stufen zuſammen wirken, damit aus der Rückwirkung des Preiſes

der erſten Stufe auf die zweite, der zweiten auf die dritte der billige Preis hervorgehe. Iſt z. B. von den Producten des Ackerbaues die Rede, ſo leiſten Weizen, Korn und Erdäpfel, die ſich auf der Erde folgen, um keinen Theil unergiebig zu laſſen, einen wechſelſeitigen Beiſtand. Der hohe Preis des Weizens geſtattet dem Landmann, das Korn zu einem niedrigern Preiſe zu verkaufen; der mittlere Preis des Korns geſtattet es, die Erdäpfel zu einem noch niedrigern Preiſe zu liefern. Handelt es ſich um die Erzeugniſſe der Manufactur, ſo herrſcht hier dieſelbe Wechſelſeitigkeit des Beiſtandes. Es iſt 50 Jahre her, ſeitdem man die Baumwollenſpinnerei in Frankreich einführte; man fabricirte Anfangs ſchlecht und theuer, dann etwas weniger ſchlecht und weniger theuer, endlich ſehr gut und billig. Man fährt fort, indem man die feine, die mittlere und die grobe feiner ſpinnt, und indem man ſie, Dank dem Rückſchlage des Preiſes der einen auf die andern, täglich billiger giebt. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich in den eleganten wollenen Stoffen, welche man früher in den Thälern von Tybet ſuchte, die vor einem halben Jahrhundert ſich nur auf den nachläſſigen Schultern der reichen Frau fanden, welcher heut auf die Schulter der einfach wohlhabenden Frau hinabgeſtiegen ſind und es möglich gemacht haben, daß die beſcheidene Frau des Arbeiters ſich mit einem Merino-Stoff bedecken kann. Wenn man nicht den ſchönen Caſchmir-Stoff producirte, könnte man nicht den Merino-Stoff, mit dem die Frau des Arbeiters ſich an Feſttagen ſchmückt, zu einem billigen Preiſe liefern. Die ſchönen ſchnellen vollblütigen Roſſe, auf welche der in Zerſtreuung lebende Sohn des

Reichen durch die Alleen eines Parkes galopirt, entſchädigen den Ackerbau dafür, daß er das minder elegante Pferd, welches unſere tapfern Cavaliere beſteigen, oder das gemeine Pferd, welches den Pflug zieht, aufgezogen hat. Wer wird aber dieſe ausgeſuchteren, feineren und ſeltneren Producte bezahlen, wenn es keine Vermögensanhäufungen in einigen glücklichen Händen giebt, welche die gegenwärtige oder vergangene Arbeit bereichert hat? Reichthum, Mittelmäßigkeit und Armuth unterſtützen ſich auf dieſe Weiſe und bezahlen minder theuer, weil ſie die verſchiedenen Stufen der menſchlichen Induſtrie gemeinſchaftlich bezahlen.

Es wäre ohne Zweifel beſſer, wenn jeder Mund ſich von reinem Weizen nähren, jede Frau ſich mit Caſchmir kleiden, jeder Reiter einen ſchönen arabiſchen Renner beſteigen könnte! Ach, warum hängt es nicht von uns ab, jenem Volke, welches wir weit mehr lieben, als Diejenigen, welche ihm ſchmeicheln, deſſen einfachen und graden geſunden Sinn ſo lange man ihn nicht verfälſcht hat, wir ſchätzen, beſſere Nahrungsmittel zu liefern, es mit ſchöneren Stoffen zu kleiden, und in geſünderen Wohnungen leben zu laſſen! Allein liegt dies in der Macht der alten oder der neuen Wiſſenſchaft?

Gott, Gott, dieſer große Schuldige hat es gewollt, daß der Menſch auf dieſer Erde mit der Eichel anfange, um zuletzt durch die Arbeit Weizenbrot zu genießen, und es ſcheint uns, daß, wenn er aus dem Wohlergehn den Lohn der Arbeit, und aus dem Leben eine Prüfung machen wollte, es geſtattet iſt, vor der Tiefe eines ſolchen Planes ſich zu beugen.

Dieſe ausgeſuchten Nahrungsmittel, dieſe ſchönen und geſunden Kleidungsſtücke, um welche ihr den Reichen beneidet, wird eines Tages auch der Arme haben; ja er wird ſie dadurch erlangen, daß die Geſellſchaft noch lange Zeit arbeitet. Eitles Verſprechen! wird man ſagen. Nicht ſo eitel, wenn man nach der Vergangenheit urtheilt. Vor drei oder vier Jahrhunderten hatten die Könige in ihrem Schloſſe Stroh unter den Füßen. Heut zu Tage geht der einfachſte Handelsmann in dem Innern ſeiner Wohnung auf wollenen, mit Blumen geſtickten Stoffen. Daß es dahin komme, hat die Geſellſchaft Jahrhunderte gearbeitet. Mag ſie noch arbeiten, und das, was jetzt nur dem Reichen gehört, wird das Loos des Armen werden. Allein wenn die Geſellſchaft dahin gelangt ſein wird, wird der feine Stoff noch feiner ſein, und es wird ſtets Reichthum, Wohlhabenheit und Mittelmäßigkeit (welche hoffentlich keine Armuth ſein wird) geben müſſen, um den drei Stufen jeder menſchlichen Induſtrie zu entſprechen, um das höhere, mittlere und geringe Product zu bezahlen, denn die fortſchreitende Induſtrie gleicht einer wandernden Feuerſäule, ſie hat ſtets einen Kopf, einen Mittelpunkt und einen Schweif.

In Zeiten großer politiſcher und ſocialer Unruhen tritt Folgendes ein. Für den Reichen drohender, als für den Armen, erſchrecken ſie den Erſteren, halten ihn von allen Freuden des Luxus fern, und ſofort geräth der Wohlſtand in Stocken. Man ſchreit, man zieht über den Reichen her, man will ihn übermäßig mit Steuern belaſten, man zieht auch gegen Alles zu Felde, was demſelben in den höchſten Staatsämtern ähnlich iſt, man

reducirt alle Gehälter, und jemehr der Verbrauch von Luxusſachen ins Stocken geräth, deſto mehr wächſt das Elend. Dann ſchreit man, man müſſe der Induſtrie zu Hülfe kommen, man ſucht die Mittel dafür, und giebt als eine dieſer oder jener Manufactur geleiſtete Hülfe in Ausfuhrprämien, von denen das Ausland allein profitirt, zwei, dreimal mehr aus, als man durch Steuern, die nicht an ihrem Platze ſind, oder durch ſchlecht angebrachte Reductionen an Millionen gewonnen hat. Man ſieht ſich daher genöthigt, das, was man nur hätte beſtehen laſſen dürfen, ſchlecht und unvollſtändig wieder herzuſtellen, und gleicht darin jenen Kindern, die aus Hang zum Zerſtören, nach geſchehener That die aus der Erde geriſſenen Pflanzen wieder einpflanzen, oder das von ihnen unſchuldig getödtete Thier wieder ins Leben zurückrufen wollen.

Ich habe noch nicht von allen Dienſten, die der Reichthum in der Geſellſchaft leiſtet, geſprochen. Er hat noch eine andere Rolle, als die, jene feinen Producte zu kaufen, deren Hervorbringung und Verbrauch unerläßlich ſind; er allein kann dem erfinderiſchen Genie, jenem dreiſten tollkühnen Genie, das der Gefahr ausgeſetzt iſt, ſich oft zu täuſchen, und auch Diejenigen zu ruiniren, welche ihm ihre Güter anvertraut, Kapitalien liefern. Es wird z. B. eine neue Erfindung gemacht, welche die Oberfläche der Welt umgeſtalten ſoll; ihr Erfinder macht ſie bekannt, und giebt ſie für das, was ſie iſt, für ein Wunder aus. Allein es haben ſchon viele Andere Daſſelbe von den lächerlichſten Erfindungen geſagt. Man muß verſuchen, man muß große Kapitalien daran wagen, und um zu

wagen, verlieren können. Kann es der Arme, kann es ſelbſt der Wohlhabende? Der Reiz des Gewinnes verſucht ſie zuweilen, und ſie verlieren durch ſolche Tollkühnheit die beſcheidene Frucht ihrer Sparſamkeit. Weit entfernt, ſie dazu anzuregen, muß man ihnen im Gegentheil davon abrathen. Allein der Reiche, der viel mehr hat als er, um zu leben, braucht, der Reiche kann verlieren, folglich auch wagen; und während er ſich den Zerſtreuungen einer feinen Geſellſchaft, oder den politiſchen Bewegungen, oder endlich den Zerſtreuungen der Reiſen überläßt, vertraut er dem Banquier, bei dem er ſeine angehäuften Kapitalien niederlegt, ſeinen Ueberfluß, welcher dazu dient, zu neuen Unternehmungen Muth zu machen. Er verliert oder gewinnt bei dieſen Unternehmungen. Er iſt wenig zu beklagen, wenn er verliert, er wird reicher, wenn er gewinnt, und kann ein anderes noch kühneres Genie aufmuntern.

So hat nur dieſe Ungleichheit der Reichthümer, welche ſchon den Bedürfniſſen der in ihren Erzeugniſſen ſtets ungleichen menſchlichen Induſtrie, entſpricht auch das Mittel, kühn wie das Genie zu ſein. Es bleibt ihm noch eine Rolle übrig, die ſeine Beſtimmung in dieſer Welt vervollſtändigt, und diesmal, o grauſamer Neid, wirſt du ihn zwar darum nicht mehr lieben, aber du wirſt wenigſtens zu ſchweigen verurtheilt ſein: Der Reichthum kann wohlthätig ſein. O, ohne Zweifel hat auch zuweilen der Reiche, der oft ein Müßiggänger, ein Verſchwender iſt, (ein Laſter, welches er bald durch das Elend büßt, welches er ſchrecklich büßt, denn der Bedürftige hat wenigſtens Arme, der Reiche hat keine, der Arme ſchämt ſich

nicht, er aber wird von Schaam verzehrt) ein trockenes, gegen das Unglück gleichgültiges Herz, und er bleibt nicht unbeſtraft; denn außerdem, daß er der ſchönſten Freuden, die es in dieſer Welt giebt, beraubt iſt, wird er auch von dem gerechteſten und grauſamſten Haſſe, welchen man den Menſchen einflößen kann, von dem Haſſe gegen den geizigen und gefühlloſen Reichen verfolgt. Allein manchmal iſt er wohlthätig, und dann verläßt er ſeine Paläſte, um die Hütte des Armen zu beſuchen, trotzend dem häßlichen Schmutze, der anſteckenden Krankheit, und wenn er dieſen neuen Genuß entdeckt hat, wird er leidenſchaftlich dafür, wird er heißhungrig danach, und kann denſelben nicht mehr entbehren. Geſetzt, alle Vermögensverhältniſſe wären gleich, geſetzt, jeder Reichthum, jede Armuth wäre unterdrückt, ſo hätte Niemand das Mittel zu geben; aber nach Euch hätte auch Niemand das Bedürfniß, daß man ihm gäbe! Das iſt falſch! Nehmen wir ſelbſt an, es wäre wahr, ſo würdet ihr die angenehmſte, entzückendſte, anmuthigſte der menſchlichen Tugenden unterdrückt haben! Als unglückſelige Reformatoren würdet ihr das göttliche Werk verdorben haben, während ihr es umarbeiten wolltet. Laßt uns, ich bitte Euch, laßt uns das menſchliche Herz, wie es Gott uns geſchaffen hat. Gewiß, wenn wir, um nur die Befriedigung zu haben, wohlthätige Reiche zu ſehen, zum Vergnügen Arme geſchaffen hätte, dann würdet ihr mit Recht ſagen, es ſei beſſer, daß es keine Armen gebe, müßte man auch dabei keine Reichen haben, die zu geben im Stande wären. Vergeſſet aber nicht, daß nicht der Reiche Diejenigen arm gemacht hat, welche es ſind, daß, wenn er

nicht reich geworden wäre, d. h., wenn ſeine Väter nicht durch ihre Arbeit zu dem allgemeinen Reichthum beigetragen hätten, die Armen noch ärmer wären, und daß ſeine bewunderungswürdige Wohlthätigkeit, um ſich freigiebig gegen das Unglück zu zeigen, nicht damit begonnen hat, ihm zu nehmen, um ihm geben zu können. In dieſem ununterbrochenen Fortſchreiten zu einem beſſern Zuſtande kömmt die Arbeit, welche Glück gemacht hat, derjenigen, welche keins gemacht hat, zu Hülfe, und der Reichthum, der alle Laſter, aber auch alle Tugenden haben kann, unterſtützt die Armen. Sie ſchreiten, auf einander geſtützt, vorwärts, verſchaffen ſich wechſelſeitige Genüſſe, und bilden eine Gruppe, die hundertmal rührender anzuſehen iſt, als eure Armuth allein neben einer anderen Armuth, die ſich wechſelſeitig die Hand verweigern, und der beiden ausgezeichneten Gefühle, der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, beraubt ſind.

Noch eine Bemerkung über dieſen Gegenſtand und ich werde euch nicht mehr von dem Reichen ſprechen. Jene Anhäufungen von Reichthümern, die ſo ſehr in die Augen fallen, ſind weder ſo zahlreich, noch ſo beträchtlich, als man ſich einbildet, und wenn man auf den Einfall käme, ſie zu theilen, würde man denen, welche einen Antheil erhalten ſollen, einen ſehr geringen Antheil verſchaffen. Man würde den Anreiz zur Arbeit, und das Mittel, die höhern Erzeugniſſe der Arbeit zu bezahlen, vernichtet, mit einem Worte, den Plan Gottes verwiſcht haben, ohne irgend Jemand zu bereichern. Glaubt ihr denn wirklich, daß die Reichen ſehr zahlreich und ſehr reich ſind? Sie ſind weder das Eine, noch das Andere.

Niemand hat die verſchiedenen Vermögen in einer Geſellſchaft berechnet, aber in einem Staate wie Frankreich, in welchem man 12 Millionen Familien annimmt, indem 3 Perſonen auf eine Familie gerechnet werden, weiß man, daß es 2 Millionen Familien giebt, die kaum das Nothwendige beſitzen, und es oft entbehren; 6 Million., welche das Nothwendigſte haben, 3 Mill., die wohlhabend ſind, beinahe 1 Mill., welche einen Anfang von Reichthum haben, und höchſtens 2 bis 3 Hundert, welche wirklich reich ſind. Geſetzt nun, es würde eine gleiche Theilung vorgenommen, ſo würde man Denen, welche das Nöthigſte beſitzen, nichts ſtreitig machen, man würde vielleicht gegen die einfache Wohlhabenheit, ſelbſt gegen den beginnenden Reichthum Nachſicht üben; allein wenn man das Vermögen jener 3 Hundert, welche wirklich reich ſind, wegnähme, ſo würde während eines Jahres die Hälfte der Staatsausgaben nicht bezahlt werden. Man würde zu dem Wohlſtande der Maſſen nichts Weſentliches beigetragen, dagegen den Antrieb, welcher, indem er die Arbeit anregt, Verbeſſerung ihres Schickſals erzeugt, unterdrückt haben. Jene in die Augen fallenden Reichthümer, welche, indem ſie in die Augen fallen, dazu beitragen, den Eifer für die Arbeit zu wecken, welche dazu dienen, die feinſten Erzeugniſſe der fortſchreitenden Induſtrie zu kaufen, und ſich zuweilen wie ein wohlthuender Balſam über die weniger glückliche Arbeit zu verbreiten, dieſe Reichthümer unter die Maſſe vertheilt, würden ihr nichts verſchaffen, und alle Beweggründe, welche, indem ſie den Menſchen zur Arbeit anregten, den beſſern Zuſtand des Menſchengeſchlechtes

herbeiführten, vernichtet haben. Es iſt ganz gewiß, daß das Volk heut zu Tage weniger bedürftig, als vor einigen Jahrhunderten iſt, daß die Hungersnoth z. B. nicht mehr ganze Generationen wegrafft, daß das beſſer genährte, beſſer gekleidete, beſſer wohnende Volk (obgleich nicht ſo gut als zu wünſchen wäre) nicht mehr Seuchen ausgeſetzt iſt, welche, wie im Orient oder im Mittelalter, aus Unreinlichkeit und Armuth entſtehen. Wie iſt dies geſchehen? Durch den Eifer, mit welchem man in allen Jahrhunderten daran gearbeitet hat, reich zu werden. Vernichtet den Reichthum, und die Arbeit hört auf mit dem Stachel, welcher ſie anregt. Ihr habt vielleicht kein Milliontheil zur wirklichen Wohlhabenheit Aller hinzugefügt, dagegen das Princip vernichtet, welches ſie in funfzig Jahren verdoppeln oder verdreifachen kann. Ihr habt, wie man ſagt, die Henne, welche goldene Eier legt, getödtet.

Duldet daher jene Anhäufungen von Reichthümern, die ſich in den hohen Regionen der Geſellſchaft befinden und den Gewäſſern gleichen, welche, beſtimmt, die Erde fruchtbar zu machen, bevor ſie ſich als Ströme, Flüſſe oder Bäche durch die Felder verbreiten, einige Zeit als große Seen auf dem Gipfel der höchſten Berge bleiben.

Der Menſch hat alſo bei ſeiner Geburt Nichts, aber er beſitzt verſchiedene kräftige Mittel, deren Anwendung ihm Alles, was ihm fehlt, verſchaffen kann. Er muß ſie anwenden. Allein nach der Anwendung iſt es offenbar nur billig, daß der Erfolg ſeiner Arbeit ihm, keinem Andern nutze, ſein Eigenthum, ſein ausſchließliches Eigenthum werde. Das iſt billig und nothwendig, denn wenn

Bayerische
Staatsbibliothek
München

er nicht ſicher wäre, die Frucht ſeiner Arbeit zu ernten, würde er nicht arbeiten, und ſich dem Raube hingeben, ſeine Nebenmenſchen würden es eben ſo machen, und indem bei dieſer Plünderei ſich Einer auf den Andern ſtürzt, würden ſie bald nichts weiter als die Natur ſelbſt zu plündern finden. Die Welt würde in barbariſchem Zuſtande bleiben.

In der That erfordern die Künſte, ſelbſt die unvollkommenſten, wenigſtens für einige Zeit die Gewißheit des Beſitzes. Der Fiſch, von welchem der wilde Fiſcher lebt, zeigt ſich in den Gegenden, wo er ihn fiſcht, nur zu gewiſſen Jahreszeiten. Der Büffel oder der Biber, von welchem der wilde Amerikaner lebt, pflegt auch zu wandern, und man muß ſeine Rückkehr nutzen und ihm auflauern können. Endlich bringt die Erde nur Eine Ernte hervor, auf welche man ein Jahr warten muß. Was folgt aus dieſen Bedingungen der Natur der Dinge? Daß der Menſch die Früchte ſeiner Fiſcherei, ſeiner Jagd, ſeiner Cultur anhäufen können muß, und daß ſie ihm Niemand in der Zwiſchenzeit wegnehmen darf, denn ſonſt würde er ſich nicht die Mühe geben, ſie anzuſchaffen. Er würde nur Das thun, was in dem Augenblick, wo er von dem Hunger gequält wird, zum Lebensunterhalt nöthig iſt. Er würde keine Kunſt pflegen, er würde ewig von Dem leben, was er ſich ſchnell pflücken und ſogleich in das unverletzliche Aſyl ſeines Magens verbergen kann, nämlich Eicheln oder einige mit einem Steine oder einer Schleuder getödtete Vögel. Allein von jeder Kunſt, welche Zeit, Nachdenken, Anſammlung erfordert, würde er ſich fern halten, wenn er nicht die Gewißheit hätte,

die Erzeugniſſe derſelben einſt genießen zu können. Und vor allem Andern würde er für immer dem Ackerbau entſagen, wenn ihm nicht der Beſitz des Erdreiches geſichert wäre. Denn dieſer fruchtbringenden Erde muß man, wenn man will, daß ſie Eurer Liebe durch ihre Fruchtbarkeit entſpreche, ſich für das ganze Leben hingeben. Man muß ſeine Hütte auf derſelben errichten, ſie mit Grenzen umgeben, die ſchädlichen Thiere von ihr entfernen, die wilden Brombeerſträuche, welche ſie bedecken, verbrennen, ſie in eine fruchtbare Aſche verwandeln, die ſtinkenden Gewäſſer, welche auf ihrer Oberfläche verfaulen, ableiten, um ſie in klare und belebende Gewäſſer zu verwandeln, Bäume pflanzen, welche die Sonnenhitze oder das Wehen ſchädlicher Winde von ihr abhalten, und welche eine oder zwei Generationen mit ihrem Wachſen zubringen werden; es iſt endlich nöthig, daß der Vater auf ihr geboren werde und ſterbe, nach dem Vater der Sohn, nach dem Sohne die Enkel! Wer würde ſich wohl alle dieſe Mühe geben, wenn nicht die Gewißheit, daß kein Gewaltthätiger ihre Arbeit zerſtören, oder ohne ſie zu zerſtören ſich ihrer bemächtigen werde, den Eifer der erſten, zweiten, dritten Generation unterſtützte? Was aber iſt dieſe Gewißheit anders, als das erlaubte und durch die Kräfte der Geſellſchaft geſchützte Eigenthum?

Zwölftes Kapitel.

Von der wahren Begründung des Eigenthums-Rechtes.

Aus allem Vorhergehenden folgt, daß die Arbeit die wahre Begründung des Eigenthums-Rechtes iſt.

Was folgt aus allen dieſen Ausführungen, deren Kette mir nirgends unterbrochen zu ſein ſcheint? Wie ich glaube, Folgendes:

Der nackt auf die nackte Erde geworfene Menſch geht durch Uebung der mächtigen, ihm von Gott verliehenen Anlagen und Kräfte vom Elende zum Ueberfluſſe über.

Dieſe Anlagen bilden ein erſtes, von ihm unzertrennliches Eigenthum; aus ihrer Anwendung entſteht ein zweites, aus den Gütern dieſer Welt beſtehendes Eigenthum, welches mit ſeinem Weſen weniger verwachſen, aber wo möglich achtungswerther iſt, denn das erſtere kömmt ihm von der Natur, das letztere von ſeiner Arbeit, und muß eben darum, weil es weniger mit der Perſon verwachſen iſt, von der Geſellſchaft förmlich garantirt werden, damit der Menſch, in der Gewißheit, die Frucht ſeiner Anſtrengungen zu beſitzen, mit Vertrauen und Eifer arbeite.

Dieſes erworbene und von der Geſellſchaft garantirte Eigenthum hat die Schenkung und die Vererbung als nothwendige Folgen, denn die Schenkung iſt eine der

nothwendigen Arten, von demſelben Gebrauch zu machen, und die Vererbung geht ihrerſeits aus der Natur der Schenkung hervor, kann durch kein Mittel verhindert werden und vervollſtändigt das Syſtem des Eigenthums, indem es ſtatt eines ungenügenden und beſchränkten ein unendliches Reizmittel für die Arbeit ſchafft.

Aus der erblichen Ueberlaſſung entſtehen neu hervorgebrachte Ungleichheiten, welche im Verein mit den natürlichen Ungleichheiten gewiſſe Anhäufungen, die man Reichthum nennt, hervorbringen. Dieſe Anhäufungen haben nichts der Gerechtigkeit Widerſprechendes, denn ſie ſind Niemandem geraubt worden, tragen zu dem allgemeinen Ueberfluſſe bei, dienen dazu, die beſten Erzeugniſſe jeder vervollkommten Induſtrie zu bezahlen, ſind das Mittel der Wohlthätigkeit, und indem ſie, wie ſie aus der Arbeit hervorgingen, ſo durch Müßiggang ſich zerſtreuen und untergehen, zeigen ſie, wie die Menſchen durch die unfehlbarſte Juſtiz, durch die der Folgen, belohnt oder beſtraft wird.

Das iſt die genaue Geſchichte der Art und Weiſe, wie die Dinge in Bezug auf Arbeit und Eigenthum ſich geſtalten. Was ſehen wir darin? Daß der Menſch arbeiten, ohne Maaß, ohne Ende arbeiten müſſe, daß, ſelbſt wenn er nach allen ſeinen Kräften unabläßig arbeitet, er ſich und den Anderen wohlthut, und einen Ueberfluß erwirkt, an dem Alle Theil nehmen, daß folglich das perſönliche Eigenthum, welches ihm ein Ziel, aber ein begrenztes Ziel, und das erblich überlaßbare Eigenthum, welches ihm ein unbegrenztes Ziel ſchafft, eine geſellſchaftliche Nothwendigkeit ſind.

Das Eigenthum, welches wir beim Beginn dieſer Kette von Ableitungen für eine allgemeine Thatſache angeſehen haben, iſt alſo eine nicht blos allgemeine, ſondern auch geſetzliche und nothwendige Thatſache.

Was bedarf es mehr, um, wenn man von dem Eigenthum ſpricht, mit Grund ſagen zu dürfen, daß es ein Recht, ein heiliges Recht iſt, wie die Freiheit zu gehen und zu kommen, die Freiheit zu denken, zu ſprechen und zu ſchreiben?

Ich habe z. B. das Bedürfniß, mich zu bewegen, denn ich kann nicht leben, ohne mich zu bewegen; ſollte ich auch in dieſem Augenblicke kein Verlangen danach haben, ſo würde doch der Gedanke, daß ich es nicht kann, daß ich in den Mauern einer Stadt oder in den großen Wäldern von Paraguay eingeſchloſſen bin, für mich eine Strafe ſein; und die Geſellſchaft erkennt die Fähigkeit zu gehen und zu kommen vor der Civiliſation als eine natürliche Gewohnheit, nach der Civiliſation als ein geſchriebenes Recht an, und nennt ſie individuelle Freiheit.

Ich habe einen Geiſt, der die Beziehungen der Dinge zu einander, die Beziehungen der Staaten zur Welt, der Bürger zum Staate ſelbſt, begreift, der über dieſelben ein geſundes Urtheil fällt, auf eine nützliche Weiſe von denſelben ſprechen kann, und zwar um ſo beſſer, je freier er ſprechen darf, dem es unerträglich wäre, über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen, der den Ketten und vielleicht dem Tode trotzen würde, wenn man ihn daran hindern wollte; und in Betracht des Nutzens, der für das Individuum wie für den Staat erwächſt, wenn man dieſe Neigung ſich geltend machen läßt, erklärt die Geſellſchaft, ſobald

ſie civiliſirt iſt, daß die Freiheit zu denken und ſeine Gedanken auszuſprechen, ein Recht, ein heiliges Recht ſei.

Die Beobachtung dieſer Thatſachen genügte für den Ausſpruch: Das iſt ein Recht.

Die Schicklichkeit, in Betracht, daß es billig iſt, jedem Menſchen die Frucht ſeiner Arbeit zu laſſen: das Intereſſe, in Betracht, daß es der Geſellſchaft nützt, daß dieſe Arbeit rührig, energiſch und unbeſchränkt ſei, müſſen offenbar bewirken, daß ihm die Producte derſelben garantirt werden, und die Geſellſchaft verkündet ganz mit demſelben Grunde das Eigenthum für ein Recht, mit welchem ſie die verſchiedenen Freiheiten, aus welchem die menſchliche Freiheit beſteht, als ein Recht verkündet hat. Nachdem die civiliſirte Geſellſchaft das Eigenthumsrecht, welches ſie im barbariſchen Zuſtande unter der Form der Gewohnheit vorgefunden, durch die Schrift geheiligt hat, nachdem ſie es in der Abſicht geheiligt hat, die Arbeit zu verſichern, zu ermuthigen und anzuregen, kann man ſagen, daß die Arbeit die Quelle, die Begründung, die Unterlage des Eigenthumsrechts ſei.

Allein wenn die Arbeit die Begründung des Eigenthumsrechtes iſt, ſo iſt ſie auch das Maaß und die Grenze deſſelben, was aus dem folgenden Beiſpiele klar und deutlich hervorgehen wird:

Ich habe ein Feld, auf welchem nur Brombeerſträuche wuchſen, urbar gemacht; ich habe es umzäunt, bepflanzt, bewäſſert, mit Bauten bedeckt, ich habe es erworben, indem ich dafür andere Gegenſtände, die eine Frucht meiner Arbeit waren, hingab. Die Geſellſchaft verſichert mir dafür die Oberfläche des Feldes, den Schau-

plaß der Arbeiten, der Urbarmachung, des Umzäunens, des Bepflanzens, der Bewäſſerung, des Bebauens: die Oberfläche und weiter Nichts. Sie giebt ſie mir, denn ſie kann nicht anders. Wie könnte ſie mir auch die Früchte meiner Arbeiten garantiren, wenn ſie mir nicht den ruhigen Beſitz dieſer Oberfläche verſicherte, auf welcher dieſe Gewäſſer fließen, auf welcher dieſe Mauern ruhen, auf welcher die Wurzeln dieſer Bäume ſich ſchlängeln und forttreiben? Sie muß es wohl, denn ſie kann keinem Andern erlauben, auf meinen Ernten zu ſäen, neben meinen Bäumen zu pflanzen. Allein meine Arbeit erſtreckt ſich nicht über das Eiſen meines Pfluges, über die Wurzeln meiner Bäume, über den Erdbohrer, mit welchem ich das Waſſer meines Brunnens aufſuche, hinaus. Daher hört mein Eigenthum da auf, wo meine Arbeit aufgehört hat. Indeſſen giebt es unterhalb der Oberfläche, deren Beſitz man mir garantirt hat, Tiefen, welche mit einem Metall, dem zu allen ſchweren Arbeiten dienenden Eiſen, angefüllt ſind, oder mit einem anderen Metall, dem Silber, welches zu allen Austauſchen dient; mit einem Mineral, der Steinkohle, welches heut zu Tage dazu dient, die Kraft hervorzubringen. Die Tiefe wird, indem ſie der Schauplatz einer neuen Arbeit werden kann, gleichzeitig der Schauplatz eines neuen Eigenthums; und unter der Oberfläche, die dem Ackersmann gehört, bildet ſich ein anderer Beſitz, der dem Gräber gehört. Die Geſellſchaft ſtellt Regeln für die Sicherheit und Bequemlichkeit Beider auf. Aber neben den Einen ſtellt ſie den Andern, und weit entfernt, ein Schauplatz unrechtmäßiger Beſitzergreifung zu ſein, iſt die Erde auf dieſe Weiſe der

Schauplatz einer doppelten Arbeit, der einen auf der Oberfläche, der andern in ihren tiefen Eingeweiden. So wird kein Theil dieſes Weltalls an Jemand verſchwendet, der ihn nicht bearbeiten würde; dem Einen das Oben, dem Andern das Unten; Jedem für die Arbeit, wegen der Arbeit und nach dem Maaße ſeiner Arbeit. Man kann es alſo beſtimmt ausſprechen (denn es iſt erlaubt, nach der Beweisführung beſtimmt zu ſein): „Der unerſchütterliche Grund des Eigenthumsrechtes iſt die Arbeit."

Das mag ſein, wird man mir ſagen; ſo lange die Arbeit die wahre Urſache des Eigenthums iſt, haben wir gegen das Beſtehende nichts einzuwenden. Dieſer Grund iſt ſo natürlich, ſo rechtmäßig, daß man Nichts dagegen einwenden kann, und daß jede Beweisführung unnütz wird.

Iſt aber die Arbeit immer der Grund? Siehſt du nicht alle Tage von beweglichen Gütern unermeßliche Kapitalien, die durch Betrug, durch Spiel, durch die tollſten und die ſträflichſten Speculationen in gewiſſen Händen concentrirt ſind? Siehſt du nicht von unbeweglichem Eigenthume den größten Theil der Ländereien in den Händen von Menſchen, welche mit einem auf eine ſchlechte Art erworbenen Gelde ſie von einem Sohne kauften, welcher ſie ſelbſt von ſeinem Vater, einem durch Confiscation bereicherten Lehnsherrn, hatte? Bei genauerer Betrachtung wirſt du bei dem Urſprunge des Eigenthums öfter Betrug oder Gewaltthätigkeit als die Arbeit figuriren ſehen; und müßte man nicht an der Grenze jedes Feldes ſtatt des von den Römern ſo geachteten Gottes Terminus den Gott Mercur mit ſeinem

Schlangenſtabe, mit ſeinen Flügeln, die er zu täuſchen und zu fliehen anwendet, aufſtellen?

Aber, fährt man fort, geſetzt auch, der Urſprung des Eigenthumes wäre ſo achtungswerth, wie du vorgiebſt, giebt es nicht ernſte Mißverhältniſſe, die ſich an ſeine wachſende Ausdehnung knüpfen? Wird nicht die Welt dadurch, daß du ihm erlaubſt, ſich über alle Dinge, Ländereien, Kapitalien, Utenſilien, Maſchinen, Grundſtoffe, Geld, auszubreiten, ein in Beſchlag genommener Ort, wo es für Niemand mehr Platz hat, ein Theater, wie Cicero ſagte, in welchem die Stühle ſchon im Voraus beſetzt ſind? Und wäre dieſes Theater nur ein Vergnügungsort, ſo könnte man ſich vielleicht zufrieden geben, obgleich das Vergnügen ebenfalls das Recht Aller iſt; aber dieſes Theater iſt das Leben! Der Arbeiter findet, ſelbſt wenn er arbeiten will, ſeine Exiſtenz nicht mehr, denn Ländereien, Kapitalien, Alles gehört einer kleinen Anzahl unverſöhnlicher, unrechtmäßiger Beſitzer, welche die Inſtrumente der Arbeit nur unter Bedingungen geben, bei denen der arbeitſame Mann nicht beſtehen kann.

Alſo: daß der wirkliche Urſprung des Eigenthums zu ſeinem theoretiſchen Urſprunge im Widerſpruch ſtehe, daß die Beſitzergreifung der Erde und der Kapitalien ſich unaufhörlich zum Vortheil Einiger und zum Nachtheil Aller ausbreite:

Dies ſind die beiden Einwürfe der Philoſophen unſerer Zeit, auf die ich in den beiden nächſten Kapiteln antworten werde. Ich hoffe, daß dieſe flüchtigen

Wolken ſich vor der Wahrheit zerſtreuen werden, wie ein leichter Nebel vor einer Sommerſonne.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Verjährung.

Wenn Betrug und Gewaltthätigkeit zuweilen der Urſprung des Eigenthums ſind, ſo giebt ihm die, unter regelmäßigen Geſetzen vor ſich gehende Ueberlaſſung während einiger Jahre den achtbaren und heiligen Charakter des auf Arbeit gegründeten Eigenthums.

Neben Denen, welche ihr Vermögen durch Arbeit erwerben, giebt es Einige, die ſich ihre Güter durch Betrug oder Gewaltthätigkeit unrechtmäßig aneignen, und dieſer Frevel ſoll nun als Vorwand gegen Diejenigen, welche gearbeitet haben, wie gegen Die, welche nicht gearbeitet haben, dienen! Eine ſolche Schlußfolgerung iſt nicht haltbar. Was iſt in einem ſolchen Falle zu machen? Beſſere Geſetze, die ſtrenger und beſſer abgefaßt ſind, um zwiſchen Denjenigen, deren Beſitz von einer Arbeit herſtammt, und Denen, deren Beſitz einen unrechtmäßigen Urſprung hat, zu unterſcheiden. Müßte man deshalb auf die Heiligung, Beſchützung und Sicherſtellung des Eigenthumes verzichten, weil es zuweilen Angriffen ausgeſetzt iſt? Auch das Leben des Menſchen wird oft bedroht, ſelbſt angegriffen: ſollte man deßhalb

den Mord zugeben, weil man ihn nicht immer verhindern kann? Ohne Zweifel verbirgt ſich in dem Reichthum dieſes oder jenes Mannes, in ſeinen Schlöſſern oder Ländereien ein alter, bekannter, oder blos gemuthmaßter Betrug, wie ſich unter jenen lachenden Gefilden Italiens oder Spaniens hier und da ein Kreuz findet, welches die Einwohner als Buße für eine ſchreckliche Mordthat hingeſtellt haben. Gewiß, das iſt betrübend und verdient ein energiſches Einſchreiten: iſt das aber für mich ein Grund, in dieſen ſchönen Gefilden und in den Häuſern Derer, die ſie bebauen, nur Mörder zu ſehen, und in dem Guadalquivir, in dem Vulturno, die mit ſo vieler Anmuth dahinfließen, nur Ströme Blutes zu erblicken?

Ihr ſprechet von jener Spielhölle, die man Börſe nennt, wo anders, als durch die Arbeit, ſich ſo ſchnell koloſſale Reichthümer bilden und verſchwinden. Manchmal iſt es ſo, allein Diejenigen, welche dort nur erſcheinen, um zu verſchwinden, tragen ſelten Schätze davon. Was ſie an einem Tage durch Zufall gewonnen hatten, verlieren ſie am anderen, und was Diejenigen betrifft, welche mit den Staats-Papieren kein ernſtes und rechtmäßiges Spiel treiben, keine Arbeit für das ganze Leben daraus machen, ſo erhebt ſie das in ſeinen Launen grauſame Schickſal einen Augenblick, um ſie nachher von der ganzen Höhe, auf welche es ſie in ſeinen treuloſen Armen erhoben hatte, herabſinken zu laſſen. Es frägt ſich nur, ob es an dieſem ſo übel berüchtigten Orte keinen rechtmäßigen Handel geben kann, auf welchen die Geſellſchaft Mühe und Zeit zu verwenden geſtattet. Darf

man aber wohl darüber ernſtlich im Zweifel ſein? Muß nicht die Regierung Anleihen machen, ſobald die Grenzen der Steuer erreicht ſind? Muß ſie nicht durch die Anleihe Laſten auf die Zukunft werfen, welche der Zukunft nützen werden, die aber die Gegenwart nicht mehr tragen kann? Müſſen nicht die großen Unternehmungen, welche die Oberfläche der Erde zu verändern beſtimmt ſind, und ungeheure Kapitalien erfordern, in kleine Theile, die man Actien nennt, getheilt, und jedem Kapitaliſten zugänglich gemacht werden? Müſſen nicht die ſo vertheilten Antheile der Anleihen oder der großen Unternehmungen, wie jede andere Waare, auf einem öffentlichen Markte verkauft und gekauft werden? Iſt es nicht unerläßlich, daß Speculanten, welche die unendlichen Abweichungen dieſer Werthe ausſpähen, herbeieilen, um ſie zu verkaufen, wenn ſie fallen, und ſie eben ſo wieder von ihrem Mißcredit erheben? Dieſe Veränderungen vermehren ſich in ſchwierigen Zeiten und rufen Spiele hervor, gerade ſo wie das Getreide, ein ſo beachtungswerther Gegenſtand, in Zeiten der Theurung ein Gegenſtand thörichter Speculationen wird. Werdet ihr deshalb den Getreidehandel verbieten? Unterſcheidet ihr nicht Den, welcher einen ſtrengen, nützlichen und zuſammenhängenden Handel treibt, von Demjenigen, welcher ſich nur einem vorübergehenden Spiele überläßt? Unterſcheidet ihr nicht den großen Banquier, der den Credit eines Staates gründen hilft, von dem gemeinen Speculanten, der durch einen Zufall einen Reichthum von wenigen Tagen erſtreben will? Iſt nicht Daſſelbe mit allen Gattungen der Induſtie und des

Handels der Fall? Was werdet ihr von jener Maſſe beweglicher Reichthümer ſagen, welche durch das Spinnen des Garnes, der Wolle, der Baumwolle, der Seide, durch Fabrikation von Maſchinen, durch Bedeckung des Meeres mit Schiffen, durch Herbeiholung von Erzeugniſſen einer anderen Halbkugel, welche auf der unſrigen verkauft werden ſollen, gewonnen werden? Werdet ihr einen unterrichteten Geſchäftsmann verhindern, zu berechnen, welche Veränderungen im Preiſe in Europa durch reichliche Ernten in Indien oder Amerika, durch den Krieg dieſes Volkes mit jenem anderen hervorgebracht werden könnkn? werdet ihr ihn verhindern, bei dieſer, über den Zucker, über Baumwolle oder über Seide angeſtellten Berechnung beträchtliche Summen zu gewinnen oder zu verlieren? Es liegt hierin die unvermeidliche Bedingung des Handels und die öffentliche Meinung, indem ſie alle Tage Denjenigen, welcher alſo operirt, beobachtet, ertheilt oder entzieht ihm jene koſtbaren Kräfte, welche mit der Zeit weit mehr als das Glück die wahrhafte Urſache des Vermögens ſind, und welche man Hochſchätzung, Achtung, Credit nennt.

Man ſprich! von der Erde, von den gewaltthätigen Anmaßungen, durch welche ſie nach und nach in die Hände Derjenizen, welche ſie beſitzen, gelangt iſt! Es iſt ſehr wahr daß beim Urſprunge jeder Geſellſchaft mehr Gewaltthätigkeit als Gerechtigkeit obwaltet. Die Menſchen ha'en ein weniger entwickeltes Gefühl des Rechts und tes Unrechts; ſie ſtürzen ſich auf den Erdboden, bemächtigen ſich ſeiner, machen ſich ihn auf gewaltſame Weiſe ſtreitig, und überlaſſen bis zur Feſt-

ſtellung weiſer und gerechter Geſetze auf eine mehr oder minder regelmäßige Weiſe Das, was ſie auf eine ſehr unregelmäßige Weiſe erlangt haben. Mit der Zeit, mit dem Fortſchritte der Sitten und der Aufklärung vervollkommnet ſich die Geſetzgebung, und das Eigenthum reinigt ſich durch eine rechtmäßige und wohlgeordnete Ueberlaſſung. Iſt es wohl je einem Sophiſten des alten Roms in den Sinn gekommen, unter der Republik oder unter dem Kaiſerthum, inmitten der über das agrariſche Geſetz erhobenen Streitigkeiten, zu läugnen, daß der römiſche Erdboden ſeinen Beſitzern rechtmäßig gehöre, weil derſelbe Anfangs der Lohn der wirklichen oder angeblichen Räuberei der Gefährten des Romulus geweſen ſei? Wer weiß, wie viele Miſſethaten auf der Erde vorgegangen ſind, die man am rechtmäßigſten erworben hat? Iſt man für Das verantwortlich, was vor einigen Jahrhunderten die unrechtmäßigen Inhaber eines Eigenthums gethan haben, welches man auf regelmäßige Weiſe vom Beſitzer erhält, indem man dafür zahlt, was dafür verlangt wird? Man läugnet offenbar nicht das Recht des Austauſches, denn Diejenigen, welche das Eigenthum beſtreiten und den Geldwerth unterdrücken wollen, geſtatten den unmittelbaren Austauſch eines Gegenſtandes gegen den anderen. Ich habe Hammel aufgezogen, ihr habt die Erde angebaut; ich gebe euch einen Hammel für ein gewiſſes Maaß Getreide; Nichts, ſcheint mir, iſt rechtmäßiger. Ich habe im Handel eine Summe beweglicher Kapitalien gewonnen, ich gebe ſie euch gegen ein Stück Land: dieſes Land gehört nach einem ſolchen Uebergange zuverläſſig mir. Wohlan, in funfzig Jahren

iſt der ganze Erdboden eines großen Landes auf dieſe Weiſe von einer Hand in die andere übergegangen. Es reichen alſo funfzig Jahre des unter einer weiſen Geſetzgebung vor ſich gehenden Austauſches hin, damit das geſammte Eigenthum eines Landes, und hätte es den ſchrecklichſten Raub zum Urſprunge, durch die unter gerechten Bedingungen geſchehene Ueberlaſſung entſündigt und geſetzlich werde.

Ja, fügt man hinzu, konnte aber Der, welcher überlaſſen hat, überlaſſen, wenn er nicht rechtmäßiger Beſitzer war? Er hat ſich einen Beſitz unrechtmäßig angemaßt, und dieſen unrechtmäßigen Beſitz fortgepflanzt, weiter nichts.

Die Antwort auf dieſen Einwurf liegt in dem guten Sinne der Nationen, welche ſämmtlich die Verjährung zugelaſſen haben. Sie Alle haben erkannt, daß, wenn ein Gegenſtand während einer gewiſſen Anzahl von Jahren ſich unbeſtritten in den Händen eines Individuums befunden hat, dieſer Gegenſtand ihm zuletzt gehören müſſe. Wenn in gewiſſen Zeiträumen von Seiten des rechtmäßigen Beſitzers Streit oder Reclamation erhoben wird (was die Rechtsgelehrten Unterbrechung der Verjährung nennen), ſo leihet die Geſellſchaft ihm ihr Ohr, urtheilt und ſpricht das Urtheil aus. Wenn aber dreißig Jahre lang Stillſchweigen geherrſcht hat, ſo hat die Geſellſchaft aus Gründen, die ganz eben ſo folgerecht, wie die ſind, welche ſie zur Anerkennung des Eigenthumsrechtes bewogen haben, feſtgeſetzt, daß der beſeſſene Gegenſtand dem Beſitzer unbedingt gewonnen ſei. Sie hat es gethan, weil der lange Beſitz eine Ar-

beit vermuthen läßt, weil nichts beſtehen könnte, wenn dem Zurückgehen auf die Vergangenheit keine Grenze geſetzt wäre, weil kein Uebergang möglich wäre, kein Austauſch ſtattfinden könnte, wenn es nicht feſtſtünde, daß nach einer gewiſſen Zeit Derjenige, welcher einen Gegenſtand inne hat, ihn rechtmäßig inne hat, und ihn überlaſſen kann. Bedenket einmal, welches der Zuſtand der Geſellſchaft, welche Erwerbung ſicher, alſo thunlich wäre, wenn man ins zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert hinaufſteigen und euch ein Stück Land dadurch ſtreitig machen könnte, daß man beweiſt, ein Lehnsherr habe es ſeinem Vaſallen genommen und einem Günſtlinge oder einem ſeiner bewaffneten Leute gegeben, welcher es an ein Mitglied der Kaufmannſchaft verkauft, welches es wiederum an eine, ich weiß nicht welche Reihe von mehr oder minder achtbaren Beſitzern überlaſſen hat! Es muß durchaus einen Zeitpunkt geben, wo Das, was iſt, ſchon darum allein, weil es iſt, für rechtmäßig erklärt und für gut gehalten wird, ſonſt möget ihr ſehen, welcher Prozeß ſich auf der ganzen Oberfläche der Erde erheben wird!

In Italien z. B. würden die Italiener zu den Ländereibeſitzern ſagen: Ihr ſtammt, wie uns ſcheint, von deutſchen Baronen, die faſt alle Gibellinen waren, welche mit den, den Welfen entzogenen Gütern belohnt worden waren. Und ihr ſelbſt, würde man zu den italieniſchen Welfen ſagen, ihr waret wahrſcheinlich Soldaten Carlmans, welche mit den Ländereien der Lombarden, die dieſe den Römern weggenommen hatten, belohnt worden ſind. Die Römer hatten ſie unter ihre Militaircoloniſten

vertheilt, nachdem ſie dieſelben jenen intereſſanten Auswanderern, deren Klage Virgil ſo rührend wiedergegeben hat, weggenommen. Wer weiß in der That, ob nicht eine von den Ländereien, welche die Croaten heute den mailändiſchen Lehnsherren ſtreitig machen, jenem armen Meliböer gehörte, welcher, ſeine Heerde ins Exil führend, den Tityrus um ſeine ſüße Ruhe, um die Muße, welche ein Gott ihm geſchaffen, beneidet?

Was könnte man nicht uns Franzoſen über den Urſprung der Ländereien, welche wir beſitzen, ſagen? Von den Römern den Galliern entriſſen, welche ſelbſt ſehr im Verdacht ſtanden, fremdes Gut zu beſitzen, von Cäſar mehr als einmal zur Beſoldung römiſcher Verbrecher verwendet, den Römern von den Barbaren entriſſen, unter dieſen Letztern mehrere Jahrhunderte hindurch allen Ungerechtigkeiten der Lehnsherrſchaft unterworfen, den Aeltern mit Ausſchluß der Jüngern zuertheilt; gegeben, wieder zurückgenommen und beſtritten von jenen Lehnsherren, welche ſich die oft durch Gewalt angeeigneten Güter durch Liſt wegnahmen, ſind ſie endlich unter einer regelmäßigern Geſetzgebnng, welche unſere Könige gemacht hatten, ein etwas wenig achtungswerther Beſitz geworden, als plötzlich die franzöſiſche Revolution kam, welche von Neuem Menſchen und Dinge umkehrte, den Söhnen dieſer Lehnsherren den Kopf abſchnitt, ihre Güter confiscirte, weil ſie dem Schaffot entflohen, der Geiſtlichkeit herrliche Güter wegnahm, welche ſie ſelbſt von Gewiſſensbiſſen gequälten Sterbenden entzogen hatte, und alles Dieſes dem erſten Beſten für welchen Preis gab? für ein ſo entwerthetes Papier, daß das, womit man ein Land-

gut bezahlte, nicht hingereicht haben würde, wenige Tage eine Familie zu ernähren. Giebt es nach ſolchen Erinnerungen einen franzöſiſchen Eigenthümer, der in Frieden ſterben könnte?

Was ſoll ich nun erſt von den Spaniern ſagen, die den Boden, welchen ſie den Arabern wegnahmen, welchen die Araber den Gothen, die Gothen den Römern, die Römer den alten Iberiern entriſſen haben! Was ſoll ich von den Türken ſagen, welche den Griechen die ſchönen Geſtade des Bosphorus, die Jene wiederum, ich weiß nicht wem, genommen haben, entriſſen! Und wie ſoll man ſelbſt über Amerika urtheilen? Dort würde, um allem Anſchein zu glauben, der Urſprung des Eigenthums gewiß die Arbeit ſein, denn Coloniſten, welche nichts als ihre Arme, einige Ackergeräthe und für wenige Monate aus Europa mitgebrachte Lebensmittel haben, nehmen jungfräuliche Wälder in Angriff, in denen nur Affen, Papageien und Schlangen wohnen. Wohlan, auch Dieſe ergreifen unrechtmäßig einen Beſitz, denn die Amerikaner des Nordens, welche ihnen dieſe jungfräulichen Wälder zugeſtehen, haben ſie armen, ſchwarz- oder rothfüßigen Indiern entwendet, und zwar unter keinem andern Rechtstitel, als daß es ihnen vor 2 Jahrhunderten wegen Religionsſtreitigkeiten einfiel, England zu verlaſſen. Was ſoll man denken, wenn ſelbſt Amerika nur ein Sitz der Gewaltthätigkeit und des unrechtmäßigen Beſitzes iſt?

Sprechen wir ernſtlich, ſelbſt wenn wir auf thörigte Einwürfe antworten. Um zu arbeiten, muß man damit beginnen, einen Stoff ſeiner Arbeit zu ergreifen, d. h. die Erde, den unerläßlichen Stoff für Ackerbauarbeit, weßhalb

die Beſitznahme der erſte Act ſein muß, mit welchem das Eigenthum beginnt, und die Arbeit der zweite. Jede Geſellſchaft bietet bei ihrem Beginne dieſe Erſcheinung der mehr oder minder gewaltthätigen Beſitznahme dar, auf welche nach und nach die Erſcheinung einer regelmäßigen Ueberlaſſung folgt, welche durch den Austauſch des Eigenthums gegen die rechtmäßige Frucht irgend einer Arbeit bewerkſtelligt wird. Um dieſen Austauſch ſicher zu machen, nimmt man an, daß jedes Eigenthum, welches 30 Jahre lang ohne eine Reclamation in denſelben Händen geweſen iſt, ſich rechtmäßig in denſelben befunden hat, oder durch die Arbeit rechtmäßig gemacht worden iſt. Die Ländereien, welche auf dieſe Weiſe unter einer feſtſtehenden Geſetzgebung ununterbrochen aus einer Hand in die andere übergehen, repräſentiren ein rechtmäßiges Eigenthum, da ſie ſich in keiner Hand befinden, ohne gegen einen gleich hohen Werth ausgetauſcht zu ſein. Es würde eine einzige Ueberlaſſung hinreichen, um ſie zu dem achtungswertheſten Beſitze zu machen, und einige ſehr ſeltene Ausnahmen abgerechnet, bedarf es keines Jahrhunderts, damit ſie mehrmals ihren Herrn wechſeln. Die civiliſirte Welt iſt alſo nicht ein großer, unrechtmäßig erworbener Beſitz, und ich werde, um das Gewiſſen der franzöſiſchen Eigenthümer zu beruhigen, hinzufügen, daß trotz der Barbareien der Lehnsherrſchaft, trotz der Umwälzungen der Revolution von 1789, das Grundeigenthum in Frankreich größtentheils den reinſten Urſprung hat. Die Felder, welche die Römer den Galliern wegnahmen, waren von geringem Werthe, denn der Boden war kaum angebaut, und glich den Wäldern, welche die Amerikaner heut den

Europäern abtreten. Die Barbaren fanden ihn in einem wenig verſchiedenen Zuſtande. Es geſchah hauptſächlich während der folgenden Jahrhunderte und unter der Lehnsherrſchaft, daß die Urbarmachung begonnen und ohne Unterbrechung fortgeſetzt ward, was der Name Roture (Bauergut) der von Ruptura herkömmt, und jedem Eigenthume beigelegt wurde, welches die Urbarmachuug zum Urſprunge hatte, anzeigt. Jedes Bauergut ſtammte alſo von der achtungswertheſten Arbeit her, und dies war die größte Anzahl, denn viele Ländereien, welche mit der Zeit wegen ihres Beſitzers geadelt wurden, waren Anfangs Bauerngüter. Später machten unter einer langen Reihe von Königen ausgezeichnete Geſetze die Ueberlaſſung regelmäßig, und wenn der Handel Grundbeſitz erwerben wollte, kaufte er ihn von den adlichen oder bäuerlichen Beſitzern für ſchönes, baares Geld. Wir Franzoſen können alſo unſere Ländereien, wenn wir nämlich welche haben, mit voller Gewiſſensruhe beſitzen, und wären wir ſelbſt Käufer von Nationalgütern, denn am Ende zahlte man dieſe Güter mit der Münze, welche der Staat ſelbſt an Jeden gab, welche Jeder von ſeinen Schuldnern annehmen mußte, und zuletzt hat die Reſtauration, da ihr noch einige Scrupel geblieben waren, 800 Millionen auf deren Beſeitigung verwendet. Wir, und nach uns unſere Kinder können alſo in Frieden ſchlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Unterjochung aller Dinge durch die Ausdehnung des Eigenthums.

Weit entfernt, durch die wachſende Ausdehnung des Eigenthums unterjocht zu werden, wird die Welt im Gegentheil mit jedem Tage den Bedürfniſſen des Menſchen angemeſſener, ſeiner Arbeit zugänglicher, und das Eigenthum civiliſirt die Welt, ſtatt ſie zu unterjochen.

Jedes Eigenthum hat alſo die Arbeit zu ſeinem wahrhaften Urſprung, und wenn es auch nicht im Anfange dieſen Urſprung hat, ſo ſäumt es nicht, ihn nach einer gewiſſen Zeit regelmäßiger Ueberlaſſung zu erlangen. Wir geben das zu, wenn man es verlangt, ſagen einige Gegner des Eigenthums, aber daraus folgt nichts deſtoweniger, daß mit den Jahrhunderten Alles, Ländereien, Kapitalien, Arbeitsinſtrumente, im Beſitz genommen iſt, und daß die zuletzt Kommenden nicht wiſſen, wo ſie ſich niederlaſſen, oder wie ſie ihre Arme anwenden ſollen. Ich komme, ſagt ein Oekonomiſt unſerer Zeit, nach mehreren tauſend Jahren dieſer aufeinander folgenden mehr oder minder rechtmäßigen Eigenthumsüberlaſſungen in die Welt; ich finde ſie von den Eigenthümern des Länderbeſitzes oder der Kapitalien eingenommen. Wenn ich Ackerbauer ſein will, ſtoße ich überall auf Mauern, Gräben, die mich hemmen und mich lehren, daß das Feld, welches ich anzubauen wünſchte, einem Andern gehöre. Wenn ich auf eine andere Weiſe ar-

beiten will, z. B. Holz ſpalten oder hobeln, Garn ſpinnen, Eiſen feilen, ſo finde ich das Holz, den Hanf, das Eiſen, endlich die Kapitalien in habſüchtigen Händen, welche ſie mir verweigern, indem ſie mir jeden Credit verſagen, oder einen ſolchen Zins verlangen, daß mir nach Bezahlung dieſes Zinſes nichts zu leben übrig bleibt. Was ſoll ich machen? Iſt nicht die ganze Welt, Himmel, Erde, Waſſer von habſüchtigen und neidiſchen Beſitzern eingenommen?

Dieſer Einwurf iſt durchaus nicht ernſter, als der vorhergehende. Ihr kommet etwas ſpät in die Welt. Das gebe ich zu. Es ſind viele Plätze bereits eingenommen, und indem ich den Vergleich des Cicero aufnehme, welcher das Eigenthum einem Theater ähnlich hält, in welchem alle Plätze bereits beſetzt ſind, werde ich euch folgende Antwort geben. Es iſt gewiß ſehr unartig von den Eigenthümern dieſes Theaters, daß ſie euch keinen Platz aufbewahrt haben; aber würdet ihr wohl viel glücklicher ſein, wenn das Theater nicht da wäre? Es iſt da, ich weiß es, und dies verurſacht euch ein Leid, das ich bemitleide, nämlich die Unannehmlichkeit, zu wiſſen, daß Andere ſich ohne euch amüſiren. Allein ich wiederhole es, die Eigenthümer hätten dieſes Theater nicht erbauen dürfen, und ihr würdet darum nicht weiter ſein; wenn ſie nun gar bereit ſind, euch unter der Bedingung, daß ihr einige Dienſte leiſtet, zu zulaſſen, kann man ſie dann für zu anſpruchsvoll halten?

Ihr werdet ſehen, daß dieſe Antwort genau auf das Eigenthum anwendbar iſt.

Ihr kommet in eine nun ſehr civiliſirte Geſellſchaft,

in welcher die Erde allerdings mit Eigenthümern bedeckt, aber ſehr ſtark cultivirt iſt, und hundertmal mehr als im Anfange hervorbringt; in welcher die Maſchinen die Arbeit tauſendmal ſchneller, und ihre Producte tauſendmal reichlicher und weniger koſtſpielig gemacht; in welcher man genug Nahrung und Kleidung hat, um ſtatt 4 oder 5 Millionen, 36 Millionen Menſchen leben zu laſſen. Geſtehet nur, daß die Generationen, die euch vorangegangen ſind, ſehr ſtrafbar gegen euch waren, denn vor 7 oder 8 Jahrhunderten hattet ihr ein mit Schnüren angebundenes Leder als eure ganze Fußbekleidung gehabt, jetzt habt ihr Schuhe, welche eure Füße vor Kälte, Feuchtigkeit und Steinen ſchützen. Ihr hattet einen Schafspelz zu eurer Bekleidung gehabt, jetzt habt ihr Tuch, und ihr hattet in jenen ſchrecklichen übelriechenden und verpeſteten Wohnungen, von denen wir in den alten Städten Frankreichs noch einige Ueberbleibſel finden, bewohnt, und jetzt habet ihr geſunde und feſte Häuſer. Ihr würdet in Zeiten des Ueberfluſſes Korn oder Mais, in Zeiten der Theurung Nichts gehabt haben, und ihr habet in den guten Jahren Weizen und Korn, in den ſchlechten Erdäpfel. Ihr würdet Bier oder Obſtwein getrunken haben, und ihr habet Wein. Geſtehet, daß dieſe Generation euch großes Unrecht gethan!

Aber, ſagt man, wenn ich die Erde anbauen, oder weben will, muß ich die Erde oder den Webeſtuhl leihen. Würde es vor tauſend Jahren anders geweſen ſein? Hätte man dieſe Erde oder dieſen Spinnrocken nicht leihen müſſen? Giebt es eine Zeit, wo die Menſchen die ihnen gehörigen Gegenſtände für Nichts verliehen? Es

giebt alſo zwiſchen der gegenwärtigen Zeit und den frühe-ſten Jahrhunderten keinen Unterſchied, wenn nicht etwa den, daß ihr, wenn ihr zurückgeht, auf eine Epoche ſtoßen werdet, in welcher alle Dinge in geringerer Anzahl und weniger gut waren. Allein man iſt hartnäckig und ſagt mir: Du erledigſt die Frage nicht; zwei oder drei Jahr-hunderte zurück thun nichts zur Sache. Die Beſchlag-nahme aller Dinge war vielleicht geringer, die Reihen weniger dicht, aber die unrechtmäßige Beſitzergreifung hatte begonnen. Geh auf die Tage zurück, da die Erde dem erſten Beſten, der ſie in Beſitz nahm, gehörte, da man ſich nur zeigen durfte, um an den Bäumen han-gende Früchte, Wild in den Wäldern, Fiſche in den Flüſſen, oder wenn man ſich dem Ackerbaue hingeben wollte, fruchtbare Ebenen zu finden, wie es gegenwärtig in Amerika der Fall iſt. Der Wilde, fügt man hinzu, übt die Rechte der Jagd, der Fiſcherei, der Ernte, der Weide auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens aus, und wenn ein civiliſirter Menſch heut zu Tage ſeine Hand an ein Wild legen will, legt man ihm eine dem Wilddieb vorbehaltene Strafe auf; wenn er fiſchen will, wird ihm eine Geldbuße auferlegt, weil er in die Rechte des Fiskus eingegriffen haben ſoll; will er am Saume einer Straße eine Traube pflücken, oder eine Garbe von einer Mühle nehmen, oder einen Hammel auf einem Felde weiden laſſen, ſo verurtheilt man ihn zu verſchiedenen Strafen, als Einen, der ein Verbrechen gegen den Land-beſitz begangen hat.

Ich werde an Diejenigen, welche ſich über die ver-ſchiedenen Verbote beklagen, eine Frage richten. Es giebt

unter uns einige tauſend Unglückliche, welche von beklagenswerthen Lehrſätzen fortgeriſſen, das Blut ihrer Mitbürger vergoſſen haben, und zwar Einige aus Bosheit, Andere und wohl der größte Theil aus Blindheit. Es handelt ſich darum, ihnen irgendwo — auf die Art kommt es nicht an — eine neue Exiſtenz zu ſchaffen. Ich frage ohne Spott, denn das Unglück, welches ſie ſich zugezogen, ſo wie Das, welches ſie durch Tödtung rechtſchaffener Familienväter angerichtet, erlaubt nicht zu lachen; ich frage alſo ohne Spott, ob ſie es nicht für eine ſchreckliche Barbarei anſehen würden, in die jungfräulichen Wälder Amerikas, oder auf die Inſeln Auſtraliens verſtoßen zu werden, ohne die Mittel zu beſitzen, ſich dort niederzulaſſen, dort zu wohnen, dort zu leben, und ob die glückliche Befugniß des Wilden, an die ganze Natur Hand anlegen zu dürfen, nicht für ſie das ſchrecklichſte Elend ſein würde? Sie würden Recht haben, und Frankreich wäre grauſam, wenn es ſo mit ihnen verführe.

Aber, wird man ſagen, es liegt hierin nichts Außerordentliches. Wenn die in Rede ſtehenden Unglücklichen die Erziehung der Wilden Auſtraliens oder Florida's hätten, würden ſie eben ſo wie Jene von der Jagd leben können; da ſie aber eine andere erhalten haben, ſo muß man wohl dem Unterſchiede Rechnung tragen. Was verſteht man unter dieſer verſchiedenen Erziehung, der man Rechnung tragen ſoll? Die Geſellſchaft, hat ſie geknetetes Brot, ſtatt wilder Knollen, weißes und gekochtes Fleiſch, ſtatt ſchwarzen und rohen Fleiſches eſſen lehren, ferner ſich mit gewebten Kleidungsſtücken, ſtatt mit Thier-

häuten oder Vogelfedern ſich zu bedecken, ſich der Klinge, des Meißels, ſtatt des Bogens und des Pfeiles zu bedienen, d. h. die Geſellſchaft, über die man ſich beklagt, hat ſie trotz ihres Unglückes in einem Zuſtande leben laſſen, welcher dem der Wilden hundertmal vorzuziehen iſt, den man ihretwegen herbeiwünſcht, in den jedoch ſie verſetzen zu wollen, eine ſchreckliche Grauſamkeit wäre.

Ohne Zweifel giebt es in dieſer vielfach gegliederten Geſellſchaft, wo die geringſte Störung eines Gebietes tief eingreifende Erſchütterungen hervorbringt, Kriſen, wo gewiſſen Klaſſen Alles auf einmal mangelt, und wo man ihnen zu Hülfe kommen muß; wir ſind dieſer Meinung, denn wir haben kein Herz von Stein, weil unſer Kopf geſund iſt; man muß, ſage ich, ihnen zu Hülfe kommen, nicht unter dem Namen der Wiedererſtattung, ſondern unter dem der Brüderlichkeit, einer reizenden Tugend, wenn ſie aufrichtig iſt. Aber am Ende hat ſie die Geſellſchaft, indem ſie ihnen den urſprünglichen Ueberfluß raubte, um Nichts beraubt, denn dieſer Ueberfluß exiſtirt noch auf drei Vierteln der Erde, und ſie würden es für einen Mord anſehen, wenn man ſo unmenſchlich wäre, ſie dieſem Ueberfluſſe auszuſetzen.

Dieſe angebliche Beſitzergreifung des Univerſums iſt alſo eine lächerliche Fabel. In der That, worin ſollte dieſe denn beſtehen? In der Uſurpation der beweglichen Gegenſtände, wie Maſchinen, Utenſilien, Grundſtoffe, Sämereien, Lebensmittel, Geld, kurz alles Deſſen, was man Kapital nennt? dieſes barbariſche Kapital, welches ſich der Arbeit nur gegen ungeheure Zinſen hingiebt!

Allein dieſes bewegliche Kapital, dieſe Maſchinen,

dieſe Utenſilien, dieſe Bauten, dieſe Urſtoffe, dieſe Getreidearten, dieſes Geld, alles Dieſes exiſtirte nicht vor den gewaltthätigen Generationen, über die ihr euch beklagt; es hat nur durch ſie, durch ihre unverdroſſene und unterſtützte Arbeit exiſtirt. Wenn ſie es behalten, wenn ſie es ſich theuer bezahlen laſſen, ſo haben ſie vielleicht in moraliſcher Hinſicht Unrecht, aber nach dem ſtrengen Rechte dürfen ſie wohl damit machen, was ſie wollen; wenn ihr übrigens in die Nothwendigkeit verſetzt ſeid, es von ihnen zu leihen, wenn ihr dadurch von ihnen abhängt, ſo hängen ſie wiederum von euch ab, denn für ſie iſt es eine Nothwendigkeit, daß eure Arme ihre Kapitalien zur Geltung bringen, denn ohne Dies würden dieſe müßigen Kapitalien in ihren Händen keinen Werth mehr haben. Die Abhängigkeit iſt alſo eine gegenſeitige. Es ſtellen ſich zwei Bedürfniſſe heraus: das eure iſt das zu arbeiten; das ihrige das, eine Verwendung ihrer Kapitalien zu finden. Welches von dieſen beiden Bedürfniſſen wird dem andern Geſetze vorſchreiben? Das wird von dem Zeitpunkt abhängen. In ruhiger Zeit, wenn das Geld im Ueberfluß da iſt, wird das eure vorherrſchen; wenn die Kapitalien ſich verbergen und wenn ſie fehlen, wird das ihrige die Geſetze vorſchreiben und ihr werdet das Geld theurer bezahlen. Wiſſet ihr nun aber, welches Uebel euch dieſe anmaßenden Generationen durch Vervielfältigung der Kapitalien verurſacht haben? Sie haben bewirkt, daß das Geld. welches 12 bis 15 Procent, zuweilen bei den Römern 40 Procent, im Mittelalter 10 bis 12 Procent, im 18ten Jahrhundert 6 bis 7 Procent galt, heut zu Tage in ruhigen Zeiten zu 3 bis 4, in ſchweren Zeiten zu 5 bis 6

Procent zu haben iſt. Da nun der Zinsfuß der genaue und einzige Ausdruck der Schwierigkeit, ſich Geld zu verſchaffen, iſt, ſo iſt es klar, daß die früheren Generationen, indem ſie mit jedem Tage in der Uſurpation der Welt vorſchritten und die Maſſe der exiſtirenden Reichthümer ſchufen, auch den Zugang zu allen Dingen leichter gemacht haben. Aber, wird man ſagen, einem armen Arbeiter, der keinen Credit hat, wird man nicht einmal zu 5, 6 oder 7 Procent leihen. Ich gebe Das zu, ich bedaure es, ich weigere mich nicht, durch wohlberechnete Mittel dafür zu ſorgen, aber vor einigen Jahrhunderten wäre es noch ſchwieriger geweſen. Es giebt alſo keine unrechtmäßige Beſitzergreifung hinſichtlich der beweglichen Reichthümer, welche nicht vor den Generationen, über die man ſich beklagt, exiſtirten und die nur durch ſie exiſtiren. Iſt es etwa anders mit der Erde, welche ſie nicht geſchaffen, welche ſie unter der Sonne liegend gefunden und auf der ſie ſich feſtgeſetzt haben? Das genirt euch, die ihr zuletzt gekommen ſeid, denn ihr findet die fruchtbarſten Felder beſetzt! Das wird leicht zu erklären ſein.

Da die Oberfläche der Erde das einzige Mittel iſt, die natürlichen Kräfte, Luft, Waſſer, Sonne, zur Erzeugung der Nahrungsmittel mitwirken zu laſſen, ſo ſagt man, es gebe eine ſtörende Beſitzergreifung dieſer Oberfläche zu Gunſten Einiger und zum Nachtheile Aller. Ich werde den Erfindern dieſes Einwurfs erſt Folgendes ſagen: Wie ſoll man es denn anfangen, wenn das einzige Mittel, das Land anzubauen, dies iſt, ſich darauf niederzulaſſen, feſtzuſetzen, es mit hundertjährigen Arbeiten zu bedecken, es einzuſchließen und jedem Zudring=

lichen zu verſperren? Iſt die Geſellſchaft, wenn es keine andere Art und Weiſe giebt, Coloniſten für die Anſiedelung auf einem gewiſſen Erdreiche zu finden, wohl ſtrafbar, wenn ſie ihnen ein ſolches Zugeſtändniß macht? würdet ihr Neulinge in der Welt, die ihr euch beklagt, daß man alle Plätze unter der Sonne beſetzt hat, würdet ihr, wenn man euch Ländereien zum Urbarmachen ohne die Gewißheit, ſie zu behalten, gäbe, ſie um dieſen Preis wollen? Würden jene Tauſende von Deutſchen, Schweizern, Basken, die jährlich auswandern, um ſich an die Ufer des Miſſiſippi zu begeben und unangebautes Land zu beſtellen, wohl dort hingehen, wenn ſie nicht die unbeſchränkten Eigenthümer derſelben werden ſollten?

Was iſt alſo zu thun, wenn man die Erde nicht bebauen kann, ohne ſie in Beſitz zu nehmen, für immer in Beſitz zu nehmen, da ihre Oberfläche der nothwendige Schauplatz der Arbeiten iſt, deren langſame Anhäufung faſt ihren ganzen Werth bildet? Wollt ihr ein Beiſpiel, ſo gehet nach Holland und ſehet jene grünen und fetten Wieſen, die mit den ſchönſten Kühen bedeckt ſind: ihr würdet euch gewaltig täuſchen, wenn ihr glaubtet, daß die Natur dieſen Boden ſo friſch und ſo reich geſchaffen habe. Verſenket einen Stab in die Erde, und ihr werdet nach drei bis vier Zoll auf unfruchtbaren Sand ſtoßen. Dieſes dichte Gras, das ſich in Milch, dann in Käſe verwandelt, und das unter dieſer Geſtalt in der ganzen Welt circulirt, iſt durch eine rein künſtlich geſchaffene Düngererde erzeugt worden. Vermittelſt eines durch Weidenzweige gebildeten Dammes hat man

eine Portion Meerſand dem Meerwaſſer entzogen; mit der Zeit hat der durch die Ebbe und Fluth aufgehäufte Schlamm dieſem Damme Feſtigkeit gegeben.

Nachdem man den Sand dem Meerwaſſer abgewonnen, hat man ihn nur dem Waſſer des Himmels oder der Flüſſe zugänglich gemacht, und ihn auf dieſe Weiſe nach und nach vom Salze befreit. Das Gras ſchoß hervor, anfangs freilich nicht ſehr ſüß und ſich mehr der Natur der Binſe, als des Wieſengraſes nähernd. Man hat Kühe auf dieſelben gebracht, ſie ihren fetten Dünger darauf anhäufen laſſen, und zuletzt einen künſtlichen Erdboden von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit hervorgebracht. Was hatte der Staat abgetreten? einen Theil des Meergrundes. Auf dieſem Grunde hat die Induſtrie Einzelne eine gewächsartige Lage und jene ganze Pracht des Grüns, das euch entzückt, geſchaffen, mußte man dieſen Raub am Meere, und an den zukünftigen Generationen begehen, oder lieber dieſe reiche Gräſerei nicht ſchaffen? Das iſt wiederum ein Fall, der an Ciceros Theater erinnert. Alle Plätze in dieſem Theater ſind eingenommen; ich aber antworte darauf: War es beſſer, wenn das Theater nicht exiſtirte?

Die Nothwendigkeit iſt am Ende, wie mir ſcheint, ein guter Grund. Wenn nun die Nothwendigkeit erheiſcht, daß man die Oberfläche der Erde Denjenigen überlaſſe, welche ſie cultiviren, damit ſie einen hinreichenden Grund, ſie zu cultiviren haben, muß man nicht der unwiderſtehlichen Natur der Dinge nachgeben?

Es giebt allerdings ein Auskunftsmittel, das darin beſtehen würde, dem Staate allein das Eigenthum der

Ländereien zu überlaſſen, und letztere nur, ſei es auf eine gewiſſe Zeit oder lebenslänglich, Denjenigen, welche ſie anbauen würden, zu verpachten, d. h. alſo die todte Hand, eine friſche Wiederherſtellung unſerer erhabenen Erfinder! ... Iſt es alſo nöthig, Alles zu wiederholen, was alle Oekonomiſten des letzten Jahrhunderts geſagt haben, daß die todte Hand ein barbariſches, der Landwirthſchaft ſchädliches Syſtem ſei, daß die Erde, um gut angebaut zu werden, Privateigenthum ſein müſſe, daß erſt dann der Menſch alle ſeine Sorgfalt, ſeine Zeit und ſein Leben darauf verwende, wenn er zugleich Ackerbauer und Eigenthümer iſt, ſeine Kapitalien wenigſtens, wenn er nur Eigenthümer iſt; daß die Ländereien der frühern Geiſtlichkeit blos an Steuer ſo viel einbringen, als ſie früher an Pacht einbrachten? noch mehr, daß ſie ihren Eigenthümer und ihren Pächter ernähren und ein Schauſpiel außerordentlicher Thätigkeit ſtatt eines Schauſpiels von Nachläſſigkeit und niederſchlagender Schlaffheit zeigen? Geſetzt aber auch, dieſes Syſtem der todten Hand umfaßte alles Eigenthum in Frankreich, würde dann das Loos Desjenigen, der ſich dem Ackerbau widmen will, beſſer ſein? Es würde hundertmal ſchlechter ſein, denn aus einem freien Manne, der er heute iſt, würde er ein Sklave werden. Würde man ihm das Land umſonſt geben, ohne daß er einen Pachtzins zahlen müßte? Wie! ein vollkommen bewirthſchaftetes Land, das mit hundertjährigen Arbeiten bedeckt und unvergleichlich mehr werth iſt, als das brachliegende Land, ſollte für denſelben Preis, d. h. für Nichts weggegeben werden? Und zu Gunſten welchen Verdien=

ſtes ſollte man dem Einen den ſchönen Weinſtock der Ufer der Garonne, dem Andern den unfruchtbaren Sand von Landes geben? Weil er z. B. der zuerſt Eingeſchriebene, oder der Geſchickteſte, oder der tapferſte Soldat iſt? Was den zuerſt Eingeſchriebenen betrifft, ſo würde es demnach genügen, der Schnellſte zu ſein! Was den Geſchickteſten betrifft, ſo würde der Herr Maire darüber zu beſtimmen haben! Und dürfte nicht in Anſehung des tapferſten Soldaten eine im großen Buch eingeſchriebene Penſion eine dem Grade, dem Alter und den Dienſten leichter anzupaſſende Belohnung ſein? Wie dürfte es übrigens eine Klaſſe geben, welcher man die Mittel ihrer Arbeit liefert, während alle andern genöthigt wären, ſich dieſelben für Geld zu verſchaffen? Liefert man dem Spinner, dem Weber, dem Schmiede die Etabliſſements, in denen ſie ihr Gewerbe treiben? Die Ungleichheit wäre unerträglich, und wenn der Staat einen ſolchen Werth, wie das Eigenthum aller bewirthſchafteten Ländereien, in Händen hätte, müßte er ſie, um nicht äußerſt ungerecht zu ſein, vermiethen, wie er es mit jedem Eigenthum, das er beſitzt, macht. Aber welchen Unterſchied gäbe es dann zwiſchen dem Pachten vom Staate und dem Pachten von Particuliers? Was wäre es für ein Vortheil, eine Abhängigkeit gegen die andere vertauſcht zu haben? Was für ein Vortheil? Man wird es bald ſehen.

In der gegenwärtigen, von der Natur, nicht von den falſchen Gelehrten angeordneten Geſellſchaft ſtellt ſich der Pächter dem Eigenthümer vor und unterhandelt frei mit ihm. Er ſtützt ſich auf den Preis der Lebensmittel und bietet einen Preis. Der Eigenthümer ſtützt ſich auf

den Preis der unbeweglichen Güter und fordert einen andern. Sie ſtreiten, einigen ſich zuletzt, ſo daß der Eine den Preis ſeiner Arbeit, der Andere die Zinſen ſeines Kapitals herausfinden kann. Wenn hingegen der Staat Eigenthümer wäre, ſo würde Folgendes geſchehen: Da er nicht in der freien Verpachtung einen Maßſtab für die Beurtheilung des Ertrages der Ländereien hätte, ſo würde er die Rente feſtſetzen, wie man die Gehälter feſt⸗ſetzt, zu Gunſten der herrſchenden Parthei. Zu einer Zeit würde man ſagen, es ſei nicht genug, zu einer andern, es ſei zu viel: der Pachtzins würde alſo ſich ändern, wie die Gehälter, und da es ſich um eine Frage handelte, von welcher das Leben Aller abhinge, ſo würde die Republik zerfleiſcht werden. Um was handelte es ſich in der That in Rom zur Zeit der Gracchen? Nicht um die allgemeine Theilung der Güter, ſondern höchſtens um die gewiſſer Ländereien, die vor längerer oder kürzerer Zeit erobert und von Senatoren oder Rittern um Preiſe, die man für Spottpreiſe hielt, in Pacht gehalten wurden; man ver⸗langte die unmittelbare Vertheilung dieſer Ländereien un⸗ter die Bürger, die ſie, indem ſie in den Armeen dienten, erobert hatten. Rom wäre durch dieſe Fragen beinahe untergegangen, und ging ſpäter durch dieſelben unter, denn alle Ehrgeizigen, welche nach den Gracchen einander folgten, bedienten ſich derſelben für ihre treuloſen Zwecke. Giebt es nun nicht genug Gründe, ſich die Gewalt ſtrei⸗tig zu machen, und wollt ihr noch den leidenſchaftlichſten, den dringendſten aller Gründe, den, die Geſammtheit der Län⸗dereien eines Staates lieber zu dieſem Preiſe als zu einem andern zu beſitzen, hinzufügen? Verpachtet ſie umſonſt,

verpachtet ſie für Geld, man würde ſich erwürgen, im erſten Falle, um ſie zu erlangen, im zweiten Falle, um ſie für einen verſchiedenen Preis zu erlangen, und in dem einen Falle ſo wenig wie in dem andern würde die Gerechtigkeit als Regel dienen. Es wäre dies das Launenſpiel der Partheien.

Alle dieſe Erfindungen ſind Nichts als alte Irrthümer der Völker, die ſeit langer Zeit beurtheilt und für immer als theilweiſe einmal verſucht verworfen wurden. Der Staat als Eigenthümer der Ländereien, als Verpächter an einzelne Perſonen, iſt eine bekannte probirte Einrichtung, deren Verdienſt die römiſche Geſchichte eben ſo wohl wie die Geſchichte der europäiſchen Monarchien ſelbſt Kindern lehrt. Die Zeit und die Vernunft haben in der That alle Welt darüber aufgeklärt, daß die Erde wie jedes Kapital Privateigenthum ſein muß; daß ſie ſich nur um dieſen Preis unaufhörlich mit neuen Verbeſſerungen bedeckt; daß ſie nur, wenn ſie nach Belieben, wie alle Gegenſtände dieſer Welt, verkauft, gekauft und vermiethet werden kann, zu ihrem wahren Preiſe verkauft, gekauft und gemiethet wird, zu einem Preiſe, der ſo wahr iſt, wie der des Getreides, des Eiſens, der Kleidungsſtücke, weil er das Reſultat einer freien Abwägung der Intereſſen zwiſchen Denen, welche erzeugen, und Denen, welche verbrauchen, iſt; daß der Ackerbau dann ein freies Gewerbe, ein eben ſo freies wie jedes andere, iſt; daß eine Pacht nicht mehr eine durch die Gunſt der vorherrſchenden Macht zu gewinnende, durch ihren Haß zu verlierende Stelle iſt, und daß die Bewerbung um die Gewalt, die ſchon leidenſchaftlich genug iſt, von einem ſo gewaltigen

Stachel, wie der Hunger iſt, der einen Kampf um Tod und Leben aus ihr machen würde, befreit wird.

Die Oberfläche der Erde muß alſo Demjenigen als vollſtändiges Eigenthum überlaſſen werden, der ſie urbar macht; nachdem ſie ſein Eigenthum geworden iſt, muß er ſie verkaufen oder vermiethen können, kurz ſie muß das Loos aller Inſtrumente der menſchlichen Arbeit theilen, d. h. ſie muß nach Belieben verkäuflich, käuflich oder vermiethbar ſein. Aber, ſagt man, wenn ſie auf dieſe Weiſe für immer zugeſtanden wird, wird ſie nach und nach in Beſchlag genommen, und die zuletzt Kommenden ſind der Gefahr ausgeſetzt, eines Tages die ganze Erde beſetzt zu finden. Die Gefahr iſt in der That groß, ſie iſt dringend, wie man ſagt, denn von allen Seiten wird die Erde von Koloniſten bedeckt, die ſich mit Haſt ihrer bemächtigen. Die beiden Amerika's vom Nordpol bis zum Südpol; Indien vom Hymalaya bis zum Cap Comorin; China von der großen Mauer bis zum Canal Formoſa; Afrika vom Atlas bis zum Tafelberg; Madagascar, Auſtralien, Neuſeeland, Neu-Guinea, die Molukken, Celebes, die Philippinen und wer weiß, was ſonſt noch! Alle Inſeln der Welt werden bald mit Ackerbauern bedeckt ſein, die wie eine Wolke Heuſchrecken unverſehens auf die Erdkugel fallen werden, und unſere Enkel werden Angeſichts der in Beſitz genommenen Erde die Arme kreuzen müſſen!

Wir wollen den von dieſer ernſten Gefahr beunruhigten Geiſtern Folgendes zu erwägen geben.

Die Steinkohle z. B., die heut zu Tage die Quelle aller Bewegungskraft iſt, die Steinkohle flößt ganz an-

dere Beſorgniſſe ein! Es giebt Ingenieure, die geglaubt haben, daß es Steinkohlen für 1000 Jahre auf der Erde giebt, während Andere im Gegentheil der Meinung ſind, daß wir nicht mehr als 100 Jahre zu brennen haben werden. Sollte man ſich etwa des Gebrauches derſelben enthalten, aus Furcht, daß für unſere Neveus Nichts übrig bliebe? Was würdet ihr von der Menſchheit ſagen, die vor dieſen Schätzen der Wärme und der bewegenden Kraft ruhig ſtehen blieben, aus Furcht, daß es bald keine mehr geben könnte? Man hat faſt alles Holz aus unſern Wäldern verbraucht und ihr ſehet, daß man ſich das Mittel zu heizen zu verſchaffen wußte. Die Geſellſchaft, die aus Furcht, daß die ganze Oberfläche der Erde eines Tages eingenommen ſein könnte, das Grundeigenthum nicht zuließe, wäre gerade ſo thöricht. Beruhigen wir uns! Von den europäiſchen Nationen haben die Einen noch kein Viertel, die Andern noch kein Zehntel ihres Ländergebietes cultivirt, und noch iſt nicht der tauſendſte Theil der Erde in Beſitz genommen. Alle uns bekannten großen Nationen ſind bis jetzt untergegangen, nachdem ſie nur einen ſehr kleinen Theil ihres Erdbodens urbar gemacht. Sie hatten die Jugendzeit, das reiſe Alter und das Greiſenalter durchgemacht, ſie hatten Zeit gehabt, ihren Charakter, ihren Genius, ihre Einrichtung, kurz Alles, was Leben erzeugt, zu verlieren, bevor ſie den Anbau ihres Ländergebietes vollendet oder auch nur ein Wenig vorwärts gebracht hätten. Die Erde iſt für ſie eine Frucht geweſen, die ſie kaum zum Munde geführt hatten und die ſie ſogleich ihren Händen entſchlüpfen ließen. Ich bin zu glauben geneigt, daß das menſchliche Geſchlecht

eben ſo handeln wird. Ich glaube, daß alle Weſen ein Ende haben, die großen wie die kleinen, die Planeten wie die andern Körper, denn ich glaube an die Einheit der göttlichen Geſetze. Die Individuen werden geboren und ſterben, auch die Nationen werden geboren und ſterben. Alles iſt unter dieſes unwandelbare Geſetz geſtellt, von dem unendlich kleinen Weſen, deſſen Körper wir nur mit Hülfe gewaltiger Inſtrumente wahrnehmen können, deſſen Leben wie eine unſerer flüchtigſten Empfindnngen vorüber geht, bis zu jenen Weſen, deren Wuchs uns im Vergleich mit unſerer kleinen Statur rieſenhaft erſcheint. Nur mißt Gott ihnen Allen die Zeit wie den Raum zu und ihre Dauer iſt im Verhältniß zu ihrer Größe. Wohlan, jene himmliſchen Körper müſſen, nachdem ſie tauſendmal länger als die Individuen und ſelbſt als die Nationen gedauert, ebenfalls ein Ende nehmen, ſei es, daß ſie erkaltet, nur noch ein Eisfelſen ſind, auf welchem das Leben unmöglich geworden iſt, ſei es, daß ein Komet, ein Attila oder Tamerlan der Himmelsräume, an ſie ſtößt und ſie zerſchmettert. Ja, da wir durch unſere heutigen Schwärmer in einer Welt von Hirngeſpinſten leben, ſo will ich euch ſagen, euch Allen, die ihr über den mehr oder minder nahen Tag beſorgt ſeid, wo die eingenommene Erde einem neuen Ackerbauer keinen Platz mehr gewähren wird, daß das Menſchengeſchlecht, indem es auf den Planeten eben ſo zu Werke geht, wie die Griechen im Archipelagus und die Römer im Mittelmeer, einſt erſtarrt oder vernichtet untergehen wird, nachdem es nur den geringſten Theil der Erde angebaut haben wird. Es

wird ebenſalls die Frucht zurücklaſſen, nachdem es ſie kaum berührt.

Endlich giebt es noch einen Grund, euch zu beruhigen, und zwar den, daß der Raum am Ende Nichts iſt. Oft fällt es den Menſchen ſchwer, auf der größten Strecke Landes ihr Leben zu friſten, und oft leben ſie im Gegentheil auf dem engſten Gebiete im Ueberfluß. Ein Morgen Landes in England oder in Flandern ernährt hundertmal mehr Einwohner, als ein Morgen in den ſandigen Strecken Polens oder Rußlands. Der Menſch trägt die Fruchtbarkeit mit ſich; überall, wo er erſcheint, ſproßt das Gras hervor, wächſt das Getreide, denn er hat ſeine Perſon und ſein Vieh, und verbreitet überall, wo er ſich feſtſetzt, fruchtbare Erde. Gehet in die Sandgegenden von Landes oder Preußen, und ſobald ihr Lichtungen in einem Tannenwalde und in dieſen Lichtungen getreideartige Gewächſe erblicket, ſo könnt ihr ſicher ſein, bald Rauch, Dächer, ein Dorf zu entdecken. Iſt dieſes Dorf bedeutend, iſt es ein Marktflecken, ſo iſt das umliegende Land beſſer angebaut, fruchtbarer, und bringt ein beſſeres Getreide hervor. Zwinget die Menſchen, ſich auf denſelben Raum zu beſchränken, was ſie in dem Wunſche, ſich nicht von ihrem Wohnorte zu entfernen, gern thun, und ſie werden, wie zahlreich ſie auch werden mögen, auf derſelben Strecke Landes Lebensmittel finden, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil ſie, indem ſie durch ihre Gegenwart das Land fruchtbarer machen, dahin gelangen, reichlichere Früchte von demſelben zu gewinnen.

Wenn man ſich alſo einen Tag denken könnte, an

welchem alle Theile der Erde bewohnt wären, ſo würde der Menſch von derſelben Oberfläche zehnmal, hundertmal, ja tauſendmal mehr gewinnen, als er heute gewinnt. Weshalb ſollte man in der That verzweifeln, wenn man ſieht, daß er auf dem Sande Hollands einen Pflanzenboden zu ſchaffen weiß? Wenn er Mangel an Raum hätte, ſo würden die Sandſtrecken der Sahara, der Arabiſchen, der Cobiſchen Wüſte ſich mit der Fruchtbarkeit bedecken, welche ihm überall folgt. Er würde die Rücken des Atlas, des Himmalaya-Gebirges und der Cardilleren terraſſenförmig einrichten, und ihr würdet die Cultur ſich bis zu den ſteilſten Gipfeln des Erdkreiſes erheben und erſt auf jenen Höhen aufhören ſehen, wo alles Leben aufhört. Und dürfte er ſich nicht mehr ausdehnen, ſo würde er auf demſelben Gebiete leben, indem er ſeine Fruchtbarkeit ſtets vermehrte.

Verbannen wir alſo jene kindiſchen Sorgen und kehren wir zu der ernſten Seite des Gegenſtandes, der uns beſchäftigt, zurück. Die, wie man ſich ausdrückt, eroberte Oberfläche der Erde wird den zukünftigen Generationen nicht fehlen, und einſtweilen fehlt ſie den gegenwärtigen Generationen nicht, denn von allen Seiten bietet man den Menſchen Erde an: in Rußland an den Ufern des Dnievers, des Dons und der Wolga; in Amerika an den Ufern des Miſſiſippi, des Orinocko und des Amazonenſtroms; in Frankreich auf den Küſten Afrikas, die einſt das römiſche Reich ernähren mußten. Frankreich iſt in der That bereit, jenen verirrten Kindern, welche ſein Blut vergoſſen haben, unentgeldlich Ländereien zu geben. Selbſt um dieſen Preis würden

ſie ſie nicht wollen, und die Auswanderer, die ſie unter einer ſolchen Bedingung annehmen, würden bald darauf umkommen, wenn man zu dieſer Gabe Nichts hinzufügte. Weshalb? Weil nicht die Oberfläche mangelt, ſondern die mit Bauten, Pflanzungen, Mauern und Arbeiten der Anneigung bedeckte Oberfläche. Alles Dieſes exiſtirt aber erſt dann, wenn die früheren Generationen ſich die Mühe gegeben haben, den neu angekommenen Ackersleuten voranzugehen und Alles vorzubereiten, damit ihre Arbeit ſogleich fruchtbringend ſei. Iſt es alſo etwas Anderes, als die ſtrengſte, einleuchtendſte Gerechtigkeit, wenn man jenen früheren Generationen, über die man ſich beklagt, oder ihren Kindern, welche ſie vertreten, eine Entſchädigung zahlt?

So verſchwinden dieſe eitlen Einwürfe bei dem erſten Blicke der Vernunft, bei den erſten Auseinanderſetzungen des geſunden Verſtandes.

Es läge vielleicht ein Anſchein von Begründung in jenen Klagen gegen die vorgebliche Inbeſchlagnahme der Dinge durch die Ausdehnung des Eigenthumes, wenn z. B. der Theil des Landmannes, der die Aecker beſtellt, im Verhältniß zu dem Theile des Eigenthümers, der ſie beſitzt, mit jedem Tage geringer würde. Man könnte ſich dann einen Tag denken, an welchem der Landmann nicht mehr das Mittel zu leben hätte, und da er überall die Hauptmaſſe der Bevölkerung bildet und da ſeine Kunſt die erſte aller Künſte iſt, ſo könnte man mit Grund behaupten, daß, wenn auch die allmählige Beſitzergreifung des Bodens keine Beſitzergreifung des geſammten Erdkreiſes für die Zukunft befürchten ließe,

dennoch jedes verfloſſene Jahrhundert die Lage des einfachen, geduldigen und kräftigen Mannes, der den Boden für Diejenigen, welche ihn beſitzen, anbaut, verſchlimmere.

Glücklicherweiſe iſt das Gegentheil der Fall, und während bei der allmähligen Verringerung des Zinsfußes, die von dem zunehmenden Ueberfluß der Dinge herrührt, das bewegliche Kapital der Arbeit mit jedem Tage zugänglicher wird (freilich nicht in dem Grade, daß es für Nichts zu haben wäre), zeigt ſich, hinſichtlich des Erdreichs, eine ganz ähnliche Erſcheinung. Der dem Landmann angehörende Theil vergrößert ſich mit jedem Tage, während der des Eigenthümers ſich vermindert, und zwar aus einem natürlichen Grunde, aus dem nämlich, daß die Oberfläche der Erde weit weniger, als das auf ihr angehäufte Kapital, die Urſache ihres Werthes iſt, und daß daher das Vermiethen derſelben in dem Maaße abnimmt, als das Kapital ſelbſt weniger Zinſen bringt.

Es möchte ſcheinen, daß, je reicher ein Land, je fruchtbarer und je beſſer das Erdreich in demſelben angebaut iſt, deſto größer die Rente ſein müſſe, die es einbringt. Und doch iſt es nicht ſo. In der Umgegend von Paris z. B. oder in den reichen Provinzen Normandie, Picardie und Flanderns bringt der Grundbeſitz kaum 2½ Procent. In England bringt er noch weniger, wie alle Kapitalien, welche zur Vermehrung ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit beigetragen haben. Neben dieſer Erſcheinung bietet ſich eine andere dar, die näm-

lich, daß der Tagelohn des Arbeiters theurer bezahlt wird.

Begebet euch hingegen in die minder reichen Provinzen Frankreichs, wie die des mittleren und ſüdlichen Frankreichs, und ihr werdet die Erde mehr bringen und 3½ Procent, manchmal ſogar 4 Procent abwerfen ſehen. Neben dieſen Provinzen, in welchen die Rente höher iſt, iſt der Tagelohn des Arbeiters niedriger. Während der Tagelohn in den erſteren 25 Sous beträgt, beträgt er in den letzteren 15.

Es ſteht feſt, daß hinſichtlich der Rente des Grundbeſitzes zwiſchen den reichſten und den weniger reichen Provinzen Frankreichs ein Unterſchied von wenigſtens 1 Procent beſteht; daß man jene auf 2½ in den erſteren, 3½ in den letzteren beſtimmen kann; daß hinſichtlich des Tagelohns des Arbeiters ein ganz entgegengeſetztes Verhältniß vorherrſcht, und daß, wenn man denſelben in den Provinzen, in denen der Ertrag etwa 2½ Procent angenommen wird, 25 Sous rechnet, man in denjenigen, in welchen der Ertrag 3½ Procent angenommen wird, 15 Sous rechnen muß. Man wird durch Aenderung des Ortes dieſe Ziffern ändern können, aber das Verhältniß zwiſchen ihnen wird daſſelbe bleiben.

Und nun gehet in die Vergangenheit zurück; vergleichet den Zinsfuß der Rente, wie er heute iſt, mit dem, wie er vor ſechszig Jahren, d. h. vor 1789 war, und ihr werdet zwiſchen dieſen beiden Epochen denſelben Unterſchied, wie zwiſchen zwei Provinzen finden, in denen die eine reich, die andere arm iſt. Ein Landbeſitz, der

1789 200,000 Francs galt, gilt heute 500 und oft 600,000 Francs. Ich ſpreche von den Umgebungen der großen Städte, wo die Erſcheinung des Steigens der Werthe energiſcher hervorgetreten iſt. Daſſelbe Gut, welches vielleicht 7 oder 8000 Francs dem Eigenthümer einbrachte, bringt ihm heute, in Folge der Verbeſſerungen, welche der Erdboden empfangen hat, 12—15000. Es brachte folglich 3½ und 4 Procent, während es heute höchſtens 2½ bringt. In Folge dieſer Veränderung iſt auch eine andere entſtanden: Der Tagelohn des Arbeiters iſt in den Ländern, wo er 20 Sous war, heut zu Tage 30 und 35. Dieſe Thatſachen ſind in der Umgegend von Paris gewiß. Man begegnet anderswo denſelben Verhältniſſen bei verſchiedenen Werthen.

Steigen wir hundert oder zweihundert Jahre hinauf, ſo werden wir dieſelbe Erſcheinung wahrnehmen können; und wenn man die Vergleichung beider Theile weiter treiben, und endlich bis zu den entfernteſten Jahrhunderten zurückgehen wollte, ſo würde man bei einem Schriftſteller, den ich dieſer Tage wieder las, um in demſelben das belehrende Gemälde der häuslichen Dekonomie der Alten zu ſtudiren, bei dem Cenſor Cato nämlich, jenem patriziſchen Weiſen und Dekonom, welcher ſagte: Patrem familias vendacem non emacem esse oportet (ein Familienvater muß gern Verkäufer, nicht Käufer ſein), welcher in einem der anziehendſten Bücher des Alterthums über Agricultur gehandelt hat, ſo würde man, ſagte ich, den zuverläſſigen Beweis finden, daß die Römer dem Theil-Coloniſten in dem Gebiete von Caſinum und Venafrum den achten Theil des Ertrages auf

einem guten Boden, den ſiebenten auf einem gewöhnlichen, den ſechſten auf einem mittelmäßigen Boden gaben *). Hingegen überläßt man heut zu Tage dem Theil-Coloniſten, welcher kein Kapital liefert, die Hälfte, und dem Pächter, der das ganze Kapital liefert, zwei Drittheile (es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von einer Durchſchnittsſumme die Rede iſt). Wie alſo der Zinsfuß des Geldes von den Römern bis zu uns, von 12—15 Proc. auf 4—5 Proc. gewichen iſt, ſo iſt auch der Antheil des Grundbeſitzers von ⅚ auf die Hälfte heruntergekommen. Das unbewegliche Kapital hat folglich das Schickſal des beweglichen Kapitals erlitten, und die Lage des Menſchen, der nichts als ſeine Arme hat, iſt nicht ſchlechter, ſondern beſſer geworden. In dem Maaße wie der Reichthum, der natürliche oder der erwobene, größer wird, wird nicht der Reiche reicher, ſondern der Arme weniger arm. Die großen Vermögen unſerer Zeit ſind in der That Nichts im Vergleich zu denen, welche man bei den reichen Römern ſah; ſie ſind ſogar ſchon ſehr verringert im Verhältniß zu dem, was ſie in dem 17. und 18. Jahrhunderte waren. Und wenn man ſich noch mehr von der ſchönen Erſcheinung, daß die relative Vermehrung des allgemeinen Reichthums vorzüglich dem Menſchen, der nichts als ſeine Arme hat, zum Nutzen

---

*) CXXXVI. Politionem quo pacto dari oporteat. In agro casinate et Venafro in loco bono parte octava corbi dividat, satis bono septima, tertio loco sexta, si granum modio dividet, parte quinta.

(M. Portius Cato, De re rustica.)

gereiche, überzeugen will, ſo werde ich noch ein Factum anführen. Der Erdarbeiter in unſern mittlern Provinzen, la Correze oder la Creuse verdient täglich 15 bis 20 Sous, während Derjenige, der den Weinſtock in Bordeaux cultivirt, 25—40 Sous verdient. Der Eigenthümer in la Creuse wird 4 Proc. haben, während der Eigenthümer von Medoc ſich glücklich ſchätzen wird, 3 zu bekommen (verſteht ſich mit der Zeit), und warum? weil die Kapitalien ſich auf die Weinberge von Medoc, um ſie ihrer Producte wegen anzukaufen, geſtürzt, und eine Revenue von 3 Proc. daraus gemacht haben, ſowie die Kapitalien, die ſich auf eine Rente von 5 Proc. ſtürzen, und ſie mit 125 bezahlen, ſie bald zu einer Revenue von 4 Proc. herabſinken machen. Hingegen der Menſch, deſſen Arme ſich nicht wie die Kapitalien vervielfältigen, deſſen Geſchicklichkeit um ſo nöthiger iſt, als die Erde, auf welcher er lebt, einen größern Werth erlangt hat, erreicht zuletzt einen größern Lohn, und die Fruchtbarkeit der Felder, welche er bewohnt, bleibt für ihn ein Geſchenk des Himmels, von dem er Nutzen zieht, während ſie für den Eigenthümer, durch den Eifer ſich den Boden ſtreitig zu machen, es zu ſein aufgehört hat. Schönes Geſetz der Vorſehung, die nicht gewollt hat, daß der Menſch, während er auf dieſer Erde bleibt, und ſie mit ſeinem Schweiße bedeckt, in dem Maaße, als er ſie mehr bearbeitet, auf derſelben unglücklicher würde!

Dieſe Eroberung der Welt beſchränkt ſich alſo darauf, daß ſie mit jedem Tage den Bedürfniſſen des Menſchen angeeigneter wird, daß man ſie für die ſpäter Kommenden bewohnlicher, fruchtbarer und zugänglicher gemacht

hat, denn wenn es ſich um die beweglichen Kapitalien, die Werkzeuge der Arbeit handelt, ſo iſt der Zinsfuß im 20. Jahrhundert von 12—15 Proc. auf 4—6 Proc. herabgekommen, und die Rente des Landbeſitzes, welche 5/6 betrug, beträgt nur noch die Hälfte des Products. Je weiter ſich alſo das Eigenthum jeglicher Art ausdehnt, deſto leichter wird die Erhaltung des Lebens für Alle. Aber, fügt man hinzu, Derjenige, welcher Nichts beſitzt, hängt von dem Beſitzenden ab, Derjenige, welcher ſeine Arme anbietet, hängt von dem ab, welcher ſie bezahlt, denn er kann das Anerbieten ablehnen; er hat ſein Eſſen, ſeine Kleider, ſeine Wohnung, während dieſe Hülfsquellen dem Andern fehlen. Dieſe Behauptung iſt wahr für einen Tag, für einen Augenblick, in gewiſſen Umſtänden. Ich habe es bereits weiter oben geſagt, und ich wiederhole es hier: Die Kapitalien könnten ſo wenig ohne Arme, wie die Arme ohne Kapitalien beſtehen. Sie bedürfen einander: In gewiſſen Zeitpunkten, wenn es an Kapital fehlt und Arme im Ueberfluß da ſind, iſt der Vortheil auf Seite der Kapitalien. Sobald aber die Kapitalien in Menge vorhanden und die Arme beſchäftigt ſind, fällt der Vortheil den letztern zu. Welche Zeitpunkte werden es ſein, in welchen der letzte Fall eintritt? Die Zeitpunkte, in welchen Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrſcht. Diejenigen, welche die Ruhe, die Ordnung und die Sicherheit ſtören, wenden alſo den Vortheil von den Armen ab und den Kapitalien zu. Mögen dies die Arbeiter, die man irre führt, wohl bedenken. Ihr Tagelohn iſt heut geringer, als vor einem Jahr, und das Geld, welches zu 4 Proc. zu haben war, gilt heut 6—7 Proc.

Was nun die angebliche Beſchlagnahme der Erde betrifft, ſo werde ich ſchließlich noch meine Betrachtung hinzufügen.

Hätte man den Individuen nicht den Boden auf rechtmäßige Weiſe überlaſſen können, um ſich auf demſelben feſtzuſetzen, ihn auszubeuten und alle möglichen Producte von ihm zu gewinnen, würde man ihn dann den Nationen eher als den Individuen haben zugeſtehen können? Könnte nicht dieſelbe Klage, welche die angeblich Enterbten in dem Schooße jeder Nation, in Frankreich und England z. B. erhoben werden von dem übrigen Theile des Menſchengeſchlechtes gegen Frankreich und England ſelbſt erhoben werden? Hätte man nicht daſſelbe Recht, dieſen großen Mächten zu ſagen, daß dem menſchlichen Geſchlechte nur der Nießbrauch, nicht das Eigenthum der Erde zuſtehe, und daß ſie ſich auf dem Erdboden wohl ausruhen, nicht aber feſtſetzen dürfen? Die Nationen wären alſo in demſelben Zuſtande offenbar unrechtmäßigen Beſitzes, wenn ihre Beſitzungen ſich von einem Fluſſe zum andern ausdehnen, wie die Individuen, deren Beſitzung von einem Feldwege zum andern ſich erſtreckt. Bedenket es wohl, wenn ich nicht Eigenthümer meines Feldes bin, ſo iſt Frankreich nicht mehr Eigenthümer alles deſſen, was es von dem Rhein bis zu den Pyrenäen, wie England alles deſſen, was es von Pas de Calais bis zu den Hebriden-Inſeln beſitzt. Du treibſt die Dinge auf die Spitze, wird man mir ſagen. Treiben es aber die Sectirer, denen ich antworte, nicht auch auf die Spitze, wenn ſie behaupten, daß ein von einem Vater empfangenes, oder von einem Bauer mit der Frucht 30jähriger Arbeit gekauftes Feld eine dem

übrigen Theile des Menſchengeſchlechtes entwendete Sache darſtelle?

Nein, die Nationen haben ſich ihren Boden eben ſo wenig angemaßt, wie der Bauer das kleine Feld, das er empfangen oder erworben, welches er bebaut, ſich anmaaßt; und indem ſie die Erde in Beſitz nahmen, zahlten ſie Gott und den Menſchen einen edlen Preis: den Preis der Bildung. Das bewegliche Eigenthum würde, wenn es allein geſtanden hätte, die Welt in einer wahren Barbarei gelaſſen haben. Sehet die Araber an, dieſe Nomaden voll Leidenſchaft und Anmuth, die, ſeitdem die Bibel geſchrieben iſt, von einem Weideplatze zum andern irren, auf ihren ſchnellen Roſſen ſitzend, ihre Frauen und Kinder auf Kameelen in ihrem Gefolge führen, zahlloſe Heerden vor ſich hintreiben, ſeit viertauſend Jahren dieſelbe Reiſe von den Ufern des Euphrat zu den Geſtaden des rothen Meeres wiederholen und ſtets tapfer, eiferſüchtig, gaſtfreundlich und räuberiſch ſind! Wir Franzoſen, die wir Afrika erobert, ſind ihnen an den Rändern der Sahara begegnet und ſie ſchienen uns ſeit Moſes durchaus nicht verändert. Im neunten Jahrhundert regte ſie jedoch ein großer Mann mit der erhabenen Idee der Einheit Gottes auf, und trieb ſie unter dem Vorwande der Pflicht und des Götzendienſtes zur Eroberung an. Einmal durch Mahomet erweckt, ſchreiten ſie von der Eroberung der beiden kleinen Städte Medinah und Mecca zur Beſitznahme eines Theiles der römiſchen Welt; ſie erobern Syrien, Egypten, Afrika, Spanien, und in 3 Jahrhunderten werden ſie eines der gebildetſten Völker der Erde. Bei ihrem Ausgange aus der Wüſte verbren-

nen ſie die Bibliothek von Alexandrien, ſobald ſie ſich aber inmitten der Ebenen von Cairo, der Vega von Granada, der Huerta von Valencia niedergelaſſen haben, finden ſie Geſchmack an dem Landbeſitz, ſetzen ſich feſt, theilen ſich die Erde, bewäſſern ſie mit wunderbarer Sorgfalt, bauen den Orangenbaum und den Leinſaamen an, ſpinnen Seide, durchgraben die Erde, ziehen Gold heraus, nehmen die Bücher, welche ſie in ihrer urſprünglichen Barbarei verbrannt hatten, wieder vor, ſtudieren ſie, erlernen das Rechnen und die Kunſt der Meerfahrt aus denſelben, machen Reiſen zwiſchen Indien und Europa, bringen, nachdem ſie aus Ackerbauern Handelsleute geworden ſind, eine Menge Produkte von dort her, vereinigen den Geſchmack des Abendlandes mit dem des Morgenlandes, und noch immer tapfer, dreiſt, begierig und gelehrt, bedecken ſie Spanien mit reizenden Gebäuden! Als Nomaden lebten ſie unter einem Zelt; als auf dem Erdboden angeſeſſene Ackerbauer haben ſie die Algebra erfunden und die Alhambra erbaut!

Andere Nomaden, die Mongolen haben ſich, nachdem ſie mehrere Jahrhunderte lang in der großen Wüſte Cobi herumgeirrt waren, auf China geworfen, den Boden in tauſend Theile getheilt, die, nachdem ſie nach und nach künſtlich bewäſſert oder trocken gemacht worden waren, ſich mit Reis bedeckt haben; ſie haben auch den Maulbeerbaum cultivirt, alle Völker in der Kunſt, Seide zu ſpinnen, übertroffen, eine Erde entdeckt, die ſtatt wie unſer Thon ſich im Feuer zu röthen, weiß und durchſichtig aus demſelben hervorgeht, und daraus das Porzellan gemacht, welches ſie mit tauſend launenhaften Malereien

ſchmückten, das Holz mit einer überraſchenden Kunſt be=arbeitet, das Geheimniß gelernt, es mit einem unverwüſtlichen Firniß zu überziehn, Paläſte von Lack erbaut, Thürme von Porzellan aufgeſtellt, und ſind noch heute die geſchickteſten Arbeiter der Welt. Andere Nomaden, die einen andern Weg einſchlugen, ſind Gothen, Germanen, Franken, Sachſen geworden und ſind heute Italiener, Spanier, Deutſche, Franzoſen, Engländer, die Alles machen, was nur bekannt iſt. Welche Urſache hat ſie ſo vollſtändig verändert. Eine einzige, ihre feſte Anſiedelung auf dem Erdboden. Sobald ſie auf dem Sande der Wüſte umherzuſtreifen aufgehört, ſobald ſie feſte Wohnungen errichtet hatten, wollten ſie den Boden um ihre Wohnungen anbauen, dann ihn ſchmücken, dann ſich anders kleiden. Sie haben auf dieſe Weiſe den Geſchmack an allen Genüſſen, dann allen Künſten, die Mittel, jenem Geſchmack zu genügen, ſich angeeignet, und ſind gebildete Völker geworden. Vergleichet ſie mit den unglücklichen Wilden Amerikas, und bewundert den Unterſchied ihrer Schickſale. Amerika zeigte nicht, wie die alte Welt jene großen Sandſtrecken, jene alten durch die Erdrevolutionen an das Tageslicht gekommenen Meergründe, die man die Wüſte Sahara, die arabiſche Wüſte und die Wüſte Cobi nennt, auf welchen ewige Triſten hervorſproſſen, und das mit Flüſſen und Wäldern bedeckte Amerika glich einem großen für die Jagd beſtimmten Park. Seine Kinder, die um zu jagen, in kleine Völkerſchaften getheilt waren, während die Nomaden ſich zuſammenthun und eben ſo wie ihre Heerden ſich vervielfältigten, haben weder große Reiche gegründet, noch er=

obert. Sie irrten noch vor 3 Jahrhunderten in ihren Fichtenwäldern umher und kannten kaum das Eigenthum, ausgenommen das ihrer Pfeile und Bogen, als in der alten Welt ein hoher Prieſter, der das Eigenthum nur zu gut kannte, vom Vatikan aus eben dieſe Fichtenwälder an die begierigen Europäer vertheilte, die, um ſich zu bereichern, das Meer durchſchnitten, und ihnen keine andere Grenze gegen einander anwies, als die Meridiane, welche zur Meſſung der Erdkugel dienen. So war es alſo Denen, welche das Eigenthum kannten, gegeben, Diejenigen, welche es nicht kannten, zu beherrſchen und zu civiliſiren! Ich ſchließe nun, indem ich ſage: ohne bewegliches Eigenthum giebt es keine Geſellſchaft, ohne das unbewegliche keine Bildung.

Zweites Buch.

Vom Communismus.

Erſtes Kapitel.

Von dem allgemeinen Principe des Communismus.

Die Erörterung des Communismus iſt für das Eigenthum das, was die Mathematiker den Beweis durch das Abſurde nennen.

Die Mathematiker haben 2 Wege, die geometriſchen Wahrheiten zu beweiſen: erſtens den directen Beweis, der darin beſteht, durch die Analyſe zu beweiſen, daß dieſe oder jene Behauptung wahr ſei; zweitens den indirecten Beweis, welcher darin beſteht, zu beweiſen, daß die entgegengeſetzte Annahme unmöglich und unhaltbar ſei. Darum nennen auch die Mathematiker dieſen letztern: Den Beweis durch das Abſurde.

Daſſelbe will ich für den Gegenſtand, der mich beſchäftigt, zu thun verſuchen. Ich habe den directen Beweis geliefert, ich habe bewieſen, wie die ſociale Ordnung

auf dem einfachen, fruchtbaren und nothwendigen Prinzipe des individuellen Eigenthums beruhe; ich werde nun den indirecten Beweis liefern und die ſociale Ordnung darſtellen, die, wenn es möglich iſt, ſich dieſelbe einen Augenblick ſo zu denken, auf dem entgegengeſetzten Prinzipe, auf der Läugnung des Eigenthums, auf der Gütergemeinſchaft beruht, und den Beweis durch das Abſurde, wie die Geometer ſich ausdrücken, anwenden. Ich werde auf dieſe Weiſe das Eigenthum durch ſich ſelbſt, dann durch ſein Gegentheil beweiſen, und die beiden Beweiſe, von denen in der Geometrie ein einziger genügt, die man jedoch zuweilen beide anwendet, um die verſchiedenen Geſichtspunkte der Dinge aufzufaſſen, geliefert haben. Dieſer Gang, welcher in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, wo die Gewißheit der Beweiſe das zweimalige Beweiſen unnöthig macht, vielleicht überflüſſig iſt, hat in den moraliſchen Wiſſenſchaften, wo man niemals zu viel bewieſen hat, ſeinen Nutzen.

Man hat in unſerer Zeit vielerlei Communismen erfunden: Communismus des Ackerbaues, Communismus der Induſtrie ꝛc. Ich werde mich nicht in dieſe Einzelheiten einlaſſen, denn ich kann dem modernen Wahnſinn, nicht auf ſeinen unendlichen Abſchweifungen folgen. Ich will mich eben nur mit dem Prinzipe dieſes Wahnſinns beſchäftigen, und dies iſt der eigentliche, unbedingte Communismus, welcher allen Communismen zu Grunde liegt, und der mit einem Schlage, unvermeidlich und vollendet aus der einzigen Thatſache der Läugnung des Eigenthums hervorgeht; dies iſt der Typus, den ich auseinanderſetzen will, ohne mich aus Neugier oder Ver-

gnügen auf Reiſen durch jene idealen, von dem Geiſte unſerer Zeit erfundenen Republiken zu begeben, in die ich vielleicht mich gern begeben würde, wenn ich einen Plato zum Führer hätte. Da ich jedoch keinen habe, ſo wünſche ich ſie, nach dem ihnen allen zum Grunde liegenden allgemeinen Plane, zu beurtheilen, denn dieſer reicht hin, um die tiefe Weisheit, welche ihre verſchiedenen Conſtitutionen eingegeben hat, zu würdigen.

Zweites Kapitel.

Von den unvermeidlichen Bedingungen des Communismus.

Der Communismus zieht unvermeidlich und in allen Beziehungen das Leben in Gemeinſchaft nach ſich.

Entweder muß der Menſch für ſich arbeiten, die Frucht ſeiner Arbeit ſammeln und ſie ſeinen Kindern überlaſſen können, auf ſeine eigene Gefahr exiſtiren, viel oder wenig, manchmal gar kein Glück haben, oft, nachdem er Glück gehabt, unerwartete Unglücksfälle erfahren, in Armuth verſinken und ſeine Kinder hineinſtürzen, entweder ſage ich, es müſſen alle dieſe Zufälle vorhanden ſein, oder ganz das Gegentheil, d. h. es muß weder Reiche noch Arme geben, ſondern eine Geſellſchaft, die

ſich mit dem Schickſale eines jeden ihrer Mitglieder beſchäftigt, dem Individuum nicht erlaubt, für ſich zu arbeiten, ſondern es für ſie zu arbeiten zwingt, und dagegen die Verpflichtung übernimmt, ihm Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erziehung zu geben, und ſeine einzige Familie zu ſein. Es muß mit einem Worte das Eigenthum mit allen ſeinen Conſequenzen, oder der Communismus bis zu ſeinen äußerſten Grenzen herrſchen. Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Gegenſätzen giebt es keinen möglichen. Wenige Worte werden genügen, um zu zeigen, an welchen Punkt alle dieſe Conſequenzen ſich mit einer unauflöslichen Kette halten.

Da in der That der für ſich ſelbſt arbeitende und perſönlich das Reſultat ſeiner Arbeit genießende Menſch, d. h. der Eigenthumsmenſch nicht gefällt, ſo wird es ſein Gegenſatz ſein, d. h. der Menſch, der nicht für ſich, ſondern für die Geſellſchaft wirkt, die ihm ſeine Arbeit befiehlt, die das Product derſelben empfängt, und ihm dafür einen Lohn giebt, oder ſeine und ſeiner Kinder Unterhaltung übernimmt.

Dieſe Geſellſchaft wird ihm alſo ſeine Arbeit anbefehlen, und er wird für ſie arbeiten. Die Geſellſchaft wird in eine große Werkſtätte des Ackerbaues, der Tiſchlerei, der Schloſſerei, der Spinnerei, Weberei 2c. verwandelt ſein in eine Werkſtätte, die dem Staat gehört, der die Producte derſelben ſammeln, ſie aufſpeichern, und dann unter Diejenigen, welche zu ihrer Hervorbringung beigetragen haben, vertheilen wird.

Wird es in dieſer großen Werkſtätte einen gleichen oder ungleichen Lohn geben? Dieſer Arbeiter iſt ſtark,

arbeitſam, einſichtsvoll; ein Anderer ſchwach, träge, beſchränkt; werdet ihr ihnen nicht verſchiedenen Lohn geben? Wenn ihr ihnen aber verſchieden Lohn gebet, ſo iſt dies ein Anfang von Reichthum und Armuth, und das abſcheuliche Eigenthum bricht wieder hervor! Es muß alſo, wenn man nicht durch den Erfolg getäuſcht werden ſoll, einen gleichen Lohn geben. Wenn aber der Arbeiter nur einen gleichen Lohn empfängt, ſo wird er nur mit einem mittelmäßigen Intereſſe ſeine Arme verwenden. Der Starke, Verſtändige wird ſich nicht ſehr beeifern, ſo viel zu arbeiten, als ſeine Kräfte ihm erlauben, und Niemand wird ihn, nachdem er ein gewiſſes Arbeitsmaaß vollendet hat, hindern, die Arme über einander zu ſchlagen und zu ſchlafen. Wenn ihr euch nicht zu einer unaufhörlichen und unerträglichen Ueberwachung verſtehen wollt, ſo wird es nur ein Mittel, ihn daran zu hindern, geben, dies nämlich: die Mitglieder eurer neuen Geſellſchaft unter Aller Augen arbeiten zu laſſen, mit einem Worte, ſie zur gemeinſchaftlichen Arbeit zu zwingen. So wird die Arbeit in Gemeinſchaft die erſte nothwendige Conſequenz des aufgeſtellten Princips.

Nach der Arbeit kömmt der Genuß. Sobald der Menſch gearbeitet hat, muß er eſſen, ſich erholen, ſich der Gattin, die er gewählt, nähern, bei ihr ſein Herz und ſeine Sinne befriedigen. In der alten Geſellſchaft, welche wir auflöſen wollen, erhält er einen Lohn in Geld, das er zu Nahrungsmitteln, Kleidung und Genüſſen aller Art für ſich und ſeine Familie verwendet, zu Genüſſen, welchen er ſich in der Zurückgezogenheit ſeiner Wohnung überläßt.

Wird die Geſellſchaft, nachdem ſie ihn in der Nationalwerkſtätte, wo er in Gemeinſchaft arbeitet, verwendet hat, wohl erlauben, ſeinen Lohn einzeln, in ſeiner beſondern Häuslichkeit zu genießen, oder wird ſie den gemeinſamen Genuß wie die gemeinſame Arbeit fordern? Ihr werdet ſehen, daß das Eine das Andere nach ſich zieht.

Wenn ihr, nachdem ihr die Arbeit in Gemeinſchaft gefordert habt, den beſondern Genuß vermittelſt des Lohnes erlaubt (es kommt wenig darauf an, ob dieſer Lohn in Geld oder in Naturalien beſteht), ſo werdet ihr ſogleich auf die Conſequenzen des ungleichen Lohnes, welchen ihr aufzugeben genöthigt wart, ſtoßen.

In der That beſitzt der Menſch eine Neigung, welche die frühere Geſellſchaft außerordentlich ehrte, welche ſie zu entwickeln, ſtatt zu unterdrücken ſich bemühte; dieſe gefährliche Neigung iſt die zur Sparſamkeit. Die bisherige Geſellſchaft hat Alles, die Literatur und die Finanzen, die Fabel von der Ameiſe und die Sparkaſſe in Bewegung geſetzt, um ſie zu ermuntern. Der arbeitſame und mäßige Arbeiter, der für ſeine Frau und Kinder ſparte und den Ueberfluß ſeiner guten Tage für die ſchlechteren aufzubewahren ſich bemühte, war ein Allen vorgehaltenes Muſterbild. Heute, nachdem des Mein und Dein aufgehoben und das gemeinſame Eigenthum Zweck iſt, würde das perſönliche Eigenthum in Wahrheit ein Diebſtahl ſein, den man verhindern muß. Die Sparſamkeit wäre ein Fehler, ein Vergehen, und je nachdem ſogar ein Verbrechen. Es darf alſo keine Sparſamkeit geben. Man müßte demnach Jeden aufmuntern, zur Ge-

nüge zu eſſen und zu trinken, und ſelbſt mehr als zur Genüge, wenn der gemeinſchaftliche Lohn ſeine Bedürfniſſe überſchreitet. Noch mehr: man müßte ſich verſichern, ob die Vorſchrift, welche das Anhäufen von Gütern verbietet, zur Ausführung gebracht wird, die Taſchen und die Häuſer durchſuchen, um das Verbrechen des Eigenthums im Entſtehen zu unterdrücken, wie man es in Mexico in allen Diamantengruben macht, wie man es in Europa in den Münzen macht, wo man die Arbeiter, wenn ſie aus den Werkſtätten gehen, ſorgfältig durchſucht, und wo die Durchſuchungen zuweilen, beſonders in Mexico, ſehr weit getrieben werden. Viel Mißtrauen müßte euch eine furchtbare Neigung, die Kindesliebe, erregen, da ſie zum Sparen veranlaßt, und man müßte ſie von Grund aus aus dem Herzen des Menſchen vertilgen; denn ſonſt würdet ihr der Gefahr ausgeſetzt ſein, daß der Vater und die Mutter in irgend einem geheimen Verſteck einen kleinen Schatz für ihre Kinder ſammelten.

Dieſes Verbot zur Sparſamkeit, das zur Verhinderung des Entſtehens des Eigenthums nöthig wäre, würde, das muß man zugeben, ſehr peinliche, beläſtigende Vorſichtsmaßregeln erfordern. Trotz der Mäßigung, mit welcher ich an die Prüfung dieſes Gegenſtandes herangehe, muß ich offen geſtehen, daß ſie unerträglich wären und ich, der ich den Gehorſam gegen die Geſetze ſehr liebe, würde es Angeſichts ſolcher Vorgänge begreiflich finden, daß man die Agenten der communiſtiſchen Polizei zum Fenſter hinauswürfe. Um ſolchen Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, muß der gemeinſchaftliche Genuß, der die Vervollſtändigung der gemeinſchaftlichen Arbeiten bildet,

als Mittel, allen den genannten Schwierigkeiten vorzubeugen, offenbar angenommen werden.

So würde man alſo in Gemeinſchaft unter den Augen Aller arbeiten, um den Müßiggang durchaus zu verhindern; man würde auch an gemeinſchaftlichen Tafeln ſpeiſen, nach ſeinem Bedürfniſſe eſſen und trinken, weder mehr noch weniger, und mit eiuem gleichen, aus dem allgemeinen Magazin entnommenen Anzuge gekleidet ſein, was die geheimen Anhäufungen, die ein wahrhafter an der Gemeinſchaft begangener Diebſtahl wären, verhindern würde. Um conſequent zu ſein, iſt es unerläßlich, ſo weit zu gehen.

Entweder der Communismus iſt die verderblichſte Speculation, oder die Arbeit muß unter den Augen Aller geſchehen. Entweder der Communismus iſt die unerträglichſte Inquiſition, oder der Genuß muß in gleicher Weiſe unter Aller Augen ſtattfinden, und auch bei dieſer doppelten Vorſicht erkläre ich ihn für die abgeſchmackteſte, unſinnigſte und thörigſte menſchliche Erfindung. Aber ſo iſt er wenigſtens conſequent.

Fahren wir fort. Eine unwiderlegbare Erfahrung hat uns gelehrt, daß Jeder ſich nur mit einer Sache beſchäftigen müſſe, wenn die Sachen gut gemacht werden ſollen. Die Univerſal-Genies ſind ſelten und auch nur in einem gewiſſen Grade univerſal. Ihr könnt geſchickte Arbeiter finden, die mehrere Dinge gleich gut ausführen, geiſtreiche Leute, die mit Glück in verſchiedenen Fächern der Literatur arbeiten werden, Voltaire z. B. Allein Voltaire wäre ein ſchlechter Geometer geweſen, obgleich er etwas von Geometrie verſtand, ein noch ſchlechterer Sol-

dat und ein noch ſchlechterer Arbeiter, denn gewöhnlich, wenn das Gehirnſyſtem entwickelt iſt, findet man ſelten das Muskelſyſtem in demſelben Grade entwickelt. Napoleon, der ein ſo großer General, ein ſo großer Verwalter, ein ſo großer Geſetzgeber war, wäre ein ſchlechler Dichter geweſen, obgleich er ein großer Schriftſteller war, er wäre ein abſcheulicher Grenadier geweſen, obgleich er tapfer war, und ein ſehr ungeſchickter Arbeiter, obgleich er, um ſeine Kanonen in Bewegung zu bringen, tauſenderlei Erfindungen machte, von denen die eine ſinnreicher als die andere war. So verhält es ſich mit den höchſten menſchlichen Geſchöpfen. Was ſoll man von den mittelmäßigen ſagen?

Es folgt aus dieſer Wahrheit, daß ihren verſchiedenen Anlagen gemäß die Einen Ackerbauer, die Anderen Weber, Dieſe Tiſchler, Jene Schloſſer, Andere Mechaniker, Uhrmacher, Ciſeliere, Gelehrte, Geſetzgeber, Beamte ſein müſſen. Dann machen ſie Das, was ſie zu machen haben, beſſer. Dann wird Das in einem Tage vollkommen angefertigt, was ſonſt in einem Monate mittelmäßig angefertigt würde. Dies nennen die Oekonomiſten die Theilung der Arbeit, dies hat, ihnen zufolge, die unglaubliche Vervollkommnung der modernen Induſtrie herbeigeführt. Eine Uhr, deren Federn in Maſſe von Schweizer Hirten in ihrer Wintermuße angefertigt werden, wird in Paris bei einem Uhrmacher zurecht gemacht, und ein Arbeiter kann für 50 Francs dieſelbe Uhr haben, welche ihm vor zwei Jahrhunderten 1000 Francs, das iſt ſo viel oder noch mehr als die Mitgift ſeiner Tochter, gekoſtet haben würde. Vor einigen Jahren koſtete eine

Lokomotive 70,000 Francs, ſie koſtet 45,000, ſeitdem die Einen Keſſel, die Andern Federn und noch Andere gekrümmte Axen fabriziren. Sie werden vielleicht in 20 bis 30 Jahren 10,000 Francs koſten.

Die Verſchiedenheit der Gewerbe iſt alſo das Geſetz jeder Geſellſchaft, die gut, ſchnell, viel und billig arbeiten will. Man begreift, daß es einige Hirten giebt, die, während ſie Heerden aufziehen, vom Ackerbau ſo viel verſtehen, als ihnen nöthig iſt, um etwas Getreide zu haben, die die Wolle ihrer Hammel ihren Frauen zu ſpinnen geben, ſie dann ſelbſt weben, auf dieſe Weiſe die meiſten Handwerke ſelbſt ausüben und höchſtens eine fremde Induſtrie zu Hülfe rufen, um ein irdenes Gefäß oder ein Meſſer, welches ſie mit Käſe bezahlen, zu erhalten. Obgleich die Verſchiedenheit der Gewerbe ſchon bei dieſen Hirten beginnt, da ſie genöthigt ſind, von einem Andern Eiſen oder irdenes Geſchirr zu begehren, ſo kann man doch ſagen, daß ſie faſt Alles ſelbſt anfertigen. Man muß jedoch bemerken, daß dies die roheſten Menſchen ſind, die faſt in den Schneeregionen, auf den höchſten Punkten der Erde, fern von jeder Civiliſation, an der äußerſten Grenze der Intelligenz, nämlich da leben, wo der Cretinismus beginnt. Hingegen muß jede Geſellſchaft, die fortſchreiten will, die Verſchiedenheit der Gewerbe anerkennen, aus welcher die Ausbildung des Einzelnen hervorgeht, oder um mich des techniſchen Ausdruckes zu bedienen, ſie muß die Theilung der Arbeit anerkennen.

Auch der Communismus wird alſo die gemeinſamen Werkſtätten theilen müſſen. Es wird Arbeiter geben, die

die Erde, das Holz, das Eiſen, den Hanf bearbeiten, Arbeiter, die Maſchinen bauen, ſolche, die ſich wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hingeben, die ſich mit Geſetzen, Verwaltung, Wiſſenſchaft und wahrſcheinlich auch, ſobald ſie einmal den Geſchmack an Bildung bekommen haben, mit Malerei und Sculptur beſchäftigen werden. Wollt ihr, daß dieſe Menſchen ſich derſelben Lebensweiſe unterziehen? Werdet ihr dem Menſchen, der die Erde mit ſeinem Schweiße befeuchtet, deſſen ſchwielige Hand den Pflug führt, oder mit dem Hammer auf den Amboß klopſt, dieſelbe Nahrung, dieſelbe Kleidung geben, wie Demjenigen, der mit ſeiner geſchmeidigen und zarten Hand Seide ſpinnt und Kupferſtiche anfertigt? Und werdet ihr Denjenigen, der den Lauf der Sterne ſtudirt, der den Pinſel oder die Feder führt und mit erhabenen Dingen ſich unterhält, an dem Tiſche und in der Geſellſchaft des einfachen Landmanns leben laſſen? Ich muß euch ſchnell erklären, daß ich, der ich Geſetze gemacht, an der Verwaltung des Staates Theil genommen und die Feder geführt habe, den einfachen geſunden Sinn dieſes Landmanns dem langweiligen Geſchwätze eines ſolchen Sophiſten vorziehe; allein nachdem er mir von Weizen, Viehfutter und Dünger, Dinge, welche von größter Wichtigkeit ſind, die ich jedoch nicht kenne, geſprochen haben wird, und wenn ich ihm von Plato, Cäſar, Machiavell, Descartes, Colbert, alſo von Männern, die ebenfalls von Intereſſe ſind, die er jedoch nicht kennt, geſprochen haben werde, ſo werde ich ihn langweilen, ich werde ihn weit mehr langweilen, als er mich, denn ich kann von ihm einige Belehrung empfangen, er aber nicht von mir.

Man muß alſo nach den verſchiedenen Ständen eine Verſchiedenheit der Nahrung, der Kleidung, der Geſellſchaft eintreten laſſen, oder zu der rohen Geſellſchaft meiner Hirten zurückkehren, in welcher Alles ohne Mißverhältniß gleich ſein kann. Noch mehr; wenn ihr eine vervollkommnete Geſellſchaft wollt, wenn ihr eben ſo ſchöne Webereien wie die von Florenz, eben ſo elegante Vaſen wie die von Griechenland, eben ſo zarte Früchte wie die von Montreuil oder Fontainebleau wollt, ſo iſt es unmöglich, nur ſolche zu erlangen; denn es giebt, wie ich bereits an einer andern Stelle geſagt, keine feinen Producte ohne mittelmäßige und grobe, da der fortſchreitende Gang jeder Induſtrie es gebieteriſch ſo verlangt. Wenn ihr alſo dieſe ausgeſuchten Producte wünſcht, ſo wird es für die verſchiedene Behandlung der Gewerbe zwei Gründe ſtatt eines geben: erſtens, weil die Sitten Derjenigen, welche dieſe Gewerbe betreiben, verſchieden ſind, zweitens wegen der Ungleichheit der Producte, für die man Conſumenten finden muß.

Es wird alſo einen beſondern Tiſch und eine beſondere Geſellſchaft von Ackerbauern, Schmieden und allen Denjenigen geben, die ſich mit harten Arbeiten beſchäftigen; dann einen beſondern Tiſch und eine beſondere Geſellſchaft von Webern, Mechanikern, von Solchen, die ſich mit weniger harten Arbeiten beſchäftigen und die weniger Kraft und mehr Verſtand anwenden müſſen; endlich einen beſondern Tiſch und eine beſondere Geſellſchaft von Denjenigen, die ſich nur ihres Verſtandes bedienen; und obgleich ich nur einige aufzähle, ſo werden die Claſſificationen doch bis in's Unendliche gehen.

Außer dem für die Arbeit und für den Genuß gemeinſchaftlichen Leben iſt es alſo eine Conſequenz des Communismus, die Gewerbe und Diejenigen, welche ſie ausüben, in Klaſſen zu bringen und ihre Lebensweiſe nach einer Entſcheidung der öffentlichen Behörde verſchieden zu geſtalten.

Es wird alſo unvermeidlich Tiſche für Reiche und für Arme geben, beide, wird man ſagen, mit Weisheit angeordnet, ſo daß auf den erſteren kein Ueberfluß, auf der letzteren kein Mangel herrſche; jedenfalls wird die Anordnung durch die öffentliche Behörde geſchehen, welche die Reichen und die Armen, oder wenigſtens Diejenigen, welche als ſolche behandelt werden ſollen, zu beſtimmen haben wird.

Das iſt aber noch nicht Alles. In der Geſellſchaft, in welcher der Menſch ſich ſelbſt überlaſſen iſt, wählt er ſeine Profeſſion. Wenn er ſich zu hoch hat erheben wollen, ſtrauchelt er und ſinkt herab. Dieſer Mann war Geſelle und wollte Meiſter werden; er ſinkt zum Stande der Geſellen, ſelbſt zu dem der Tagelöhner herab. In dem Syſtem, in welchem die Geſellſchaft ſich mit den Menſchen beſchäftigt, wird ſie die Individuen klaſſifiziren; ſie wird ihnen nach Beſichtigung der Arme und der Hirnſchaale ſagen: du wirſt Ackerbauer, du Weber, du Mechaniker, du Geometer, du Gelehrter, du Maler oder Dichter, du Archimedes, Newton, Descartes, Racines oder Boſſuet! Sie wird den Pflug, den Hammer, die Feile, das Weberſchiff, die Feder, das Telescop, den Pinſel, den Degen, wie eine Stelle, wie ein Tabaksbureau, wie eine Einnehmerſtelle vergeben!

Entweder keine verſchiedenen Gewerbe, keine Rangordnung, und dann keine Künſte, ſondern meine Hirten, immer wieder meine Hirten; oder es muß, wenn man verſchiedene Gewerbe und Künſte haben will, Auszeichnungen, Reichthum, endlich Genie von Seiten der Autoritäten, welche das Geſetz eingeſetzt haben wird, geben. Alles Dieſes iſt nöthig, alles Dieſes hängt durch eine unauflösliche Keite mit einander zuſammen.

Es giebt noch eine letzte Conſequenz des Communismus, die zwar weniger unvermeidlich, jedoch zu der vollkommenen Harmonie des Syſtems erforderlich iſt, und die, wenn man ſie nicht hinzufügt, beweiſt, daß man dem Syſtem ſelbſt nicht recht traut. Es iſt die Unterdrückung der Familien.

O! ohne Zweifel kann man ſich unter der Anzahl der gemeinſchaftlichen Tiſche den Tiſch der Kinder eben ſo gut, wie den der Väter und der Mütter denken; man kann, während man das Mein und Dein für die materiellen Dinge abſchafft, es für die moraliſchen Dinge beibehalten. Man kann neben ſeiner Frau auch ſeine Kinder haben, die man wieder erkennt, die man liebt, mit deren Leben man ſich fortwährend beſchäftigt. In Sparta gab es einen gemeinſamen Tiſch und die Familie; allein dies war der für die Krieger gemeinſame Tiſch. Das Eigenthum blieb mit der Frau und den Kindern zu Hauſe. Die Frau wachte über die Kinder und über die Heloten, welche als Sklaven das Land bauten. Und gegen das Ende dieſer Geſellſchaft, die übrigens nur zur Hälfte widernatürlich war, zur Zeit ihres Verfalles, hatten die Frauen das ganze Eigenthum und ſchreckliche Sitten.

Die Männer hatten nicht aufgehört, ſich ehrloſen Gewohnheiten hinzugeben: ſie waren nichts als tapfer.

Ich gebe alſo zu, daß die Kinder dem Vater und der Mutter, welche ſie an der gemeinſchaftlichen Tafel beſuchen werden, gehören können. Aber um des Himmels willen, fühlt ihr denn nicht, welcher Tantalusqual eure grauſame Inconſequenz dieſe unglücklichen Eltern ausgeſetzt haben würde? Was regt am meiſten den Wunſch zu beſitzen an, wenn nicht die Liebe zu den Kindern? Der größte Theil der Väter und Mütter arbeitet vorzüglich, um ſie zu bereichern, oder wenigſtens, um ihnen ein etwas beſſeres Leben zu verſchaffen. Ihr laſſet ihnen die Kinder zu lieben, und ihr gebet ihnen nicht die Erlaubniß, dieſe Neigung zu befriedigen, indem ſie für ſie arbeiten! Wie, ſie werden ſie ſehen, ſie an ihr Herz drücken, und nichts für ihre Wohlfahrt thun können! Sie werden in einer Geſellſchaft von 30 Millionen Seelen an der Verbeſſerung des Looſes von 30 Millionen Individuen arbeiten müſſen, damit ein 30 Milliontheil auf ihre Kinder komme! Wäre das nicht eine ſchreckliche Qual? Seid alſo conſequent! Ihr wollet alle Exiſtenzen verſchmelzen, verſchmelzet auch alle Herzen. Es gebe keine Beziehung mehr zwiſchen Vater, Mutter und Kinder! Die Kinder mögen Allen gehören; Vater und Mutter mögen nicht im Stande ſein, ſie wieder zu erkennen, und dann werden ſie ſie alle ohne Ausnahme lieben. Sie werden zu gewiſſen Stunden ſich die Kinder der Gemeinſchaft anſehen gehen, wie man in den Hundeſtall, in den Hühnerhof, oder in eine Stuterei geht, um ſich die Producte des Staatsgutes mit einem gewiſſen Vergnügen

anzuſehn. Sie werden vielleicht hier oder da Jemand erkennen, was vielleicht eine augenblickliche Scheinhoffnung, vielleicht auch eine bedauerliche Verſuchung der Vorliebe für einen Augenblick in ihnen aufkommen laſſen dürfte; allein man wird ſie gewöhnen, alle in demſelben Gefühle zu vereinigen, und dann wird die Inconſequenz, die Demjenigen Geſchöpfe zu lieben giebt, der nichts für ſie thun kann, aufhören. Dann werdet ihr wirklich conſequent ſein, denn wenn das Eigenthum läſtig iſt, ſo iſt es die Familie in gleicher Weiſe und aus demſelben Grunde. Ein abſolutes Geſetz verdammt euch, das ſchöne Feld des Nachbars mit Früchten bedeckt zu ſehen und ſie nicht anzurühren, wenn euer Mund auch vor Durſt brennt. Daſſelbe iſt in Beziehung auf die Geſchlechter der Fall. Ein Irrthum eurer Familie hat euch mit einer unausſtehlichen Gattin vereinigt, und umgekehrt. Aber ganz in eurer Nähe iſt eine Frau, ſchön oder nicht, die euch wenigſtens gefällt, der ihr gefallet, und ihr könnet euch nicht in ihre Arme ſtürzen, wie gern ſie ſie euch auch öffnen will. Auch dies iſt ein ſehr unerträgliches Eigenthum! Wohlan, ſchaffet ſelbſt die letzten Spuren des Mein und Dein ab; der Menſch wird dann, nachdem es ihm geſtattet iſt, in Gemeinſchaft zu arbeiten, in Gemeinſchaft zu genießen, ohne Rückhalt an der gemeinſchaftlichen Tafel ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen, ſich ſeiner Leidenſchaft mit der Frau, die ihm gefällt, überlaſſen können, ohne ſich um die Folge zu kümmern. Die Geſellſchaft, der es obliegt, die Kinder Aller auf Unkoſten Aller zu erziehen, wird dafür ſorgen, und der von Armuth befreite Menſch wird, indem er Allen ſeinen Be-

gierden zugleich genügen kann, das ganze Glück erlangen, welches die Natur ihm beſtimmte, das eine tyranniſche Geſellſchaft aber ihm verweigert hat.

Um gerecht zu ſein, muß man anerkennen, daß nicht alle Gegner des Eigenthums dieſe letzte Stufe des Communismus zulaſſen; allein ich bewundere ſie darum nicht mehr, und ich verachte ihre Inconſequenz.

Ich habe mich, wie man wohl geſehen hat, bemüht, dieſes ernſte Syſtem ernſtlich zu behandeln. Ich vollende dieſe für jeden verſtändigen Menſchen peinliche Auseinanderſetzung, und halte die folgenden Conſequenzen für unverbrüchlich bewieſen:

Entweder der Menſch muß für ſich arbeiten, und folglich Eigenthümer ſein, oder er muß für die Gemeinſchaft arbeiten, die ſich dann um ihn bekümmern und ihm die Wechſelfälle der freien Arbeit erſparen wird.

Daraus folgt unvermeidlich die Gemeinſchaft in allen ihren Stufen.

Die Gemeinſchaft der Arbeit iſt nöthig, um die Trägheit zu verhindern, der gemeinſchaftliche Genuß, um das Sparen zu verhindern.

Es muß ferner entweder eine rohe Einheit herrſchen, oder es muß, wenn man die Civiliſation zuläßt, verſchiedene Gewerbe, und in deren Folge Tauglichkeitserklärungen geben, die von der Gemeinſchaft ſelbſt geſprochen werden, und ungleiche Gehälter, um ungleiche Producte zu verbrauchen; es muß mit einem Wort entweder die Gleichheit in der Barbarei, oder die Ungleichheit in der Civiliſation herrſchen, die Ungleichheit jedoch nach Entſcheidung der öffentlichen Behörde.

Und wenn man endlich ganz conſequent ſein will, darf man mit der Unfähigkeit, für ſeine Kinder etwas zu thun, die eine Folge der Abſchaffung jedes Eigenthumes iſt, nicht die Qual ſie zu lieben fortbeſtehen laſſen: man darf alſo die Väter nicht der Unannehmlichkeit ausſetzen, ſie zu kennen, man muß ſie nicht an beſtimmte Gattinnen binden, und dies wird die Tyrannei ſchlecht zuſammenpaſſender Verbindungen aufhören machen.

Alle dieſe Conſequenzen ſind enge mit einander verbunden, und die eine von dieſen Einrichtungen führt zur andern. Entweder Alles iſt Eigenthum oder Nichts; dann aber auch gar Nichts, weder das Brot, noch die Frau, noch die Kinder; Alles in Gemeinſchaft, die Arbeit und der Genuß. So wird der Menſch wie eine Heerde von Hindinnen und Hirſchen leben, die durch unſere Wälder rennen, oder wie jene Heerde von Hunden, die die Straße von Conſtantinopel bewohnt.

Dieſer zukünftigen Menſchheit mache ich 3 Einwürfe: ſie vernichtet die Arbeit, die Freiheit, die Familie.

Wir müſſen ſie in allen drei Beziehungen einer kurzen Prüfung unterwerfen.

Drittes Kapitel.

Vom Communismus in Beziehung zur Arbeit.

Der Communismus erſtickt jeden Eifer für die Arbeit.

Es iſt ſehr klar, daß, ſobald man das Eigenthum verhindern will, d. h. ſobald man verhindern will, daß der Eine wenig, der Andere viel beſitze, keine Ungleichheit in den Löhnen herrſchen darf. Man begreift, daß, wenn ich von Gleichheit oder Ungleichheit des Lohnes ſpreche, ich darunter die Gleichheit oder Ungleichheit in derſelben Profeſſion verſtehe, denn wenn der Communismus die Gewerbe klaſſificirt und ſie verſchieden belohnt, ſo muß er das thun, um Künſte zu haben; es wird alſo eine Ungleichheit der Belohnung unter den verſchiedenen Gewerben geben, welche nicht die iſt, um welche es ſich hier handelt. Ich ſpreche von dem Lohne in einem und demſelben Gewerbe.

Dieſer Ackerbauer kann ſtark und verſtändig ſein, jener andere iſt es nicht, eben ſo iſt es mit dem Schmiede, mit dem Weber ꝛc. Sie ungleich bezahlen, hieße, ſie der Gefahr ausſetzen, ungleich zu beſitzen. Man muß ſie daher auf gleiche Weiſe belohnen, und ihnen, um die Trägheit, wie die Sparſamkeit zu vermeiden, das gemeinſchaftliche Leben als Lohn geben. Wie dem auch ſei, Derjenige, welcher gut oder ſchlecht, wenig oder viel arbeiten wird, wird der wie Andere behandelt werden; ſeine Belohnung wird die allgemeine Wohlfahrt, oder die Ehre ſein. Ich will meine Leſer nicht ihre Zeit verlieren laſſen,

und ich verſichere, ohne Beweiſe, die in Jedermanns Geiſte reichlich vorhanden ſind, herbeizubringen, daß dieſe von der allgemeinen Wohlfahrt oder der Ehre angeregten Arbeiter nicht arbeiten werden. Stellt euch einen Mechanikus vor, dem man ſagen wird: mein Freund arbeite 2 oder 3 Stunden täglich mehr, und in 10—20 Jahren wird die franzöſiſche Geſellſchaft reicher ſein! — Ich behaupte nicht, daß er gegen dieſes Reſultat unempfindlich ſein, aber ich zweifle, ob er 2 Stunden länger arbeiten wird. Wenn hingegen ſein Meiſter zu ihm ſagt: Dieſes Maſchinenſtück, welches du in 10 Tagen verfertigteſt, und wofür ich dir täglich 5 Francs zahlte, was dir 50 Frcs. brachte, dieſes will ich dir jetzt nach dem Stücke zu arbeiten geben; du wirſt es in beliebiger Zeit verfertigen, und ich werde dir ebenfalls 50 Frcs. dafür zahlen: wenn ſein Meiſter Dies zu ihm ſagt, wird er es in 6, 7 oder 8 Tagen verfertigen, um täglich 8, 7 oder 6 Frcs. zu verdienen. O dann wird er weder ſeine Arme, noch ſeine Zeit, noch ſeine Nächte ſchonen, er wird mehr zu verdienen ſuchen, ſei es für ihn ſelbſt, ſei es für ſeine Kinder. Wäre es anders, ſo würde die Arbeit nach dem Stück nicht erfunden worden ſein.

Du leugneſt die edelſten Antriebe! wird man mir ſagen. Ihr ſeid es, die ihr ſie ſchlecht verwendet, werde ich antworten. Ich meinerſeits glaube, daß, wenn ihr zu dem Arbeiter ſagt: Arbeite viel und du wirſt weder mehr, noch weniger Lohn erhalten, aber Frankreich wird in 20—30 Jahren reicher ſein, dieſer Arbeiter die Achſeln zucken wird, denn man ſpricht mit ihm von Geld und es bedarf eines Grundes, der dieſem Gegenſtande

angemeſſen iſt. Wenn ihr ihm aber ſagt: Stirb, damit Frankreich gerettet werde, wird er vielleicht auf euch hören, und wenn ihr es verſtanden habt, durch edle militairiſche Einrichtungen ſein Herz zu erheben, um in demſelben das Gefühl für Ruhm zu entwickeln, wird er bei Auſterlitz, Eylau oder unter den Mauern von Paris ſterben: denn der Menſch iſt mehr träge als feige, und für jede Art von Anſtrengung bedarf es verſchiedener Antriebe. Um ihn zur Arbeit anzuregen, muß man ihm den Reiz des Wohlſtandes zeigen; um ihn zur Hingebung anzuregen, muß man ihm den Ruhm zeigen. Wie! die Ehre zwei oder drei Bretter mehr, in einem Tage gehobelt, oder ein Stück Eiſen beſſer gefeilt zu haben! Ihr läſtert! Ehre für Leute, wie Aſſas, Chevert, Latour d'Auvergne: Lohn, d. h. die Genugthuung, ſelbſt und mit ſeinen Kindern wohl zu leben für Denjenigen, der mühſam und geſchickt gearbeitet hat, und auch Achtung, wenn er weiſe und redlich iſt, denn dieſem rechtſchaffenen Arbeiter gebührt auch moraliſche Genugthuung. Wer anders urtheilt, kennt die menſchliche Natur nicht, und verwirrt Alles unter dem Vorwande, Alles zu verbeſſern.

Die begeiſterte Hingebung, mit der man dem Tode trotzt, wird von einer augenblicklichen geſchickt angeregten Begeiſterung gewonnen. Allein dieſe beſtändige Hingebung an eine gleichgültige Arbeit erhält ſich nur durch die Ausſicht auf Wohlſtand. Ohne Zweifel kann die unverdroſſene Arbeit zuweilen zum Ruhme führen, wenn es ſich um die Forſchungen eines Newton handelt, der Ruhm iſt dann ein Antrieb mehr; allein die Maſſe der Arbeit, von welcher die Geſellſchaft lebt, erhält ſich nur dadurch,

daß dem Arbeiter die Gewißheit eines materiellen Lohnes geboten wird. Wenn der Menſch ſich unverdroſſen auf die Natur ſtürzt, um ihr die Stoffe, mit denen er ſich nährt oder kleidet, zu entreißen, ſo thut er es eben dieſer Gegenſtände willen; man muß ihm geben, man muß die Arbeit dem vorgeſetzten Ziele gemäß belohnen, und um ſie ſo viel als möglich anzuregen, muß man ihr weder mehr noch weniger, ſondern grade ſo viel geben, als ſie erzeugt hat. Auch muß man das Ziel dem Auge des Menſchen nähern, und ihm deshalb nicht das Wohlleben Aller, auch nicht einmal das Weniger, ſondern ſein eigenes, und das ſeiner Kinder vorſtellen. Außerdem, daß es gerecht iſt, ſo zu handeln, liegt auch darin die größtmöglichſte Anregung. Wer viel arbeitet, wird viel haben, wer wenig arbeitet, wird wenig haben, wer nichts thut, wird nichts haben. Das iſt gerecht, klug, vernünftig, das heißt nicht die edlen Bewegmittel unterdrücken, ſondern ſie für die edlen Zwecke, denen ſie angemeſſen ſind, aufbewahren. Der Lohn iſt für die Arbeit, der Ruhm für die erhabene Aufopferung, oder für das Genie. Dieſer Mann arbeitet ſein ganzes Leben lang, um ſich mit ſeiner Familie zu ernähren; bezahlet ihn gut. Zeigt er einmal ſo viel Hingebung, daß er ſogar dem Tode trotzt, ſo erkennet ihm den Ruhm des Soldaten zu; macht er eine Entdeckung, ſo bewilliget ihm den Ruhm des Entdeckers. Aber lohnet Jeden nach ſeinen Werken.

Ohne perſönlichen Lohn, welcher der Arbeit, ihrer Menge und ihrer Güte angemeſſen iſt, giebt es alſo keinen Eifer für die Arbeit. Eure Gemeinſchaft würde mit ihrer allgemeinen und gemeinſamen Belohnung binnen

Kurzem Hungers ſterben. Kaum iſt die Geſellſchaft, in welcher das Eigenthum zugelaſſen iſt, und die Arbeit demjenigen, der ſich ihr hingiebt, ihm allein oder auch ſeinen Kindern nützt, im Stande, Allen Brot, und oft ſchlechtes Brot zu verſchaffen. Wie würde es erſt ſein, wenn Niemand für ſich, und Jeder nur für die Allgemeinheit arbeitete? Wäre auch die Vertheilung verſchieden, ſo würde das Reſultat daſſelbe ſein; denn man weiß, wie ich bereits geſagt habe, durch eine leicht anzuſtellende Berechnung, daß der Uebergang des Reichthumes der Reichſten auf die Aermſten, für die Letztern keinen bemerklichen Zuwachs herbeiführen würde. Er würde keinen Heller zu dem Tagelohn eines Jeden hinzufügen, und die Maſſe der allgemeinen Production um die Hälfte, vielleicht um ¾ vermindern. Alle würden vor Hunger ſterben. Das wäre das einzige Gute, das man ihnen gethan hätte.

Viertes Kapitel.

Vom Communismus in Beziehung zur menſchlichen Freiheit.

Der Communismus iſt die abſolute Aufhebung der menſchlichen Freiheit.

Der Communismus tödtet die Arbeit, denn indem er das Ziel entfernt, vernichtet er den Eifer für dieſelbe; er thut noch mehr, er unterdrückt die Freiheit.

Was iſt denn jene hirngeſpinnſtiſche Geſellſchaft in welcher man den Menſchen aus Furcht, er möchte ſich täuſchen, verirren, zu wenig oder zu viel Glück haben, arm bleiben oder reich werden, zwingt, für die Gemeinſchaft zu arbeiten, ihn von ihr nähren, kleiden und erhalten läßt, in welcher man ihm ſeinen Beruf anweiſt, ihn z. B. befehlsweiſe für einen Ackerbauer, Schmidt, Weber, Gelehrten, Mathematiker, Dichter, Krieger erklärt; in welcher er befehlsweiſe bald zu den zarteſten Genüſſen berufen, bald zu den gröbſten Genüſſen verwieſen wird, wenn man ihm nicht etwa um die Verſchiedenheit dieſer Klaſſificationen zu umgehen, in der rohen Ungleichheit des Hirten erhält? Was iſt das für eine Geſellſchaft? Nun, ich will es euch ſagen: es iſt ein Bienenſchwarm, oder ein Ameiſenhaufen.

In der Natur giebt es in der That Thiere, die in Gemeinſchaft leben, und die allen Anſchein der menſchlichen Geſellſchaft haben. Betrachtet die Bienen z. B. Sie arbeiten mit einer ununterbrochenen Thätigkeit, flattern auf den nahe liegenden Stauden umher, täuſchen ſich nie in ihrer Wahl, und kommen mit ihrem kleinen, in dem Kelche der Blumen gewonnenen ſüßen Stoffe zurück. Sobald ſie in den Bienenkorb eingetreten ſind, arbeiten ſie als unfehlbare Architecten, begehen niemals einen Irrthum in der Ausmeſſung ihrer Zelle, erbauen eine Wand von Wachs, legen auf dieſe Wand den Honig, erziehen die neue Familie, welche ſie in die Luft, oder wie wir uns unſerer menſchlichen Sprache ausdrücken würden, in die Welt hinausſtoßen, damit ſie in derſelben eine neue Kolonie, d. h. einen neuen Bienenſtock gründen.

Unter dieſen betriebſamen Fliegen giebt es niemals fleißige oder faule, reiche oder arme, tugendhafte oder ſtrafbare. Alles iſt gut, Alles iſt wie es ſein muß: wiſſet ihr, warum? Weil Alles von einem unfehlbaren Führer, dem Inſtincte, geleitet wird. Wiſſet ihr, was eure Gemeinſchaft ſein würde? Ein Bienenkorb. Wiſſet ihr, was der Menſch, wie ihr ihn machen wollt, ſein würde? Ein Thier, das zu dem Range des dem Inſtincte ſclaviſch unterworfenen Thieres herabgeſunken iſt.

Mit einem Worte, die Freiheit würde fehlen, und die Freiheit beſteht darin, ſich täuſchen zu können, leiden zu können. Irrthum und Wahrheit, Schmerz und Genuß, das iſt die menſchliche Seele!

Die Biene täuſcht ſich nicht; ſie flattert von einem Strauche zum andern, bewegt ſich in der Luft, in dem Lichte, genießt ohne Zweifel, aber ohne die unſerer Natur eigenthümlichen lebhaften Empfindungen; und wenn ſie in ihren Bienenkorb wieder eingetreten iſt, ſich um ſich ſelbſt dreht und mit ihren kleinen Füßchen Kreiſe beſchreibt, ſo irrt ſich dieſe unfehlbare Maſchine eben ſo wenig, wie die von Vaucanſon, weil ihr Vaucanſon Gott ſelbſt iſt. Mit dem Menſchen iſt es ganz anders: ſein Bienenkorb iſt Athen, Rom, Florenz, Venedig, London, Paris. Die Bewegungen, die er machen muß, ſind ganz anderer Art! Er kann nicht von einem Strauche zum andern laufen, ohne Gefahr, zu irren. Er muß die größten und verwickeltſten Beziehungen beurtheilen; er muß durch die feinſten Künſte ſeine Nahrungsmittel hervorbringen; er muß von allen Theilen der Welt die verſchiedenſten Producte herbeiführen, ſich über ihren Werth

nicht täuſchen, ſie zur rechten Zeit und unter vortheilhaften Bedingungen ankommen laſſen. Um ſie aufzuſuchen, muß er den Lauf der Sterne, der Winde, der Jahreszeiten ſtudirt haben; ſie unterweges mit dem Genie eines Ruyter, Jean Bart, eines Nelſon vertheidigen. In allen dieſen Operationen können ſeine Berechnungen richtig oder falſch ſein. Wenn er ſich nicht täuſchen könnte, wenn er mit einem einzigen Blicke ſeines Geiſtes nothwendig und unfehlbar die Wahrheit ſähe, ſo wäre er nicht frei. Er wäre entweder jene Biene, die, auf die kleinen Acte, welche ſie ohne zu irren vollbringt, beſchränkt, eine lebende Maſchine iſt, die von den unfehlbaren Triebfedern der belebten Natur, die man Inſtincte nennt, geleitet wird; er wäre dieſe arbeitſame Fliege, oder Gott, Gott ſelbſt, ſo wie wir ihn zu begreifen uns anſtrengen, welcher in Gegenwart der ewigen Wahrheit ſie unmittelbar und ohne Unterbrechung ſieht; denn er iſt dieſe Wahrheit ſelbſt. Maſchine oder Gott, das wäre das Weſen, welches ſich nicht täuſchte. Der Menſch kann alſo das Wahre ergreifen oder nicht, und darin beſteht ſeine Freiheit: er gelangt dahin durch unausgeſetzte Aufmerkſamkeit, endlich durch die Arbeit.

Das iſt ſein Geiſt, aber noch nicht ſeine ganze Seele. Er braucht mehr als jene Wahrnehmung der Gegenſtände, die darin beſteht, ſie gut oder ſchlecht, ſchnell oder langſam, ſicher oder ungenau zu erkennen; er bedarf der Antriebe. Wenn der Anblick der Dinge ihn gleichgültig ließe, ſo wäre er vielleicht neugierig, aber unthätig. Um zu handeln, bedarf er der Beweggründe zum Handeln. Wenn er ſich den Dingen nähern oder von

ihnen entfernen ſoll, ſo müſſen ſie bedeutend auf ihn einwirken; ſie müſſen ihm viel Wohl oder Wehe verurſachen; darin beſteht ſeine Anziehungskraft. Der Mond, der vermöge der Anziehungskraft ſich um die Erde, und die Erde, die ſich um die Sonne dreht, haben ihre von aller Empfindung freien Beweggründe. Der zu dieſem oder jenem Gegenſtande, zu dieſer oder jener Handlung angetriebene Menſch hat ſeine Anziehungskraft: das Vergnügen oder den Schmerz. Hätte er dieſe Empfindung nicht, ſo wäre er dieſer Mond, dieſe Erde, die, obgleich unendlich mal größer als er, nicht die moraliſche Würde haben, welche er als empfindendes und denkendes Weſen erhält. Damit er ſich bewege, muß er alſo angezogen oder abgeſtoßen werden, genießen oder leiden, je nachdem er in ſeinen Handlungen Erfolg hat oder nicht. Er kann ſich täuſchen, er kann leiden: dies iſt die doppelte Freiheit ſeiner Seele. Stets das Wahre erkennen, ſtets dieſelbe Empfindung haben, und wäre ſie auch angenehm, hieße nicht erkennen, nicht empfinden; das hieße, wenn wir ſehr tief hinabſteigen, Biene, Polyp, Pflanze, Stein werden, und wenn wir noch weiter hinunter ſteigen; in Nichts enden; oder wenn wir die Stufenleiter der Weſen bis in's Unendliche hinaufſteigen, bei Gott anlangen, zu dem Gotte, den wir zu verſtehen ſuchen. Alſo ſich täuſchen zu können, leiden zu können, aber auch das Gegentheil zu können, darin beſteht die Freiheit, das erhebt den Menſchen über das von Inſtincten geleitete Thier, läßt ihn jedoch unter dem Weſen, welches wir zu begreifen uns anſtrengen, indem wir alle Unvollkommenheiten unſerer

beſchränkten Natur von ihm abſondern, und das wir Gott nennen.

Erhabene Seele des Menſchen, ſtumpf= oder hellſehende Seele, die du den Schmerz wie das Vergnügen tief empfindeſt, Fackel, die Gott in uns geſtellt hat, um uns anzuregen und zu leiten, freie Seele, muß man dich denn wie eine läſtige Flamme, die uns ermattet und verzehrt, auslöſchen! Wie! ihr wollt ſie ausblaſen, weil ihr uns dieſe Freiheit rauben und uns zu dem Zuſtande der Biene oder der Ameiſe hinabſinken laſſen wollt! Wie! aus Furcht, ich könnte mich täuſchen, in meinen Berechnungen fehlen, reich oder arm ſein, Kälte, Hunger, Elend erdulden, wollt ihr mich in einen Bienenkorb einſchließen, mir meine Arbeit vorzeichnen, mich nach eurem Geſchmacke nähren und kleiden, meine Stärke, meinen Appetit, mein Genie ermeſſen, mich hier oder dort hinſtellen, mir dieſes oder jenes Studium anweiſen! Und während ihr fürchtet, ich möchte mich täuſchen, während ihr, um dieſe Gefahr zu vermeiden, den Anſpruch macht, über Alles, was mich betrifft, zu verfügen, fürchtet ihr nicht, befangene Geſetzgeber, euch ſelbſt zu täuſchen, indem ihr mir ſo meine Rolle anweiſet, meine Bedürfniſſe beſtimmt und die Befriedigung derſelben übernehmt! Ihr habt euch gewaltig geirrt; inmitten der unermeßlichen Schöpfung habt ihr mich für Etwas genommen, was ich nicht bin; ihr habt mich für den Biber, der da baut, für das Pferd, das man anſpannt, genommen. Aus Furcht, ich möchte fallen, habt ihr mich niedergeworfen; aus Furcht, ich möchte mich verirren, habt ihr mich zum Sclaven gemacht; aus Furcht, ich möchte leiden, habt ihr mir das

Leben genommen, denn indem ihr die Wechſelfälle meines Lebens unterdrücktet, habt ihr mein Leben ſelbſt unterdrückt.

Die alte Geſellſchaft, die ewige Geſellſchaft, welche die Natur geſchaffen hat, behandelt den Menſchen anders. Arbeite, ſpricht ſie zu ihm, arbeite, ſo viel du willſt, ſo viel du kannſt, wie du es verſtehſt, gut oder ſchlecht, mit oder ohne Verſtand, mit den Mitteln, die du bei deiner Geburt empfangen haſt. Was Du gewinnſt, gehört dir. Du biſt alt, arbeite immer fort, denn was du verdienſt, wird deinen Kindern gehören. — Außerdem, daß die Geſellſchaft zum Menſchen ſpricht: arbeite, arbeite unaufhörlich, läßt ſie ihm auch die Wahl der Kunſt, in der er thätig ſein will. Er folgt ſeinem Triebe. Hat er ſich getäuſcht, ſo muß er die Carriere wechſeln und hinabſteigen. Allein dadurch, daß er ſich verſucht, wird er ſich zurechtfinden, und ſobald er die für ihn paſſende Carriere einmal gefunden hat, wird er ſie durchlaufen, wie der Adler die Lüfte durchſchneidet. Hier iſt ein ſchlechter Arzt, der, ohne es zu wiſſen, ein großer Architekt war: er beſinnt ſich, und er baut die Colonnade des Louvre. Dort iſt ein mittelmäßiger Architekt, der die Ueberzeugung gewinnt, daß er für die Waffen geboren ſei: er ergreift dieſen Beruf und gewinnt die Schlacht bei Heliopolis. So arbeitet Jeder eifrig und frei nach ſeiner eigenthümlichen Anlage. Der reich gewordene Vater macht ſeine Kinder reich und bringt ſie eine Stufe höher. Dieſe Kinder leihen die von ihrem Vater erworbenen Kapitalien Anderen, die arbeiten müſſen, ziehen eine Revenue von denſelben und bezahlen damit die feinſten Produkte

der Induſtrie, und die durch die Arbeit Erhobenen belohnen ihrerſeits die Arbeit. Wenn ſie ihres Vaters würdig ſind, bleiben ſie, wo er ſie hingeſtellt hat; ſie ſteigen ſogar höher hinauf; oder aber ſie fallen zurück, werden wieder arm und man ſieht ſie an den Thüren der Paläſte betteln, in welchen ſie ihre Kindheit verlebt hatten. Wie die Arbeit ihres Vaters in ihnen belohnt wurde, ſo wird ihr Müßiggang in ihnen und in ihrer Nachkommenſchaft beſtraft. Es gehen hieraus tauſend moraliſche Kontraſte, ſo wie jene Reihe von Zufällen, die man das Schauſpiel der Welt nennt, hervor. Man ſieht einen auf dem Stroh gebornen Arbeiter auf Seide ruhen; eben ſo ſieht man einen auf Seidenzeugen gebornen Edelmann auf Stroh liegen. Man ſieht Jemanden, der als einfacher Diener in dem Hauſe eines reichen Kindes arbeitete und diente, heut als Beſchützer dieſes einſt hochmüthigen, jetzt gedemüthigten und von dem einſt Verſchmähten unterſtützten Kindes. Man ſieht einen unvermögenden Abentheurer mit den Schätzen Indiens zurückkommen, Wohlthaten ſpenden, und bald darauf ſeine Erben zerſtreut und an dem Nothwendigſten Mangel leidend. Man ſieht nicht blos die Wechſelfälle des Reichthums, ſondern auch die der Macht, denn das launenhafte Schickſal ſpielt mit allen Dingen, mit Schätzen wie mit Kronen. Man ſieht einen Soldaten Fürſt werden, Johann Sforza wird Herzog von Mailand und ſeine Enkel werden von einem Tyrannen vergiftet; ein Artillerie-Offizier wird Herr der Welt, dann auf einer Inſel der freien Luft, der freien Bewegung beraubt, die Mitglieder ſeiner Familie ſind zerſtreut, zuweilen zur Bedürftigkeit verdammt;

man ſieht Prinzen, Erben einer langen Reihe von Königen, geächtet, Schulmeiſter, dann König, dann wieder geächtet werden und in der Verbannung ein Brot eſſen, das kaum ihren Bedürfniſſen genügt. Man ſieht dieſe verwirrten Spiele; tauſend Tugenden, die tauſend Laſtern gegenüber ſtehen, zuweilen engherzige Reiche, zuweilen aber auch Reiche mit einem Herzen voll Güte, welche die Gaben des Glückes um ſich her verbreiten; man ſieht Den, welchem das Glück wohl will, einen Andern, dem es nicht wohl will, für ſeine ungünſtigen Verhältniſſe entſchädigen; überall ſieht man Gegengewichte, die Geſchicklichkeit ſteht der Ungeſchicklichkeit, die Thätigkeit der Trägheit, das Gute dem Böſen gegenüber, und endlich werden die in Thätigkeit geſetzten menſchlichen Kräfte auf den höchſten Punkt der Entwickelung getrieben. Dieſe Zufälle, dieſe ſo ſchneidenden Gegenſätze, dieſe ſo angeregten menſchlichen Kräfte, dieſe Laſter, dieſe Tugenden, dieſe Wohlthaten, dieſe Uebel bilden die menſchliche Freiheit; ſie ſind nicht dem Thiere, ſie ſind nur dem Menſchen eigen.

Fünftes Kapitel.

Vom Communismus in ſeiner Beziehung zur Familie.

Das Eigenthum und die Familie ſind unauflöslich vereint; indem der Communismus das Eine aufhebt, hebt er auch die Andere auf und vernichtet die edelſten Empfindungen der menſchlichen Seele.

Der Communismus vernichtet die Arbeit, unterdrückt die Freiheit und muß, wenn er conſequent iſt, die Familie abſchaffen.

Der Menſch, wie die Natur ihn geſchaffen hat, nicht wie die Sophiſten ihn machen wollen, empfindet das Bedürfniß, auf ſeinem Felde ſeine Wohnung, in ſeiner Wohnung ſeine Familie zu haben. Wenn er aus ſeiner Kindheit in das Alter des Jünglings getreten und ſein Weſen vollendet iſt, heirathet er die Frau, die er erwählt hat oder die ſeine Eltern für ihn gewählt haben. Sie ſchenkt ihm Kinder. Er arbeitet für Frau und Kinder. Er findet ein Vergnügen daran, dieſe Gefährtin, den Gegenſtand ſeiner Liebe, zu ſchmücken; er ſtrengt ſich an, die Kinder, welche ſie ihm gegeben, gut zu erziehen, ſie dieſem oder jenem Berufe zuzuwenden und für ſie, ſei es in der Carriere, die er durchlaufen hat, oder in einer höheren Carriere, Reichthümer und Ehren vorzubereiten. Wenn er dieſes Ziel erreicht hat, wenn er alt iſt, wenn das Leben keine Freude mehr hat, wenn die Liebe eine

erſtickte Gluth iſt, wenn die glücklichen Erfolge ihm nur noch als eine Täuſchung der Erde erſcheinen, lebt er in ſeinen Kindern wieder auf. Die Wünſche, die er nicht mehr hegt, hegt er für ſie. Er iſt glücklich, wenn ſie lieben, wenn ſie Erfolg haben. Als er jung und ſtark war, hat er ihre Kindheit beſchützt; nun, da er alt und ſchwach iſt, wird er in ſeinem Dahinwelken von ihnen beſchützt. Er ſtirbt endlich, nachdem er Kind, Jüngling, reifer Mann, Greis geweſen war, nachdem er von ſeinen Söhnen die Dienſte empfangen hat, die er ihnen geleiſtet, ſtets liebend, ſtets geliebt und bis zu den Pforten des Todes von den Weſen begleitet, denen er das Leben gab. So folgen einander die menſchlichen Generationen Hand an Hand, ſeit dem erſten Menſchen, den die Schrift Adam nennt, bis zu den letzten Abkömmlingen, die mit dem Planeten, welcher uns durch die Gefilde des Unendlichen trägt, wer weiß welches Todes ſterben werden.

Das iſt das Ideal der Familie! wird man mir ſagen. Allein hier iſt ein Menſch, der ſeine Frau unter dem Einfluſſe einer vorübergehenden Neigung gewählt hat. Er liebt ſie nicht mehr oder wird von ihr nicht mehr geliebt. Er hat ſie getäuſcht und iſt endlich ſelbſt von ihr getäuſcht worden. Dieſe eheliche Verbindung iſt eine Tyrannei geworden. Dieſe Kinder hat er vernachläſſigt, oder dieſer ausgezeichnete Vater iſt, nachdem er ihnen alle mögliche Sorgfalt hat angedeihen laſſen, von ihnen undankbar behandelt und im Stich gelaſſen worden.

Ich kenne dieſen bittern Tadel, allein ſchwache Beurtheiler ſind Diejenigen, welche durch derartige zufällige Schwächen der Dinge gegen die Dinge ſelbſt ſich auf-

bringen laſſen. Ich werde dieſe Schwächen ſogleich aus-einanderſetzen. Beweiſen wir, daß das Ideal, welches ich gezeichnet habe, in allen Wechſelfällen der menſchlichen Familie wahr bleibt.

Unter den Thieren kennt der Vater niemals die von ihm abſtammenden Geſchöpfe. Sobald die Mutter ſie zu ſäugen aufgehört hat, oder ſobald ſie, wenn ſie nicht zu den Säugethieren gehört, ihre Kinder allein zu leben gelehrt hat, ſo verläßt ſie ſie, will ſie ſogar nicht mehr ſehen und treibt ſie wie eine läſtige Geſellſchaft aus ihrer Nähe. Die Erziehung hat darin beſtanden, ſie bis zu dem Alter zu führen, in welchem ſie ſich ernähren und vertheidigen können. Dies iſt ein Monat, zwei Monate, ein Jahr vielleicht für Diejenigen, deren Leben am längſten dauert. Dann ſind ſie dem Communismus ergeben. Vater, Mutter und Sprößlinge leben, ohne ſich zu kennen, in einer Vermiſchtheit, gegen welche die Natur bei ihnen keinen Widerwillen zeigt. So iſt die Familie bei den Thieren. Es iſt wahr, ſie haben keine Sorgen, keinen Zwang, keine Verpflichtung, einander zu pflegen, ſobald ſie ſich nicht mehr lieben, keinen Ehebruch ſich vorzuwerfen, keine Vernachläſſigung von Seiten des Vaters, keine Undankbarkeit von Seiten des Kindes zu beweinen; ſie ſind weder ſchlechte Gatten, noch ſchlechte Väter, noch ſchlechte Söhne. Wünſcht man etwa einen ſolchen Zuſtand von Unſchuld, Freiheit und Glück für das menſchliche Geſchlecht? Dieſe Unſchuld, dieſe Freiheit, dieſes Glück ſind die des Thieres. Sobald der Zweck, der Vater und Mutter einmal vereinigt hat, erreicht iſt, was für den Vater die Sache eines Augenblicks, für die Mutter eini-

ger Monate iſt, ſo trennen ſie ſich und die Familie iſt aufgelöſt. Sie hat ſo lange gedauert, als zur Fortpflanzung der Gattung nöthig iſt.

Allein die Erziehung des Menſchen iſt lebenslänglich. Dieſes ſo ſtarke Weſen, das beſtimmt iſt, länger als die meiſten andern Geſchöpfe zu dauern, ein Newton, Racine, Voltaire oder Napoleon zu werden, kann, wenn ſeine Nährung beendet iſt, kaum gehen, würde ſich von einem Hunde umſtoßen, von einem Pferde vernichten laſſet, und wenn es eſſen, gehen und den gefährlichen Hinderniſſen ausweichen kann, würde es ſein Leben in der Geſellſchaft, wo Alles gekauft wird, wo man ſeinen Unterhalt nicht auf den Straßen findet, wie die Thiere ihre Weide auf den Feldern finden, ſein Leben nicht friſten können. Vater und Mutter müſſen ſeinen Lebensunterhalt verdienen. Dann iſt es ein denkendes Weſen; man muß ſeinen Verſtand entwickeln, bilden, es auf den Standpunkt ſeines Berufes, ſeiner Nation, ſeines Jahrhunderts erheben. Steiget noch höher hinauf, und wenn es der Sohn jener großen Familien iſt, welche die Ehre ihres Landes ſind, wenn es der Sohn der Scipionen zu Rom, der Sohn des Hannibal Barcas in dem eiferſüchtigen Carthago iſt, wenn dieſer Sohn eines Tages den Glanz ſeines Namens und den Ruhm ſeines Vaterlandes aufrecht erhalten ſoll, ſo müſſen ihm die erblichen Tugenden, die edlen Paſſionen ſeines Geſchlechtes eingeimpft werden, und dann iſt ein ganzes Leben guter und heroiſcher Muſterbilder nicht zu viel. Iſt es der Sohn eines Jean Bart, ſo muß man ihn auf das Meer zur Seite ſeines Vaters bringen und ihn, wenn er am Tage der Schlacht

beunruhigt ſcheint, an den Maſt des Schiffes feſſeln, welches der heldenmüthige Seemann befehligt. Glaubt ihr, daß die Familie für einen ſolchen Zweck zu lange dauern könne?

Für das Thier iſt die Familie der Schutz der Mutter während des Alters der phyſiſchen Schwäche; für den Menſchen iſt ſie die lebenslängliche Wachſamkeit des Vaters und der Mutter über ſeine Seele, die Fortdauer weiſer Lehren, großer Beiſpiele! Muß man in einer Republik leben, um ſolche Dinge zu ſagen?

Die menſchliche Familie iſt allerdings nicht immer und überall dieſelbe; ſie gelangt eben ſo wenig wie die andern ſocialen Einrichtungen gleich beim Beginn der Geſellſchaft zur Vollkommenheit. Im Zuſtande des Nomadenlebens hat der Mann mehrere Frauen, weil ihm, da er frei unter dem Himmel, auf den großen Weiden der Wüſte, inmitten des Ueberfluſſes an Vieh, lebt, die Exiſtenz leicht wird, und er viele Frauen und viele Kinder ernähren kann. Als Despot, der die Schwäche ſeiner Gefährtinnen noch nicht zu reſpektiren gelernt hat, befriedigt er ſeine Neigung, mehrere Frauen zu haben, fordert von ihnen Treue, die er ſelbſt nicht hält, hat von allen Kinder, die unter einander leben, wie ſie können, und wenn die Eine über die Andere den Sieg davon trägt, läßt er Hagar in die Wüſte gehen und mit Ismael vor Durſt umkommen. Wenn endlich dieſer barbariſche Nomade eines Tages Conſtantinopel erobert, wird er Concubinen zu Hunderten haben, die im Harem nach ſeinen wechſelnden Launen zu leben verdammt ſind,

und die ihm Kinder von allerlei Abkunft geben, die unter einander die blutigen Kriege des Serails führen.

Selbſt in Rom, in dieſem Heiligthume großer und edler, jedoch noch roher Gefühle, beſonders, bevor das Chriſtenthum die Herzen erhoben und zärtlich geſtimmt hatte, war das eheliche Band bei weitem nicht ſo enge, als es geworden iſt. Die Ehe hatte Stufen; von dem Concubinat bis zur definitiven Verbindung gab es vom Geſetze erlaubte und anerkannte Mittelſtufen. Die Eheſcheidung endlich war leicht. Eine Römerin ging oft von einem Hauſe in das andere über. Die Familie beſtand aus dem Vater, und weit weniger aus der Mutter. Ein edler Geſchlechtsſtolz war weit mehr als Zärtlichkeit, das Princip, die Seele der Familie. Dieſer heilige Stolz wurde ſo weit getrieben, daß die Scipionen, als ſie einen ihrer unwürdigen Sohn hatten, den Aemilius Paulus baten, ihnen ein Kind abzutreten, das man Polybius zur Erziehung gab, und das Scipio Aemilianus wurde. Roms auf die Größe der Familien geſtützte Größe beherrſchte die Welt. Allein die Mutter fehlte oft, und die Zärtlichkeit war nicht vorhanden. Die Mutter der Gracchen iſt eine Ausnahme, welche dieſe Wahrheit eher beſtätigt als Lügen ſtraft.

Das Chriſtenthum, welches für die menſchliche Geſellſchaft ſo viel gethan hat, indem es den Menſchen in Schranken hielt, indem es ihn zwang, ſeine Neigungen zu opfern, die Schwäche der Frau, wie die des Sclaven zu reſpectiren, das Chriſtenthum hat die Familie wie ſie iſt, eingeſetzt. Für einen Vater eine Mutter, eine Reihe Kinder. Das iſt die Vollkommenheit dieſer heiligen Ein-

richtung. Ohne Zweifel können der Mann und die Frau in ihren unbeſtändigen Neigungen nicht immer hinreichend in Schranken gehalten werden. Es iſt ſelten, daß ſie ſich von ihrer Jugend bis zum Greiſenalter in gleicher Weiſe lieben; allein mit der Zeit folgt der Liebe die eheliche Zuneigung. Das Weſen, welches ſich während eures ganzen Lebens mit euren Intereſſen verbunden hat, das denſelben Stolz, denſelben Ehrgeiz, daſſelbe Vermögen beſitzt, kann euch niemals gleichgültig ſein, und wenn die äußerſt nahe Berührung Reibungen hervorgebracht hat, ſo beweiſt die Leere, welche ihr an dem Tage, wo dieſes Weſen euch entriſſen wird, empfindet, welchen Platz es in eurer Seele eingenommen hatte. Bleiben nicht übrigens noch die Kinder, für welche die Familien eingerichtet worden ſind? der Gatte und die Gattin, deren gegenſeitige Zuneigung geſchwächt iſt, finden ſich wieder und verſtändigen ſich, ſobald es ſich um dieſe geliebten Weſen, die, wenn das Leben keinen Zweck mehr hat, ihr einziger Zweck ſind, handelt. Sie leiden in ihnen, ſie leiden ſchrecklich, aber ſie leiden noch mehr, wenn ſie keine haben. Wer wollte in der That aus der menſchlichen Seele das ſo bittere und ſo ſüße, ſo wonnige und ſo ſchreckliche Gefühl der Mutterliebe reißen, die bald über die junge Tochter wacht, ihre Sittſamkeit beſchützt, ſie bis zum Hochzeitsbette leitet, ſie liebt, wenn ſie ſchon Mutter geworden iſt, ihre Kinder eben ſo wie ſie ſelbſt liebt; bald dem jungen Manne in ſeiner ſtürmiſchen Carriere ängſtlich folgt, nachdem ſie ihn als Kind und als Jüngling gepflegt, ihn zitternd beim Eintritt in das Leben begleitet, bei ſeinen Unglücksfällen ſchrecklich leidet,

über ſein Glück ſich bis zum Wahnſinn freut? Zuweilen hat dieſe zärtliche Mutter darein gewilligt, ihren Sohn die militairiſche Laufbahn einſchlagen zu ſehen. Sie zitterte, als ſie hörte, daß er ſich am Vorabend einer Schlacht befände. Welche Freude, wenn er dieſe Schlacht überlebt, wenn er in derſelben Ehre errungen hat! O! ohne Zweifel wird ihr Herz grauſam zerriſſen werden, wenn man ihr ſeinen Tod meldet, ſelbſt wenn er auf den dem Feinde entriſſenen Fahnen geſtorben ſein wird; ihr Herz wird zerriſſen ſein, ſie wird ſterben wollen und vielleicht ſterben! Ich gebe zu, daß das Thier, ſelbſt das beſte, der Hund, den ihr liebt, keinen ſolchen Kummer habe. Wollt ihr alſo Thier werden, eurer Seele den Abſchied geben, aufhören, ein freies Geſchöpf zu ſein, das richtig oder falſch denkt, genießt oder leidet, ſelbſt gewaltig leidet! nun dann, reißt euch dieſe Seele aus, fallet auf eure vier Gliedmaaßen, machet aus euren Armen Füße, ſenket die in die Himmel zu blicken beſtimmte Stirn (erectos ad sidera tollere vultus) zur Erde und werdet Thier, um nicht zu leiden.

Die Kinder verurſachen Schmerzen, der Contract genirt, wie die Grenzen des nachbarlichen Feldes demjenigen unbequem ſind, der die Früchte auf demſelben pflücken möchte! Dann geſtehe ich, iſt Nichts folgerechter, als die Grenzen der Familie eben ſo wie die des nachbarlichen Feldes abzuſchaffen. Man wird keine andere Länderei, keine andere Wohnung, keine andere Frau, keine andern Kinder, als die in der Gemeinſchaft haben. Man wird Alles in Pauſch und Bogen lieben, ihm dienen, und viele Schwierigkeiten werden beſeitigt ſein. Der Menſch wird

ſich momentan mit der Frau, die ihm eben gefällt, verbinden, längere oder kürzere Zeit mit ihr zuſammenbleiben, dann, ſobald das Bedürfniß befriedigt, oder die Neigung verſchwunden iſt, ſich entfernen, ſie den Nöthen der Schwangerſchaft, für welche die fürſorgliche Gemeinſchaft Sorge tragen wird, überlaſſen, zuweilen alle Kinder aller Väter und aller Mütter an der gemeinſchaftlichen Krippe beſuchen, ſich bemühen, keins von ihnen zu erkennen, aus Furcht, die Sünde zu begehen, eines beſonders zu lieben, und als Familiengenuß das Vergnügen haben, ſie alle unter dem Flügel der Gemeinſchaft ſich balgen zu ſehen.

Ich weiß wohl, daß viele Gegner des Eigenthums ſich gegen dieſe Schilderung erheben und ſagen, daß dieſe Vermiſchung ſie empöre. Ihr Gefühl kann beſſer ſein, aber ihre Logik iſt ſchlechter.

Der Menſch muß, wie ich bereits geſagt habe, Alles eigenthümlich beſitzen: ſein Feld, auf ſeinem Felde ſeine Wohnung, in ſeiner Wohnung ſeine Frau und ſeine Kinder, oder Nichts; weder das Feld, noch die Wohnung, noch die Frau, noch die Kinder, denn in dem dazwiſchenliegenden Syſteme iſt außer einem falſchen naturwidrigen Principe die gefährlichſte Inconſequenz für das Syſtem, und die grauſamſte für das Individuum enthalten. Verſuchet, wenn ihr könnt, den Menſchen ſich ſelbſt zu entreißen, jene Neigung ſeines Herzens, die ihn antreibt, Alles, was er berührt, materielle, wie moraliſche Dinge ſich anzueignen, zu ertödten, gewöhnt ihn, ſich in die Unermeßlichkeit zu verbreiten, für 36 Mill. Mitbürger zu arbeiten, 18 Mill. Frauen zu lieben, 5—6 Mill. Kindern ſeine Zärtlichkeit zu ſchenken, gewöhnt ihn an

dieſe Ausbreitung ſeines Weſens; wenn ihr aber der Neigung, die ihn ſtets zu ſich ſelbſt zurückführt, geſtattet, ſich nur einigermaßen zu befriedigen, ſo wird dieſe Neigung ſofort ſtärker und unwiderſtehlicher werden. Laſſet ihm in der That ſeine Frau und ſeine Kinder, und ſogleich wird er ihnen das Vermögen der ganzen Gemeinſchaft geben wollen. Unſinnige, die ihr ſeid! Habt ihr nicht begriffen, daß Gott, indem er Raum und Zeit unter die Geſchöpfe des Univerſums vertheilt, indem er ihnen dieſe Domaine des Unendlichen zuertheilt, indem er beſtimmte Weſen geſchaffen hat, die weder den ganzen Raum, noch die ganze Zeit für ſich beſitzen; indem er einen Mond, eine Erde, eine Sonne, und in der Unendlichkeit Tauſende von andern Monden, andern Erden und andern Sonnen geſchaffen hat, von denen jede einen Theil des Raumes, einen Theil der Zeit beſitzt, denn ſie alle fangen an und enden; indem er auf dieſe große, unempfindliche, obgleich von bewegenden Kräften belebte Weſen, andere eben ſo beſtimmte Weſen geſetzt hat, von denen einige wie die Thiere, und unter den Thieren der Menſch empfinden und denken, daß es alſo in dem Principe der Schöpfung ſelbſt liegt, daß dieſe empfindenden und denkenden, ebenfalls von einander getrennten Weſen ihren Theil Raum und Zeit haben; daß eben ſo wie die himmliſchen Körper, auf denen ſie leben, einen Theil der allgemeinen Ausdehnung einnehmen, auch ſie einen Theil dieſer Weltkörper inne haben, daß alſo das Thier ſeine Höhle, der Menſch ſeine Wohnung habe, daß er als ein moraliſches, mit der Fähigkeit zu lieben begabtes Weſen auch liebe und zwar nicht di e Gemeinſchaft, die zu groß für ihn iſt

ſondern einen Theil, denjenigen, welcher in ſeiner Nähe iſt, zuerſt ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Frau, ſeine Kinder, d. h. ſeine Familie, dann ſein Vaterland, und nach ſeinem Vaterlande die Gemeinſchaft von Menſchen, der er angehört, z. B. der chriſtlichen mit Ausſchluß der mohamedaniſchen! Aber merkt ihr denn nicht, daß wenn ihr weiter geht, Unſinn herauskommen wird, da ihr euch in Widerſpruch mit der Natur der Dinge geſetzt haben werdet? Höret ihr nicht die Spötter, die, indem ſie ſich über das banale Wohlwollen luſtig machen, ſagen, daß das menſchliche Geſchlecht lieben ſo viel heiße, als Niemand lieben? Ihr werdet vielleicht antworten, euer Syſtem ſei das der allgemeinen Menſchenliebe, während das alte ſociale Syſtem das des Egoismus ſei. Dieſes alte Syſtem iſt eben ſo wenig das des Egoismus, als die Gravitation ein Egoismus der Planeten iſt. Jeder hat ſeinen Kreis, und in dieſem Kreiſe ſeinen Radius der Anziehung. Der Menſch iſt ein begrenztes Weſen, ſein Herz iſt es ebenſo wie ſein Körper. Man muß ihn ſtufenweiſe von ihm ſelbſt zu ſeiner Familie, von ſeiner Familie zu ſeinem Vaterlande, von ſeinem Vaterlande zur Menſchheit erheben. Auf dieſe Stufen geſtützt, kann er ſich erheben, und er erhebt ſich auch wirklich zur höchſten Liebe. Er liebt zuerſt ſich, dann, indem er ſich vervollkommnet, liebt er ſeine Frau, ſeine Kinder mehr als ſich ſelbſt. Indem er ſich noch weiter vervollkommnet, kommt er zu der Einſicht, daß die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes mit der ſeiner Familie verbunden ſei, und er liebt das Vaterland faſt eben ſo ſehr wie ſeine Familie. Ihr könnet ihn endlich bis zur Liebe der Menſchheit ſelbſt

führen, aber auf den Stufen derſelben göttlichen Leiter, die ihn von ihm ſelbſt zur Familie, zum Vaterlande, zur Menſchheit, zu Gott auffſteigen läßt. Wer fordert, daß er das Ganze vor dem Theile, die Menſchheit vor ſeinem Vaterlande, ſein Vaterland vor ſeiner Familie lieben ſoll, der täuſcht ſich gewaltig über ſeine Natur, über die Richtung der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, die ihn in Bewegung ſetzen. Saget ihm, er ſolle Europa vor Frankreich, Frankreich vor ſeiner Familie lieben, er ſolle für Diejenigen, die ſeinem Herzen am Entfernteſten ſtehen, arbeiten, bevor er für die ihm Nächſtſtehenden gearbeitet hat, und ihr lächerlichen Meiſter werdet nur einen ſpöttiſchen Ungehorſam ernten. Das wäre eben ſo, als wenn ihr den Mond ſich direct um die Sonne drehen laſſen wolltet, ſtatt, daß er ſich zuerſt um die Erde dreht, und im Gefolge dieſer um die Sonne, das gemeinſchaftliche, aber indirecte Centrum ſeiner planetariſchen Exiſtenz. Mit einem Worte, der Menſch als beſchränktes Weſen muß ſich ſtufenweiſe zu allem Dem erheben, worein ihr ihn ſtürzen wollt. Wenn er ſo fortſchreitet, ſteigt er, während er, wenn er den entgegengeſetzten Gang verfolgt, von dem All zu ſich ſelbſt zurückfällt. Ihr blinden Ordner der Dinge, man ſollte ihn ſteigen laſſen, und ihr habet ihn im Gegentheil fallen laſſen!

Sechſtes Kapitel.

Vom Kloſterleben oder von dem gemeinſchaftlichen Leben bei den Chriſten.

Der Communismus iſt im entgegengeſetzten Sinne eine Nachahmung des Kloſterlebens, welches Widerſprüche in ſich ſchließt, die es unmöglich machen.

Es hat indeß ein Beiſpiel gemeinſamen Lebens in der Welt gegeben, von dem ich nicht umhin kann, einige Worte zu erwähnen, um den Unſinn, welchen die traurigen Nachahmer dieſes einzigen Beiſpieles begehen, deutlich zu machen, ich will von dem Kloſterleben bei den Chriſten ſprechen.

Das einzige Weſen in der Schöpfung, das auf ſein eigenes Leben einen Angriff macht, das den Selbſtmord begeht, iſt der Menſch. Es iſt dies die äußerſte Grenze der Freiheit, die Gott mit der Ertheilung des Denkvermögens ihm gegeben hat. Es giebt in der That Augenblicke, in denen das vom Schmerze aufgeregte Denken ſich die Welt falſch ausmalt, nur Leiden in derſelben ſieht, während doch Gott auch Freude in ſie gelegt hat, und wo er eine vorübergehende unheilvolle Lage für dauernd hält, und während auf dieſer beweglichen Scene Alles vorübergeht, das Vergnügen, wie der Schmerz, empört ſich der Gedanke, und den mächtigen Selbſterhaltungstrieb überwindend, drängt er den Menſchen, ſich ein Eiſen in den Buſen zu ſtoßen. Cato, der Cäſars Glück für

ewig hält, tödtet ſich, und kann ſich nicht für den Tag erhalten, wo Brutus und Caſſius die Fahne der römiſchen Freiheit aufpflanzen werden. Trauriger Irrthum eines Augenblickes! Darum richtet auch zweitauſend Jahre ſpäter ein anderer Cäſar, deſſen Glück eben ſo wenig ewig war, aus Schaam, einen Augenblick an den Selbſtmord gedacht zu haben, von der Höhe des Felſens St. Helena folgende tiefſinnige Lehre an Cato: „Hätteſt du in dem Buche des Schickſales leſen können, hätteſt du darin ſehen können, wie Cäſar am Fuße der Bildſäule des Pompejus von 23 Dolchſtichen getroffen ward, wie Cicero noch immer die Rednerbühne behauptete, und ſeine Philippica's gegen Antonius ſchleuderte, würdeſt du dir dann das Herz durchbohrt haben?"

Allein dieſe Lehre wird trotz ihrer Tiefe in Zukunft keinen ruhmreichen Beſiegten, keinen gemeinen Spieler verhindern, ſich ebenfalls einen Dolch in das Herz zu ſtoßen. Das Chriſtenthum, das die menſchliche Natur ſo gründlich kennt, hat an die Stelle dieſes verbrecheriſchen Selbſtmordes einen andern unſchuldigen Selbſtmord geſetzt, der das Geſchöpf nicht vernichtet, ſondern es der Geſellſchaft entreißt, um es dem Wohlthun und dem Gebete zu widmen: dieſer Selbſtmord iſt das Kloſterleben.

In der That iſt das Mönchsleben nichts Anderes, als der an die Stelle des heidniſchen Selbſtmordes eines Cato, Brutus oder Caſſius geſetzte chriſtliche Selbſtmord.

Das Chriſtenthum ergreift den Verzweifelten, der Hand an ſein Leben legen will auf dem Wege zu dieſem Schritte, hält ſeinen Arm feſt, führt, leitet ihn in die Einſamkeit, entreißt ihn dem geräuſchvollen Leben der

Städte, jenen zahlloſen, bald wonnigen, bald ſchmerzlichen Empfindungen, die ihn unaufhörlich beunruhigten, ſperrt ihn in jene ſchweigſamen und traurigen Klöſter, wo er auf einen engen Raum beſchränkt zwiſchen den vier Wänden einer einförmigen Halle aufſteht, betet, arbeitet, ſeine Mahlzeit nimmt, ſich alle Tage zur ſelben Stunde niederlegt, Nichts als die Glocke des Kloſters hört, kein anderes Ereigniß, als den Aufgang und den Untergang der Sonne erlebt, und wo ſeine Leidenſchaft in der erhabenen und ſüßen Einförmigkeit des Gebetes erſtickt wird, das ein kräftiges und einziges Heilmittel gegen moraliſche Aufregung, und fähig iſt, ſelbſt die zarte und leidenſchaftliche Seele einer Heloiſe und einer Lavalliere zu beruhigen. Das Chriſtenthum tödtet die phyſiſchen Leidenſchaften dieſes Verzweifelten durch Entbehrung und durch ein mäßiges Leben; es tödtet ſeine moraliſchen Leidenſchaften durch die Entfernung von der Welt. Und da in dem ödeſten Herzen ein unvertilgbarer Reſt menſchlicher Neigungen verbleibt, die Neigung zur Geſelligkeit, welche zu unterdrücken unmöglich wäre, ſo bewilligt das in ſeinen Blicken ſtets tiefe Chriſtenthum dem Manne die Geſellſchaft des Mannes, der Frau die Geſellſchaft der Frau, hütet ſich, dieſe Weſen, die ſo geneigt ſind, ſich von Neuem zu lieben, zuſammen zu bringen, trennt ſie ſorfältig, und ſo wie es ihren Körpern nur eine mäßige und kärgliche Nahrung gelaſſen hat, die kaum zu ihrer Erhaltung hinreicht, ſo läßt ſie ihrer Seele nur eine kalte und friedliche Freundſchaft, die ſie nicht mehr begeiſtern, aufregen, beunruhigen kann. So führt man ſie bis zu ihrer letzten Stunde zwiſchen Gebet, Betrachtung und Wohlthun, und

man hat den ſchnellen und ſträflichen Tod in einen langſamen, friedlichen und unſchuldigen Tod verwandelt, der mit Handlungen, die der Menſchheit nützlich ſind, verbunden iſt. Aber das Chriſtenthum iſt conſequent geweſen. Es iſt ein Tod, den es an die Stelle eines andern Todes hat ſetzen wollen, ein Grab, welches es errichtet hat, um den Menſchen, der ſich vernichten wollte, hinabſteigen zu laſſen, um ihm zu verhelfen, ſeine letzten Tage ruhig darin zuzubringen. Welche Bedeutung hat für dieſe von der Welt losgemachten Mönche und Nonnen das Vermögen und die Familie? Sie dürfen nicht mehr daran denken, wenn der Wunſch, der ſie veranlaßt hat, ſich in ein Kloſter zu begeben, in ihrem Herzen feſt gewurzelt iſt; wenn hingegen dieſer Wunſch erſchüttert iſt, ſo müſſen ſie das Kloſter verlaſſen; auf der Stelle müſſen ſie bei Strafe der ſchrecklichſten Strafen und des bedauerlichſten Scandals aus dem Grabe ſteigen, in das ſie lebend verſenkt waren.

Die große Geſellſchaft bedarf der ununterbrochenen Arbeit, um zu beſtehen, um ſich dem Elende zu entreißen, welches ſie, wenn ſie ſtille ſteht, bedroht; denn wenn ſie, während die Sonne, der Regen, die Kälte über die Erde hingehen, nicht bereit iſt, im geeigneten Angenblicke die Saat auszuſtreuen, muß ſie im nächſten Jahre Hungers ſterben. Allein die kleinen zur Ausnahme gehörenden Geſellſchaften, welche von dem Chriſtenthum in einigen melancholiſchen und ſanften einſamen Plätzen errichtet ſind, haben nicht nöthig, ſo pünktlich bei der Arbeit zu ſein. Sie müſſen wenig haben, um wenig zu leben. Uebrigens hat ſie die große Geſellſchaft, die dieſe Aus-

nahmen duldet, weil ſie nicht zahlreich ſind, und die für moraliſche Krankheiten eben ſo, wie für die phyſiſchen zu ſorgen ſich bemüht, mit einigen Ländereien, oft ſogar mit reichen Einkünften ausgeſtattet. Was ſchadet es dann, daß die Arbeit dort nur eine mittelmäßige Anregung findet, wenn die große Geſellſchaft ihrer Unthätigkeit durch den Eifer ihrer eigenen Arbeit zur Hülfe kömmt? Die Familie iſt keine Schwierigkeit mehr in dieſen kleinen Geſellſchaften, welche der Tod und nicht das Leben ſind, die weder erzeugen, noch lieben dürfen, die ein augenblicklicher an dem Eingange zur Ewigkeit errichteter Erholungsort ſind, in welchen, wenn man nicht will, daß die Leidenſchaften mit Heftigkeit wieder hervorbrechen ſollen, ſämmtliche Leidenſchaften durch ein unerläßliches, moraliſches Regiment unbedingt und unwiderruflich erſtickt werden müſſen. Wirklich ſchneidet man auch beim Eintritt in dieſelben die ſchönen Haare der Frau ab, und läßt auf dem Geſichte des Mannes einen dichten Bart wachſen; man bedeckt die zarten Schönheiten der einen, die männliche Kraft des andern mit einem ſchweren form- und farbloſen Kleide, welches die Anziehungskräfte, die Gott dieſen Weſen verliehen hat, die geſchaffen ſind, um ſich zu gefallen, ſich anzuziehen, und durch ihre Anziehung ſich zu ergötzen und zu betrüben, verbirgt, verwiſcht und vergeſſen macht. O, das Chriſtenthum iſt conſequent! In dieſem chriſtlichen, an die Stelle des heidniſchen Selbſtmordes geſetzten Tode giebt es wenig Arbeit, wenig Nahrungsmittel und keine Familie. Alles iſt in Uebereinſtimmung, Alles paßt zu einander, und doch! trotz dieſer Vorſichtsmaaßregeln geſchieht es, daß das verzweifelte Herz, wel-

ches geglaubt hatte, der Schmerz dauere ewig in der Welt, und das ſich mit einem Dolche hatte durchbohren, oder ſich in ein Kloſter ſtürzen wollen, daß alſo dieſes über die Dauer menſchlicher Empfindungen getäuſchte Herz plötzlich mit vollem Leben wieder erwacht; und wirklich ſah man einſt dieſe zur größten Strenge verurtheilten religiöſen Häuſer ſich fortwährend ihrer Regel entziehen. Man hatte ihnen die Leidenſchaft zu beſitzen verbieten wollen, und ſie eigeneten ſich unermeßliche Güter an! Man hatte ihnen das Anmuthige des Familienlebens verbieten wollen und ſie überließen ſich beklagenswerthen Ordnungswidrigkeiten! Das geſchah, weil dieſes augenblickliche Gelübde ſich den Geſetzen der Natur zu entziehn, mit der Verzweiflung, oder mit dem vorübergehenden Ekel, welche es veranlaßt hatten, verſchwand, und die Unmöglichkeit der Sclaverei und der Enthaltſamkeit für Geſchöpfe, welche mit allem Feuer zum Leben wieder erwacht ſind, brachen in traurigen Scandälen hervor. Selbſt wenn das Gelübde, ſich nach und nach zu opfern, nur zur Hälfte Lügen geſtraft würde, ſelbſt wenn dieſe Kloſterleute Männer oder Frauen keuſch blieben, ſo fände ſich doch bei ihnen ein Theil des menſchlichen Herzens, welcher ſelten das gegebene Wort gehalten hat, ich meine den Ehrgeiz, jene Leidenſchaft der Herzen, die ſonſt keine andern haben. Dieſe Klöſter waren der Schauplatz ewigen Gezänkes zwiſchen Männern und Frauen, die über das enge und eintönige Reich des Kloſters herrſchen wollten. Die Streitigkeiten zwiſchen den Mönchen und dem Abbee, zwiſchen den Nonnen und der Oberin ererfüllten die Herzen, in welchen man alle andern Leiden-

ſchaften zu erſticken ſich bemüht hatte. Daher hat auch das Chriſtenthum ſelbſt durch den Mund der Hohenprieſter anerkannt, daß nur ſolche Orte zuläſſig wären, in welchen ein ſtrenges, mäßiges Leben die Leidenſchaften des Menſchen vernichtet, und ihn unmerklich dem Tode zuführt, wie die Karthäuſerklöſter, oder die der Wohlthätigkeit gewidmeten Hoſpitäler, in welchen man für die von der menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnittenen Weſen ein Cölibat ſchafft, welches am Bette der Sterbenden, oder am Fuße der Altäre ſo ſehr ausgefüllt wird, daß ſie den Verführungen der Welt entgehen; und doch iſt auch dies nicht immer ohne Ausnahmen!

Das gemeinſchaftliche Leben, die Sclaverei des Kloſters für Geſchöpfe, welche der Erde entſagen, für welche die Regſamkeit der Arbeit, die Genüſſe des Herzens und die Familienliebe keine Bedeutung haben, für welche ſogar alles Dieſes nicht vorhanden ſein darf, war einſt und iſt ausnahmsweiſe auch jetzt noch möglich, wiewohl fürchterlichen Täuſchungen ausgeſetzt. Die Kälte gegen die Arbeit ſtimmt darin mit dem Gelübde der Armuth, die Sclaverei der Regel mit dem Bedürfniſſe der Einförmigkeit, die Abweſenheit der Familie mit der Vernichtung der irdiſchen Neigungen, und beſonders damit überein, daß Andern die Sorge überlaſſen wird, die menſchliche Gattung zu verewigen; denn ehemals vermachte die Tochter eines großen Hauſes, die ſich zum Kloſterleben verdammte, ihrem ältern Bruder, mit ihrem Vermögensantheil den Beruf, die Familie fortzupflanzen. Aber Weſen, die voll Leidenſchaft ſind, voll von dem Verlangen zu genießen, zu lieben, ſich in ihren Kindern

zu überleben, dieſe in die Unthätigkeit, in die Sclaverei des Kloſters ſtürzen wollen, iſt ein lächerlicher Unſinn, den das Chriſtenthum in ſeiner hohen Weisheit nicht begangen hat. Denn ſtatt wie das Chriſtenthum den Tod in das Grab zu verſenken, würdet ihr das Leben hineinverſenken.

Drittes Buch.

Vom Socialismus.

Erſtes Kapitel.

Vom Socialismus.

Die Gegner des Eigenthums, die es nicht immer abſolut zu läugnen wagen, kommen zuletzt, um ſeinen Wirkungen abzuhelfen, auf verſchiedene Syſteme, wie die Aſſociation, die Reciprocität, das Recht auf Arbeit.

Die heutigen Gegner des Eigenthums haben es nicht alle direct angegriffen. Mehrere von ihnen, die es nicht abſolut zu leugnen wagen, haben ſich darauf beſchränkt, die Mittel, ſeine ſogenannten verdrießlichen Folgen zu corrigiren zu erforſchen und vorzuſchlagen, als wenn eine heilige und geweihte Einrichtung, die nichts anderes iſt, als die freie unbegrenzte Entwicklung der menſchlichen Kräfte, die Alles hervorbringen, was ſie hervorbringen können, bald den Reichthum, bald die Mittelmäßigkeit, bald die Armuth, und die in dieſer Hinſicht

ganz ähnlich dem Wachsthume der Wälder ſind, in welchen ſich neben einem ſchwachen oder jungen oder auf einem ſchlechten Boden ſtehenden Baume ein anderer, mittelmäßiger, ſchöner oder ausgezeichneter findet; als wenn eine ſolche Einrichtung, welche nichts weiter iſt, als die befolgte und beachtete Natur ſelbſt, der Entſchuldigungen und Verbeſſerungen bedürfte! So ſind denn auch jene Verbeſſerer der Vorſehung zu Entdeckungen gelangt, die des Zieles, welches ſie ſich vorgeſetzt, würdig ſind.

Das Erſte und das Vernünftigſte, was ſie gethan haben, war, daß ſie ſich unter einander heftig angriffen, ihre Syſteme gegenſeitig mit Verachtung belegten, und unter dem verſtellten Titel „Socialiſten“ über die Communiſten ſelbſt herfielen, die conſequentere Gegner des Eigenthums, und meiner Meinung nach keinesweges unvernünftiger ſind als Diejenigen, welche ſich Socialiſten nennen. Denn ſobald das Eigenthum einmal beſtritten iſt, ſchreiten ſie zu den nothwendigen Conſequenzen und verſetzen den Menſchen in den Zuſtand, in dem er ſich befinden muß, ſobald man das Mein und Dein geläugnet hat, und in die vollſtändige Gemeinſchaft aller moraliſchen und phyſiſchen Genüſſe. Wie dem auch ſei, die Socialiſten, welche die Communiſten ſehr hart behandeln, und ich wiederhole es, auf eine Weiſe, die wenig Achtung für ihre Logik einflößt, haben Jeder beſonders Mittel erſonnen, die Wirkungen des Eigenthums zu verbeſſern, die vielleicht lächerlicher ſind, je weniger ſie abſchreckend ſein wollen. Dieſe Mittel ſind die Aſſociationen, die Reciprocität, das Recht auf Arbeit.

Gewiß der Communismus iſt eine große Kapitalnarrheit, denn er beſteht darin, den Menſchen wie ein Thier zu behandeln, ihn zu nähren und leben zu laſſen, wie ein großer Herr in ſeinem Hundeſtalle ſeine Hunde leben läßt, die er übrigens liebt und nicht unglücklich machen will, ſondern die er nach dem Signale ſeiner Pfeife, welche an dem einen Ende eine Pfeife und an dem andern eine Peitſche iſt, eſſen, herausgehen, laufen und wieder hereintreten läßt. Wenn man aber einmal dem Menſchen ſeine Einzelexiſtenz verwehrt hat, indem man ihm die perſönliche Frucht ſeiner Arbeit ſtreitig macht, was bleibt dann anders übrig, als ihn in ein Ganzes, in eine Gemeinſchaft zu verſchmelzen? Ihm eine eigne Wohnung zu laſſen, damit er daſelbſt Schätze anſammle und das Verbrechen der Sparſamkeit begehe, ihm eine Familie zu laſſen, die er zu lieben verdammt wäre, ohne Etwas für ſie thun zu können, dies wäre die größte Inconſequenz. Das Syſtem iſt unſinnig, ich weiß es, aber es hat wenigſtens den Vorzug der Conſequenz. Man hat ein Ungeheuer geſchaffen, aber die Glieder dieſes Ungeheuers entſprechen einander. Was ſoll man hingegen von Denjenigen ſagen, welche, indem ſie Das, was ſie das Ungeheuer des Communismus nennen, nicht mögen, die alte Geſellſchaft beſtehen laſſen, den einen oder den andern Theil derſelben zu verändern und an deſſen Stelle einen andern zu ſetzen verſuchen, der zu dem andern nicht paßt, und die auf dieſe Weiſe die unzuſammenhängendſte Zuſammenſtellung, die man ſich nur denken kann, bilden?

Man wird aus der einfachen Zergliederung der Syſteme ſehen, ob dieſes Urtheil zu ſtrenge iſt. . . . . .

Die Socialiſten geben, wie ſie ſagen, das Eigenthum zu; aber das Kapital iſt ihrer Meinung nach ein Tyrann, es will ſich dem Arbeiter nicht hergeben, oder es giebt ſich nur unter grauſamen Bedingungen her, unter ſolchen, bei denen der Arbeiter nicht beſtehen kann. Auch giebt es unter den Menſchen eine erſchreckliche Concurrenz. Die Geſellſchaft iſt eine Mördergrube, in der Einer den Andern durch das Beſtreben, mit ihm zu rivaliſiren, zu vernichten ſucht. Eine neue Maſchine, die beſtimmt iſt, die Arbeit zu erleichtern, ſie lohnender und weniger koſtſpielig zu machen, wird eine Waffe, deren man ſich bedient, um ſeine induſtriellen Nebenbuhler zu vernichten. So macht man ſich auf billige Weiſe eine Concurrenz, welche die Lage der Arbeiter unerträglich macht. Man muß, ſagen gewiſſe Socialiſten, die Arbeiter unter einander vereinigen: vereinigt werden ſie das Mittel haben, das Kapital, das ihnen verweigert wird, zu erlangen, ihm die Spitze zu bieten, ſich von ſeinen Forderungen nicht unterdrücken zu laſſen. Außerdem werden ſie in ihren Beſchlüſſen einig werden und dem grauſamen Kriege der Concurrenz ein Ende machen, indem ſie nur verabredete Quantitäten zu verabredeten Preiſen produciren. Es werden dann zwei Uebelſtände zugleich aufhören: die Tyrannei des Kapitals und der brudermörderiſche Krieg der Concurrenz. Das iſt das Syſtem der Aſſociation.

Nein, ſagt ein Anderer, es wäre ein Hirngeſpinnſt, die Concurrenz abzuſchaffen, denn die Concurrenz iſt das Leben ſelbſt. Die Menſchen können nicht arbeiten, ohne ſich Concurrenz zu machen, denn es iſt natürlich, daß

Jeder ſo gut wie möglich zu arbeiten ſucht, und daß ſie ſelbſt ohne es zu wollen, mit einander wetteifern. Es würde für die vereinten Arbeiter eben ſo ſchwierig ſein, Kapital zu erhalten, wie für die einzelnen. Das Uebel liegt wo anders, eben ſo das Heilmittel. Die Kapitalien beſtehen vorzüglich in dem baaren Gelde, in dem Golde. Das Gold iſt es, das ſich Demjenigen entzieht, der es zu ſeinem Leben, zu ſeiner Arbeit bedarf. Das Gold trägt alſo die Schuld. Beſtraft es, indem ihr es unterdrückt. Schaffet ein direktes Auskunftsmittel vermittelſt einer Bank, deren Papier jedem Arbeitsluſtigen bewilligt wird, das ihm alſo nicht, wie das Gold, mangeln wird, und augenblicklich wird eine wunderbare Erſcheinung von Production und Conſumtion daraus hervorgehen, denn es iſt ganz gewiß, daß jeder Menſch fortwährend verbrauchen will. Es würde dann in dem Triebe des Menſchen zum Genuß die Gewißheit eines unendlichen Verbrauchens und auch eine Gewißheit unendlicher Mittel für die Arbeit liegen. Man würde dadurch den menſchlichen Kräften einen ungeheuren Schwung geben, indem man die Kraft zu produciren mit der zu conſumiren in eine unmittelbare Beziehung brächte, und das einzige Hinderniß, welches ſich zwiſchen ſie gedrängt hat, das Gold, beſiegte. Wenn man nun noch alle Löhne und alle Revenuen von Kapitalien herabſetzte, ſo würde man durch Verminderung aller Werthe das Leben noch mehr erleichtern. Das Glück wäre gefunden, wenn das Glück von dieſer Welt iſt, und wenn es wirklich darin beſteht, viel zu arbeiten, viel zu conſumiren, viel zu leben! Es

wäre ohne Widerſpruch gefunden. Dieſes zweite Syſtem iſt das der Reciprocität.

Wieder ein Hirngeſpinnſt! ſagt ein Dritter. Vereinigung, Unterdrückung der Concurrenz und Abſchaffung des baaren Geldes, alles dieſes iſt von gleichem Werth oder Unwerth. Man kann eben ſo wenig die Concurrenz wie das Geld, dieſes nothwendige Austauſchmittel, unterdrücken. Es giebt nur ein Mittel, den ſocialen Leiden ein Ende zu machen, ein einziges, welches direct, zuverläſſig, nicht verderbenbringend iſt, welches keinen Angriff auf das Eigenthum, wie die Menſchen es auffaſſen, macht; es iſt dies das Recht auf Arbeit. Iſt es nicht wahr, daß in dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, wo die Kapitalien Geldmännern gehören, die ſie nach Belieben verleihen oder nicht, wo die Erde Grundſtückbeſitzern gehört, die ſie ebenfalls nach Belieben verpachten oder nicht, aus dieſer Anſammlung aller Dinge in den Händen Einzelner, die ſie oft Denjenigen, welche ihrer bedürfen, verweigern, die Folge entſteht, daß viele Arme unbeſchäftigt bleiben? Iſt demnach nicht auf das Heilmittel hingewieſen? Die Geſellſchaft muß nämlich Denjenigen Arbeit zuſichern, denen es an Arbeit fehlt, und muß ihnen ſolche verſchaffen. Mag nun das Eigenthum etwas Rechtmäßiges ſein oder nicht, unter dieſer Bedingung werden die verdrießlichſten Wirkungen deſſelben wieder gut gemacht, denn wenn der Fall eintritt, wo die Beſitzer beweglicher oder unbeweglicher Kapitalien Dieſen das Geld, Jenen die Erde verweigern, ſo wird es einen ganz geſundenen Kapitaliſten oder Eigenthümer geben, ich meine den Staat, der Denjenigen, denen es an Beſchäf-

tigung mangelt, Beſchäftigung zuſichert. Es ſteht in der That feſt, daß durch einen Univerſal-Kapitaliſten, der ſtets Geld, Beſtellungen und Pachtgüter zu vergeben hätte, die Frage gelöſt werden könnte. Das Glück der Geſellſchaft wäre wieder einmal ſicher geſtellt! Dieſes dritte Syſtem iſt das des Rechtes auf Arbeit.

Dies ſind die drei Syſteme, die nach dem Communismus ſich heut zu Tage den Hoffnungen der Menſchen darbieten. Sie bilden in ihrer Geſammtheit die ſcheinbar gemäßigtere Wiſſenſchaft, die unter dem Titel Socialismus das Eigenthum zu ſchonen ſich den Anſchein giebt. Ich werde in den folgenden Kapiteln die drei von mir vorgeſchlagenen Syſteme prüfen und hoffentlich beweiſen, daß die Aſſociation, die Reciprocität und das Recht auf Arbeit hinſichtlich des Princips dem Communismus gleich-, hinſichtlich der Conſequenz demſelben nachſtehen.

Zweites Kapitel.

Von den ſocialen Leiden.

Welches die wahren ſocialen Leiden ſind, deren Verhütung wünſchenswerth wäre.

Ich ſtelle das Leid, das in unſerer wie in jeder andern Geſellſchaft beſteht, nicht in Abrede; ich kenne es,

es macht mir das Herz bluten, wenn es mir in der Geſtalt jener unglücklichen Arbeiter oder ihrer Frauen entgegentritt, die ihre Hand ausſtrecken, um die Subſiſtenz zu erhalten, welche eine tiefe Erſchütterung ihnen geraubt hat. Es rührt mich tief und ich bin deshalb nicht minder davon bewegt, weil ich keine ehrſüchtige Empfindelei zur Schau trage. Aber welcher Art iſt dieſes Leid? Man muß ſich genau Rechenſchaft darüber geben, um zu beurtheilen, wie ſehr die Mittel, die zur Abſtellung deſſelben erſonnen ſind, in das Reich der Luftgebilde gehören.

Blicken wir auf das Land und auf die Stadt, auf die arbeitenden Klaſſen, die mit ihren Händen arbeiten, auf die Mittelklaſſen, die mit ihrem Körper und ihrem Verſtande zugleich arbeiten, auf die oberſten Klaſſen, die mit ihrem Geiſte allein arbeiten, denn am Ende kann es überall Leiden geben.

Auf dem Lande arbeitet der Bauer, der ſich nicht beklagt und vielleicht der Beklagenswertheſte iſt, ohne Unterlaß, Sommer und Winter, ſtets über die Erde gebeugt, ißt ſchwarzes Brot, zuweilen Kartoffeln oder Kaſtanien, Gemüſe mit etwas Speck und nur ſelten Fleiſch. Als Fußbekleidung trägt er Holzpantoffeln, als ſonſtige Körperbekleidung einen groben, ungewalkten, wollenen Stoff, und es iſt ſelten, daß er von der Wohlhabenheit der Induſtrie unangenehm berührt wird. Sein Leben iſt beſtändig ein hartes; dagegen iſt er nicht, wie der Arbeiter in den Städten, zufälligen Pauſen ausgeſetzt, die von Uebertreibung der Production herrühren. Das Wenige, das er hat, hat er immer. Sein Loos verbeſſert ſich ſogar, aber langſam. Dieſes Loos hat ſich

ſeit zwei Jahrhunderten und beſonders ſeit funfzig Jahren in der That ungemein geändert. Der Bauer wohnt beſſer, iſt beſſer gekleidet und genießt beſſere Nahrung. Unter Ludwig dem Vierzehnten waren zu Ende des Erbfolgekrieges viele durch die Beſteuerung ruinirte Felder verlaſſen; ganze Bevölkerungen flohen und wanderten, Hungers ſterbend, von einer Provinz zur andern. Wir haben nie, ſelbſt nicht zu Ende der langwierigen Kriege des Kaiſerreichs, ſolche Beiſpiele erlebt. Wenn man in unſerer Geſchichte noch weiter hinaufgeht, ſo findet man ganze Generationen durch Theuerungen fortgeriſſen, da die Mittel, ſchlechten Ernten durch die Mannigfaltigkeit des Anbaues abzuhelfen, noch nicht erfunden waren; man findet anſteckende Krankheiten, die mit einem einzigen Schlage ein Fünftel oder ein Viertel der geſammten Bevölkerung wegrafften, wie es noch heute im Orient vorkommt. Unreinlichkeit und Elend waren damals die wirkenden Mittel der Landplage. Es bleibt noch viel und viel zu viel Schlimmes übrig, aber es hat ſich wenigſtens vermindert. Seit dreißig Jahren ſind wir Zeugen einer merklichen Veränderung in dem Anblicke der Felder, wo ſich faſt nirgends mehr Brachfeld zeigt; in dem Anblicke der Städte, wo Pflaſterſteine die feſtgemachte Erde und das Ziegeldach das Strohdach erſetzen. Endlich ſind auch die Löhne, der Ausdruck aller dieſer Veränderungen in den ackerbauenden Provinzen, in denen der Fortſchritt weit deutlicher hervorgetreten iſt, um ein Drittel, und in allen Provinzen um ein Gewiſſes geſtiegen. Mit einem Worte, das Loos des Landmanns iſt hart, beſtändig hart, verbeſſert ſich jedoch, wiewohl

langſam, und iſt nicht den ſchrecklichen Kriſen ausgeſetzt, die man das Feiern nennt, und die oft Völkerſchaften, die ſich der Induſtrie gewidmet haben, betrüben und niederſchlagen.

Der Arbeiter in den Städten iſt in einer andern Lage, die zugleich beſſer und ſchlechter iſt. Die Bewegungen der Induſtrie ſeit funfzig Jahren waren wunderbar. Die mechaniſchen Mittel haben überall die Hand des Menſchen erſetzt. Man hat für die Baumwollen-, Wollen- und neulich auch ſelbſt für die Flachs-Spinnereien, trotz der Ungelehrigkeit dieſes letzteren Stoffes, die Handarbeit durch Maſchinenarbeit erſetzt. Auch die Webekunſt hat ſich vervollkommnet, und man fabrizirt auf mechaniſchem Wege Gewebe, die mit den mannigfaltigſten Deſſins geſchmückt ſind. In dem, durch den Druck bewerkſtelligten Bemalen der Webeſtoffe hat man an die Stelle des Brettes, welches nur durch aufeinanderfolgende Schläge auf die Leinwand gedrückt wurde, die Rolle geſetzt, die ſich unaufhörlich dreht. In der Metallurgie hat man an die Stelle des von der menſchlichen Hand geführten Hammers den Druck der Plattmühle geſetzt. Endlich hat man alle dieſe neuen Maſchinen durch ein neues Bewegungsmittel in Thätigkeit geſetzt, welches in ſeiner Kraft unendlich, in ſeiner Thätigkeit unermüdlich iſt, durch den Dampf. Indem man dieſes Bewegungsmittel auf die Ortsveränderung anwandte, gelangte man dahin, die Meere zu durchſchneiden, ſelbſt indem man gegen den Wind ſegelte, und die Erde mit einer zehnfachen Schnelligkeit zu durcheilen. In Folge dieſer Vervollkommnung entſtand eine große

Preiserhöhung in der Arbeit und eine große Preiserniedrigung in den Erzeugniſſen. Die Arbeiter in der Induſtrie haben eine weit höhere Rolle als die bekommen, welche ſie einſt hatten. Die Ausübung der Kraft iſt den Maſchinen geworden, während die des Verſtandes ihnen vorbehalten blieb. Darum ſind auch ſeit 1814 alle Löhne um ein Viertel, ein Drittel, ſelbſt um die Hälfte geſtiegen. Ueberall, wo die Arbeit nach dem Stücke Eingang fand, hat ſich der Lohn mehr als verdoppelt. Zu gleicher Zeit hat der niedrige Preis der Produkte das Leben des Arbeiters erleichtert. Er kleidet ſich ſo, daß er an gewiſſen Tagen nicht von ſeinem Herrn unterſchieden werden kann, und zu einem geringeren Preiſe, als zur Zeit, wo er eine ſchlechte Kleidung trug. Die Nahrungsmittel ſind allerdings etwas theurer, erſtens weil ſie beſſer geworden ſind, und zweitens, weil der Preis des Fleiſches etwas in die Höhe gegangen iſt. Die Ausgaben für Wohnung, die übrigens bedeutend geſünder geworden iſt, haben ſich ſchon empfindlicher geſteigert. Im Ganzen hat ſich die Lage des Arbeiters in den Städten ſeit 1789 und beſonders ſeit 1814 ſehr gebeſſert. Unglücklicherweiſe ſind ſeine Bedürfniſſe ſchneller als ſeine Hülfsmittel gewachſen. Die Städte, in denen er lebt, haben ihm Genüſſe, an welchen er früher niemals Theil genommen, vor Augen geführt und zu ſeiner Dispoſition geſtellt, und wenn ſeine Mittel ſich vermehrt haben, ſo haben ſich ſeine Anſprüche noch mehr vermehrt. Ich mache ihm dieſe Genüſſe nicht ſtreitig, davor wolle Gott mich bewahren! es freut mich, daß er an denſelben Theil nimmt; aber ich fürchte, daß der Aufenthalt in den Städten, in-

dem er einen Reiz in allen ſeinen Sinnen hervorbrachte, Wünſche anregte, die ſich ſchneller entwickelt haben, als die Mittel, dieſe Wünſche zu befriedigen. Indeſſen, trotz dieſer ewigen Neigung des Menſchen, mehr zu genießen, als er arbeitet, mehr zu wollen, als er vermag, trotz dieſer Neigung würden die Sachen nicht ſchlecht ſtehen, wenn es keine Kriſis gäbe. Aber dieſer große Eifer zu produciren bringt bald bedauernswürdige Reſultate hervor. Man producirt mit ſo vieler Haſt, daß oft zu viel vorhanden iſt, daß dann der Verkauf und mit ihm die Arbeit ſtille ſteht; und da die Einbildung des Menſchen, die ſich mit allen ſeinen Empfindungen verbindet, ſeine Empfindung des Böſen wie des Guten übertreibt, ſo folgt die Uebertreibung der Muthloſigkeit der Uebertreibung des Vertrauens, die Uebertreibung der Unthätigkeit der Uebertreibung des Unternehmungsgeiſtes. Dann ziehen die Kapitalien ſich zurück und wollen ſich nicht hergeben, die Banquerotte brechen hervor, die Fabriken ſchließen ſich, die Arbeiten werden unterbrochen, die Arbeiter, die ſonſt mehr Arbeit hatten, als ſie ausführen konnten, bleiben unbeſchäftigt und betrüben die großen Städte mit ihrer Unthätigkeit und ihren Leiden. Waren ſie ſo klug und vorſichtig geweſen, einige Erſparniſſe in die Sparkaſſen zu legen, ſo vereinigen ſie, indem ſie ihre Gelder zurückziehen, ihre Bedürfniſſe mit den Bedürfniſſen aller Art, welche auf die Finanzen des Staats drücken. Waren ſie unvorſichtig geweſen, ſo ſtrecken ſie die Hand aus, erhalten kaum das Unentbehrlichſte als Almoſen, empören ſich zuweilen und fügen zu einem reinen induſtriellen Ue-

bel ein politiſches Uebel hinzu, das ernſter, dauerhafter und ſchwerer zu heilen iſt.

So hat nun der Arbeiter in den Städten ſehr einbringliche Tage, Tage, in deren er vier bis fünf Mal mehr verdient, als der Landmann, der von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang arbeitet und an eine unendlich härtere Beſchäftigung gebunden iſt. Es giebt aber auch Tage für ihn, an welchem das Leben mit den Bewegungen einer zuſammengeſetzten Geſellſchaft plötzlich ſtille zu ſtehen ſcheint und wo er mit geſchwächten oder gänzlich vernichteten Hülfsmitteln ſich voll erweckter Bedürfniſſe findet.

Wenn man ſich endlich über die Klaſſen, die mit ihren Händen arbeiten, erheben will, trifft man in allen Carrieren Subjekte, die in keiner Glück gemacht haben: die in der Induſtrie ungeſchickte oder unredliche Speculanten, im Juſtizweſen Advokaten ohne Clienten, in der Medizin Aerzte ohne Kranke, in den Wiſſenſchaften Schriftſteller ohne Talent ſind, und die ſämmtlich der Ueberzeugung ſind, daß Diejenigen, welche am Gerichtshofe, in der Medizin oder in den Wiſſenſchaften ihr Glück gemacht, einen unrechtmäßigen Ruf beſitzen; daß Diejenigen, welche den Staat regieren, Verbrecher oder Dummköpfe ſind; daß nur ſie Leute von Genie ſind, die Alles verdienen und Nichts haben, kurz die Opfer einer barbariſchen Geſellſchaft ſind, die ſie im Namen der Geburt, der Gunſt und des Eigenthums unterdrückt. Noch trauriger iſt es, daß man unter dieſen oft junge Leute von wirklichem Talente findet, die jedoch keine Sachkenntniß haben, mit Ungeduld ſich emporſchwingen wollen, die

nicht wiſſen oder nicht glauben wollen, daß die Geſell- ſchaft Allen offen ſteht, daß ſich etwas früher oder ſpäter jedes Talent Bahn bricht, daß zwiſchen dem von der Gunſt unterſtützten und dem von ihr vernachläſſigten Verdienſte nicht einmal ein Unterſchied von einem oder zwei Jahren in dem Datum ihrer Erfolge exiſtirt, denn am Ende macht der weiſe, beſcheidene, bäueriſche Vauban, ein Mann, der am wenigſten für das Glückmachen ge- ſchaffen war, eben ſo gut ſein Glück, als der eitle Sau- ſewind Lafeuillade, ein vom Hofe verwöhntes Kind, und bringt es ſogar ſo weit, daß er Ludwig dem Vierzehnten weit mehr als irgend ein Mann ſeiner Zeit gefällt. Sie wollen es nicht glauben, und aus Mangel an hinreichen- der Geduld, an Vernunft oder Genie machen ſie aus ih- rem Talente eine Brandfackel. Die Arbeiter dieſer letzten Kategorie, die Advokaten ohne Clienten, die Aerzte ohne Patienten, die Schriftſteller ohne Buchhändler, die Staats- männer ohne zu regierende Staaten intereſſiren mich weit weniger, als der Arbeiter in den Fabriken und beſonders als der Landmann; allein auch ſie ſind Arbeiter ohne Arbeit, denn die Arbeit der Hände iſt nicht die einzige, die man in dieſer Welt in Betracht ziehen muß; die Ar- beit des Geiſtes verdient ebenfalls einige Sorgfalt. Glau- bet übrigens nicht, daß ſie nicht einen Theil des ſocialen Leidens begründen; ſie bilden den am wenigſten intereſ- ſanten, aber den gefährlichſten Theil deſſelben. Indem ſie ſich zu Denen, die da leiden, wenden, regen ſie ſie auf, und indem ſie lauter als Jene klagen, machen ſie das gemeinſchaftliche Leiden empfindlicher und unerträglicher.

Wie dem auch ſei, das Leiden exiſtirt, es iſt groß,

es iſt verſchieden, es iſt unbeſtreitbar und zuweilen herzzerreißend. Landleute haben gewöhnlich ein hartes Loos, das weder von einem beſſeren noch ſchlechteren unterbrowen wird, und keinen Troſt einer raſchen Verbeſſerung; Arbeiter in den Städten gehen von einer Erhöhung des Lohnes, der ihre Genußſucht erweckt, zu einem plötzlichen und maaßloſen Elende über; in den höchſten Klaſſen finden wir Schiffbrüche in allen Carrieren, indem die Einen unfähig ſind und ſich nicht nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen wiſſen, die Andern zwar fähig ſind, aber nicht warten können. Die Einen wie die Anderen machen das Gefühl der gemeinſchaftlichen Leiden durch die Ungerechtigkeit, die Schärfe und die Heftigkeit ihrer Klagen lebendiger: das iſt das Leiden. Welche Mittel giebt es gegen dieſes große, beſtimmte Leiden? Ohne Zweifel giebt es welche, aber ſie ſind ſchwierig, von langſamer Wirkung und ſelten nach dem Geſchmacke des Kranken; jedenfalls ſind ſie ſehr verſchieden von denen, welche die ſocialiſtiſchen Philoſophen erfunden haben. Im Folgenden wird man ſich davon überzeugen.

Drittes Kapitel.

Von der Aſſociation und ihrer Anwendung auf die verſchiedenen Arbeiterklaſſen.

Die Aſſociation iſt nur auf einige angehäufte Bevölkerungen anwendbar, nur für ſie allein und unter ihrem Einfluß erfunden.

Prüfen wir das erſte dieſer drei Syſteme, welches man die Aſſociation nennt.

Den Arbeitern auf dem Lande, deren Leben ein ſchweres aber gleichförmiges, und den Arbeitern in den Städten, deren Leben, ohne eben ſo beſchwerlich zu ſein, ſchrecklich ungleich iſt, bietet man was? die Aſſociation der Arbeiter. Sie ſollen ſich unter einander verbinden, dann werden ſie ſich keine Concurrenz machen und ſich die ihnen mangelnden Kapitalien verſchaffen können. Sie werden ſich verbinden! Zuerſt iſt die Frage, welche Arbeiter und wie viele ſollen ſich verbinden? Können ſich die Landleute verbinden? Begreift man, wie ſich in dem jetzigen Zuſtande der Vertheilung unſeres Erdbodens die Landleute unter einander verbinden ſollen, um ihre Ländereien zur Geltung zu bringen? Wie ſollten ſie es anfangen? Auf vier Fünfteln des Territoriums kann kaum eine einzige Familie auf einem Pachtgute leben, und in den meiſten Fällen iſt der Landmann, der den Acker bebaut, ſelbſt Eigenthümer. Die Verbindung wäre alſo unmöglich oder zwecklos. Kann auf den größeren Land-

gütern, wo ein Pächter fünf, ſechs oder acht Leute hält, die er mit Ackern, Unterhaltung des Viehes, mit der Ausführung aller Arten Feldarbeiten beſchäftigt, eine Verbindung unter den fünf, ſechs oder acht Arbeitern ſtattfinden? Man begreift die Verbindung unter mehreren Hundert Arbeitern, man begreift, daß, da die Menge die Vortheile, welche man von dem Syſteme ziehen kann, wenn ſich nämlich einige davon hoffen laſſen, vervielfältigt, ſich gewiſſe Erfolge erlangen laſſen. Was aber ſoll die Verbindung von fünf, ſechs oder acht Aſſocie's gewähren? und dann ſind, ſobald es ſich um ein Landgut handelt, das ſieben oder acht Arbeiter beſchäftigt, beträchtliche Kapitalien nöthig; es ſind Ackergeräthe, Pferde, Heerden, Dünger, endlich ein Fonds von Mitteln in dieſer wie in jeder andern Induſtrie erforderlich, und es iſt nicht ſelten, ein Pachtgut zu ſehen, das für 10 bis 12,000 Fr. vermiethet wird und ein Ausbeutungskapital von 60 bis 80,000 Fr. erfordert. Wer wird das Kapital zu allen dieſen ländlichen Unternehmungen liefern? Etwa der Staat, der die Verpflichtung haben würde, für alle Welt zu ſorgen? Werden in den Weinbergen der Champagne, Bourgogne und Bordeaux, wo ein Feld zuweilen 1 bis 2 Millionen werth iſt, wo man ſogar drei, vier, fünf Ernten angehäuft hat, wo man ſehr oft die Weine alt werden läßt, wo man eben ſo viel und noch mehr ſpeculirt, als man anbaut, die vereinigten Tagelöhner dieſe Speculationen machen? Selbſt wenn man ihnen die nöthigen Kenntniſſe zutraut, werden ſie von dem Staate eine Anleihe von 3 bis 400,000 Francs oder von einem Banquier den Credit erhalten, der für ſolche Unterneh-

mungen unerläßlich iſt? Die Zahlungsfähigkeit eines Pächters iſt eine der erſten ſeiner Vorzüge oder vielmehr ſein hauptſächlichſter Vorzug. Wird man das Vertrauen des Eigenthümers zu Gunſten einer Verbindung von Arbeitern, die keine Verantwortlichkeit übernehmen kann, erzwingen wollen? Oder ſoll etwa der Staat, nachdem er das Kapital geliefert, auch die Caution liefern?

Ich werde ſpäter einige Worte über die Rolle ſprechen, die man dem Staate in dieſen verſchiedenen Erfindungen angewieſen hat; einſtweilen bitte ich zu bemerken daß er ſtets der Deus in machina, der unerſchöpfliche Kapitaliſt iſt, der die Kapitalien liefert, die Verluſte trägt, alle Unfälle abwehrt, für alles Mangelnde ſorgt und endlich die Verpflichtung hat, alle Schwierigkeiten zu löſen. Wir werden, wenn die Zeit dazu gekommen ſein wird, ſeine Ausgaben und ſeine Einnahmen zuſammenzählen und ſehen, ob das Geſchäft, das man für ihn beſtimmt, der Art iſt, daß es eine Dauer haben kann.

Ich habe eine Menge von Schwierigkeiten, von denen eine unlösbarer als die andere iſt, nicht erwähnt. Ich habe z. B. Nichts von den Wäldern geſprochen, wo es weder Pächter, wie in Brie, giebt, noch Tagelöhner, die, wie in Bordeaux, für Rechnung des Eigenthümers arbeiten, und wo es jedes Jahr ein Zwanzigſtel oder Dreißigſtel der zu fällenden Bäume giebt, ohne daß man eine andere Arbeit als die der Bewachung, des Fällens und des Transportes hätte. Habt ihr irgend eine Art von Verbindung, die für dieſe Wälder paßt? Und doch bilden ſie einen beträchtlichen Theil des Erdbodens, und wenn man den Weinſtock hinzurechnet, wenigſtens ein

Viertel des geſammten Ertrages unſeres Ländergebiets. Die Aſſociation iſt alſo hinſichtlich des Ackerbaues nicht ſchwierig, ſondern durchaus unzuläſſig, denn im Allgemeinen iſt das Land ſo getheilt, daß das Zuſammenwirken irgend einer Verbindung von Ausbeutern unnütz gemacht wird, oder daß es von dem Ackerbauer ſelbſt eigenthümlich beſeſſen wird. Auf dem Theile des Erdbodens endlich, wo das Zuſammenwirken einer gewiſſen Anzahl von Armen thunlich wäre, auf den etwas bedeutenden Pachtgütern, müßte man ein Nutzungskapital, das vielleicht mehrere Milliarden betragen kann, liefern, das Vertrauen des Eigenthümers erzwingen, oder den Staatsſchatz für Speculationen in Wein verantwortlich machen. Solche Erfindungen ſind Ueberſpanntheiten, und in einem geſunden Zuſtande der Geiſter würde ſchon die bloße Idee dieſer Erfindungen ihren Urhebern nur eine ungeheure Verſpottung als Empfang bereitet haben.

Ich gebe indeß zu, daß man auf einem neuen Terrain, das man den Ocean vermittelſt der Kapitalien des Staates oder einer ſehr reichen Compagnie entriſſen, wie dies in Holland mit dem Meere von Harlem der Fall iſt, das Geſchäft, einen Theil dieſes Terrains auszubeuten, einer Geſellſchaft von Ackerbauern überlaſſen könnte. Doch müßte man, wenn ſie, um die Aſſociation möglich zu machen, in Gemeinſchaft leben ſollten, darauf verzichten, viele Perſonen zu vereinigen, denn ſonſt wäre das Terrain, das ſie auszubeuten hätten, ſo groß, daß ſie einen großen Theil ihrer Zeit unterweges zubringen müßten, um alle Abend den Mittelpunkt der Colonie zu erreichen. Wie viel Meere von Harlem giebt es übri-

gens in Europa, wie viel Sümpfe in Frankreich auszutrocknen? Man begreift wohl, daß es einige Ackerbau-Colonieen geben kann, die zur Aufnahme unbeſchäftigter Arbeiter beſtimmt ſind, und auf dem Principe der Aſſociation beruhen (ein Princip, das, wie man bald ſehen wird, zum Untergang führt). Aber, wenn man auch einige auf dieſes Princip gegründete Stiftungen der Wohlthätigkeit, deren ſämmtliche Koſten der Staat trägt, begreift, ſo läßt ſich doch nicht denken, wie dieſes Syſtem auf ein großes Land angewandt werden ſoll, in welchem die Erde nach dem Principe der einzelnen, höchſtens von 2 Tagelöhnern unterſtützten Familie längſt vertheilt iſt.

Demnach läßt ſich die Aſſociation nicht auf den Ackerbau, d. h. auf 24 Mill. Arbeiter in Frankreich anwenden. Wie! mit einem Schlage ſollte man den größten, wichtigſten Theil der Bevölkerung, der am andauerndſten leidet, außerhalb des Syſtems ſetzen? Das Syſtem iſt alſo nur für Einige, und für ſie ausſchließlich gemacht? Setzet die Unterſuchung fort, und ihr werdet euch noch mehr davon überzeugen.

In dem größten Theil der andern Gewerbe iſt es eben ſo, denn in den meiſten von ihnen iſt die Arbeit ſo vertheilt, vereinzelt und zufällig, daß ſie ſich weder für eine gemeinſchaftliche Arbeit, noch für genaue Veranſchlagungen, noch für regelmäßige Rechnungsablegungen, wie ſie in einer Verbindung, die eine klare Einſicht in ihre Geſchäfte haben will, nöthig ſind, eignet. Kann z. B. der Handwerker, bei dem ein Möbelhändler einen Tiſch, Stühle beſtellt, oder was häufiger vorkommt, dem dieſer Händler etwas zum Ausbeſſern gegeben hat; der Maurer,

der Tiſchler, die in einem Hauſe dieſe oder jene einzelne Reparatur zu machen haben; der Laſtträger, der Lohnbediente, die euch augenblickliche oder beſtändige, jedenfalls perſönliche Dienſte leiſten, können alle dieſe ihre Anſtrengungen zu einem Werke vereinigen, das eine ſolche Vereinigung gar nicht erfordert? Alle Leute, die in dem Hauſe eines Reichen, oder auch in dem Laden eines Handwerkers um Lohn dienen und ihn auf irgend eine Weiſe unterſtützen, können offenbar nicht aſſociirt ſein, denn es ſind höchſtens zwei oder drei in derſelben Familie, und der Fall, wo ihrer mehr ſind, iſt ſehr ſelten. Geſetzt aber auch, es gäbe in einem reichen Hauſe mehrere Bedienten, in einem Magazin mehrere Ladendiener, was ſollten ſie in die Gemeinſchaft legen? Ihren Lohn, um ſich denſelben nachher kopfweiſe zu theilen? Eben ſo gut wäre es geweſen, dieſe Verwirrung und weitläufige Vertheilung nicht zu veranlaſſen, da der Erfolg ganz gleich ausfallen muß, wenn nicht etwa die Löhne ungleich ſind, in welchem Falle es nicht zu begreifen wäre, weshalb Diejenigen, die einen höhern Lohn haben, ſich mit Denen, die einen geringern haben, verbinden ſollten.

Man ſieht alſo, wie alle Gewerbe ſich für die Aſſociation ungeeignet, und ſich gegen dieſelbe auflehnend zeigen. Dieſes Syſtem bleibt nur für große induſtrielle Etabliſſements, wie Spinnereien, Hammerwerke, Maſchibauten, Bergwerke begreiflich, da ſich in ihnen mehrere hundert Arbeiter vereinigt finden, und man in denſelben auch in Gemeinſchaft arbeitet. Was Etabliſſements dieſer Art betrifft, ſo iſt die Aſſociation für die Aſſocirten nicht minder verderblich, und ein Unrecht gegen den Staat, der

die Verluſte tragen ſoll; aber ſie kann wenigſtens materiell verſucht werden, und ſie iſt es zum großen Nachtheil Derjenigen, die daran dachten, geworden.

Für 34 von den 36 Mill. Franzoſen iſt die Aſſociation ſchon verſuchsweiſe unmöglich, und ſie kann höchſtens zu Gunſten von 1 bis 2 Millionen Arbeitern verſucht werden. Ja in einigen großen Spinnereien, in einigen großen Eiſengießereien, in denen man Dampfmaſchinen fabricirt, in einigen Bergwerken, aus denen man die Steinkohle zieht, auf einigen Eiſenbahnen, wo mehrere tauſend Arbeiter zu demſelben Dienſte vereinigt ſind, in einigen Druckereien, werden die Arbeiter in der Ueberzeugung, daß die Unternehmer, denen ſie dienen, oder die Compagnie, deren Agenten ſie ſind, ſich in große Gewinne theilen, ſich an die Stelle ihrer Herren ſetzen, und von dem Staate, der ihnen ein creditloſes Papier zahlen wird, große Etabliſſements erhalten, und ſich den Gewinn theilen, der immer zweifelhaft, gewiß aber nichtig ſein wird, ſobald dieſe Etabliſſements durch die Geſammtheit geleitet werden; und dies nennt man eine Reform, welche das Loos der arbeitenden Klaſſen ändern ſoll! Es iſt ganz einfach die mehr oder minder gewaltthätige Beſitzergreifung einer gewiſſen Anzahl von Beſitzungen zu Gunſten einiger Tauſend, an verſchiedenen Punkten, und namentlich in großen Städten angehäuften Arbeiter, die eben in ihrer Anhäufung ein Mittel beſitzen, ſich zu empören, und entweder Diejenigen, welche ſie beſchäftigen, oder den Staat ſelbſt in den Zeiten, wo dieſer zu ſchwach iſt, um ſich Achtung zu verſchaffen, zu tyranniſiren. Es iſt nichts Anderes, und man vergeht ſich gegen die Wahrheit, man

täuſcht das Volk, wenn man ihm ſagt, eine ſolche Reform werde in ſeinem Intereſſe vorgenommen. Man hat den Leidenſchaften einer arbeitenden Klaſſe gehorcht, die phyſiſche Gewalt mißbraucht, um ihren Willen, oder vielmehr den Willen der Führer, welche ſie ausbeuten, zu diktiren, indem ſie mehr für dieſe Führer, als für ſich ſelbſt arbeiten, und nicht den dreißigſten Theil der Geſammtbevölkerung des Landes ausmachen. Man hat alſo, indem man dieſer blinden Gewalt nachgab, eben ſo wenig für das Volk gethan, als zur Zeit, da man vor zwei oder drei Jahrhunderten unter dem Einfluſſe einiger hundert Privilegirten, welche den Hof bildeten, regierte. Dabei waren jene Privilegirten weit aufgeklärter in ihrem Egoismus, denn am Ende hat die Commiſſion in Luxemburg Nichts gethan, was auch nur ſo viel werth wäre, als die Regierung Ludwig XIV. oder Ludwig XV. in ihren ſchlechteſten Tagen.

Vier und zwanzig Millionen Ackerbauer führen in Frankreich ein mühſames Leben, drei bis vier Millionen induſtrielle Arbeiter ſind durch Stockungen zuweilen außer Arbeit; das iſt das Uebel, und als Heilmittel wollte man einigen Spinnereien, Mechanikern oder Bergleuten die Etabliſſements, in welchen ſie beſchäftigt waren, überlaſſen, und ihretwegen alle Verhältniſſe der Induſtrie ändern (ich wiederhole es, auf eine für ſie ſelbſt verderbliche Weiſe) und man behauptet, ein Mittel entdeckt zu haben, das Loos des Volkes zu verbeſſern! Man betrügt es, ich wiederhole es fortwährend; der Ort und der Zeitpunkt, wo dieſes Syſtem zu Tage gefördert wurde, beweiſen es klar. Es geſchah zu einer Zeit, wo dieſe an-

gehäuften Arbeiter inmitten einer großen Hauptſtadt, die ſie beherrſchten, zu einer Revolution mitwirkten. Man hat, ihnen ſchmeichelnd, ſich ihrer bedienen wollen; man hat ihnen und ſich ſelbſt viel Unglück verurſacht. Es iſt ein ausſchließendes Unternehmen mit ausſchließenden Abſichten, welches ſo geendet hat, wie alle Verſuche dieſer Art enden müſſen. Es handelt ſich alſo nicht mehr um das Volk, ſondern um einen ſehr kleinen Theil des Volkes, der den unheilvollen Vortheil hatte, vereinigt zu ſein, alſo ſeine Macht fühlen laſſen zu können, und ſie Denjenigen zur Verfügung zu ſtellen, die ſich derſelben für ihre eigenen Zwecke bedienen wollten.

Nachdem nun dieſes Syſtem der Aſſociation auf ſeine wahre Bedeutung zurückgeführt iſt, bleibt noch zu unterſuchen, ob es auch nur für die arbeitenden Klaſſen, auf welche es anwendbar iſt, einen Werth hat.

Viertes Kapitel.

Vom Kapital in dem Syſteme der Aſſociation.

Das Kapital der Aſſociation iſt, wenn es vom Staate geliefert wird, der Maſſe der Steuerpflichtigen ungerechterweiſe entzogen, und wenn es von dem Salaire der Arbeiter zurückgehalten wird, eine unvorſichtige Verwendung ihrer Erſparniſſe.

Vergeſſen wir jetzt alles, was das Syſtem der Aſſociation unter Arbeitern Ausſchließendes, alſo in Wahrheit Unpopuläres hat, und prüfen wir, was es an ſich ſelbſt iſt, ſeinen eigenen Werth, wie beſchränkt auch immer ſeine Anwendung ſein muß.

Dem Anſcheine nach zu urtheilen, kann es nichts Humaneres, Redlicheres und ſelbſt Rührenderes, als den Gedanken dieſes Syſtems geben. Arme Arbeiter mühen ſich vom Morgen bis zum Abend ab, um einen beſtimmten, unwandelbaren, feſtgeſetzten Lohn zu verdienen, wie groß auch immer der Gewinn ſein mag, der durch ihre Anſtrengungen gewonnen wird, und die einem Unternehmer, oder Actionairen, die wenig oder gar nicht arbeiten, von dem Schauplatz der harten Arbeiter entfernt ſind, und ihn zuweilen nicht einmal beſucht haben, große Reichthümer verſchaffen. Weshalb haben die Einen ſo wenig, während ſie ſo viel thun, die Andern ſo viel, während ſie ſo wenig thun? Weil der Unternehmer Credit, und die Actionaire Kapitalien haben. Wenn die Arbeiter das Eine oder das Andere hätten, könnten ſie für ihre

eigene Rechnung ſpeculiren, und ſelbſt den Gewinn ziehen, den ſie Andern verſchaffen. Iſt es nun nicht ganz einfach, daß man ihnen Credit und Kapitalien zuwenden, und ſie von dieſer Abhängigkeit, oder um mich des gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen, von der Tyrannei des Kapitals befreien müſſe? Welches andere Mittel giebt es aber, wenn man nicht, wie es der Communismus offen vorſchlägt, die Kapitalien mit Gewalt nehmen will, welches andere Mittel, als dieſe Kapitalien von Demjenigen zu verlangen, der welche hat, d. h. vom Staate, und auf dieſe Weiſe jede Verbindung von Arbeitern in den Stand zu ſetzen, große Unternehmungen auszuführen? Ich wiederhole es, es giebt nichts ſcheinbar Redlicheres und Humaneres, in Wahrheit aber Ungerechteres und Unſinnigeres.

Vor Allem glaube ich, daß dieſe Unternehmer, dieſe Actionaire keine ſo unbarmherzige Monopoliſten ſind. Wenn die Erſteren ihr Leben, ihr Geld, ihren Credit daran ſetzen, ein großes von ihnen entworfenes, verſuchtes und auf ihre Rechnung und Gefahr fortgeſetztes Unternehmen zu leiten und aufrecht zu erhalten; wenn die Zweiten, nachdem ſie einige Erſparniſſe angehäuft, dieſelben in einer gewagten Operation, wie in Kanal- oder Eiſenbahnbauten wagen, in einer Operation, die ſich ohne ihre Mitwirkung nicht ausführen ließe, und die, wenn ſie nicht gelänge, alle darauf verwendeten Fonds verſchlingen würde, ſo glaube ich, daß weder dieſe Unternehmer, noch dieſe Actionaire die Blutigel der Arbeiter ſind, welche nach freiwilliger Uebereinkunſt bezahlt werden,

und oft mit Löhnen, die drei bis viermal höher, als die der Landleute ſind, welche ferner die Gewißheit haben, in allen Fällen, ſei es, daß die Speculation glücklich oder unglücklich abläuft, bezahlt zu werden. Hierin liegt, ich wiederhole es, keine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit. Aber man will, daß auch die Arbeiter ſelbſt die Gewinne der Unternehmer oder Actionaire erlangen mögen. Wenn dies auf rechtmäßige und practiſche Weiſe ſich thun läßt, ſo giebt es nichts Beſſeres, Nichts, das den Wünſchen ordentlicher Leute mehr entſpräche.

Allein wir wollen ſehen, was daran iſt. Jede kaufmänniſche oder gewerbliche Operation erfordert zwei Dinge: ein Kapital und eine Leitung, die, nachdem die Operation entworfen iſt, ſie lenkt, beſchränkt, oder ausdehnt, ſie zuweilen nach den erſten Gewinnen zu einer außerordentlichen Entwickelung treibt. Es bedarf alſo des Kapitals und der Leitung. Finden wir dieſe in einer Arbeiter-Aſſociation? Das muß unterſucht werden.

Bei jeder Unternehmung muß das Kapital als dem Untergange geweiht betrachtet werden, ſobald die Unternehmung nicht glückt. Nehmen wir an, es handele ſich um eine Kohlengrube, einen Kanal, eine Eiſenbahn; wenn die Kohle nicht von guter Qualität iſt, wenn ſie nicht auf eine billige Weiſe ausgegraben wird, wenn ſie keine Abſatzwege in der Nähe hat; wenn der Kanal, wenn die Eiſenbahn zu große Schwierigkeiten in der Ausführung bieten, wenn ſie durch Ortſchaften gehen, die nicht gern Gebrauch davon machen, ſo werden die Kohlengrube, der Kanal, die Eiſenbahn die erwarteten Gewinne nicht einbringen und auch nicht einmal die Schulden tilgen, welche

für die Ausführung ungenügender Anſchläge aufgenommen worden waren; die Gründer des Unternehmens werden daſſelbe fahren laſſen müſſen, und nur Verluſte und Reue zurückbehalten. Iſt das ein ſo ſeltener Fall? Im Gegentheil, es iſt dies der gewöhnlichſte Fall. Gehen wir nun von den großen Unternehmungen zu geringeren über, zu Spinnereien, zu Schmiede- und Bauwerkſtätten, und ich frage, wie viele ſolche Unternehmungen giebt es, deren Begründer Glück machen? Sehr wenige. Ich habe ſeit 30 Jahren aus Pflicht als Staatsmann, ſo wie aus Neigung als Beobachter den Gang der Induſtrie in Frankreich ſehr aufmerkſam verfolgt; ich kenne die Perſonen ſehr genau, und ich verſichere, daß die unglücklichen Erfolge weit häufiger, als die glücklichen ſind, daß wenn auch eine ziemlich große Anzahl mittlerer Reichthümer entſtanden ſind, ſehr wenig bedeutende ſich gebildet haben, beſonders ſehr wenige, welche ſtarke Kriſen unfehlbar beſtehen konnten. Das Kapital iſt alſo einem häufigen Untergange in kleinen Unternehmungen, welche ein Individuum leiten kann, wie in einer Spinnerei, einer Schmiede, einem Hüttenwerk, und einem höchſt wahrſcheinlichen Untergange in den großen Unternehmungen, welche zahlreiche und mächtige Compagnien erfordern, wie die Bergwerke, die Kanäle, die Eiſenbahnen, preisgegeben. Selbſt die, welche zuletzt Glück machen, machen es nur, nachdem ſie zwei oder drei Compagnieen hintereinander ruinirt haben. Wenn ich die vorzüglichſten franzöſiſchen Etabliſſements anführen wollte, ſo würde ich in dieſem Punkte jeden Gegner zum Schweigen bringen. Wenn alſo das Kapital in dem Falle des Nichtgelingens,

der ein ſehr wahrſcheinlicher Fall iſt, dem Untergange geweiht iſt, ſo muß es Ausſichten auf Gewinn haben, welche zu den Möglichkeiten des Verluſtes im Verhäitniß ſtehen, ſonſt wäre die Induſtrie, was ſie nur zu oft iſt, ein trügeriſches Handwerk. Wenn es ein Unternehmer iſt, der mit ſeinen Kapitalien oder ſeinem Credit, wenn es eine Geſellſchaft von Actionairen iſt, die mit ihren Reichthümern oder Erſparniſſen das Kapital liefert, ſo iſt nichts einfacher. Iſt das Unternehmen ſchlecht, und geht das Kapital verloren, deſto ſchlimmer dann für die Einen, wie für die Andern. Iſt das Unternehmen gut, haben ſie gewonnen, deſto beſſer für ſie; ſie haben Niemandem etwas genommen, ſie haben geerntet, was ſie geſäet hatten. Allein ihr wollt die Arbeiter an ihre Stelle ſetzen; es ſei! Wer wird das Kapital liefern? Die Arbeiter? Sie haben keins. Oder ſollen es, in Ermangelung der Arbeiter, Leihbanken, die zu dieſem Zwecke organiſirt ſind, hergeben? Allein alle Banken, welche induſtriellen Unternehmungen Anleihen bewilligt haben, ſtatt ſich auf das Dicontiren der Wechſel zu beſchränken, was eine begrenzte kurze Zeit dauernde, oft erneuerte Anleihe begründet, deren Gefahren durch ihre Zertheilung neutraliſirt werden, alle dieſe Banken haben ein ſchlechtes Ende genommen, weil die induſtriellen Unternehmungen mit zu vielen Gefahren verbunden ſind, weil die Zahl derjenigen, welche Erfolg haben, im Verhältniß zur Zahl derjenigen, welche mißlingen, ſehr gering iſt, und weil höchſtens die geſammten Gewinne der glückenden die Verluſte der mißlingenden aufwiegen, und weil man, indem man ihnen leiht, ſich zum Aſſocie aller ihrer Ver-

luſte macht, ohne ein Aſſocie aller ihrer Gewinne zu werden. Dadurch erklärt es ſich, warum jede Bank und jedes Bankhaus, die ſich auf das Discontiren beſchränken, Beſtand haben, und die ſchwierigſten Handelskriſen beſtehen, während alle Banken und Bankhäuſer, welche Anleihen an induſtrielle Unternehmungeu gegeben haben, der erſten etwas ſtarken Kriſis unterliegen. Und dabei haben die Banken, die ſo handelten, Anleihen gegeben, die einen ſehr kleinen Theil des Kapitals der Unternehmungen, welche ſie unterſtützen wollten, ausmachten. Man denke ſich nun, was aus einer Bank werden würde, welche das geſammte Kapital einer mehr oder minder großen Anzahl induſtrieller Unternehmungen lieferte! Sie würde in kurzer Zeit zu Grunde gehn, wenn ſie nicht etwa ſich nur an ſehr guten Unternehmungen betheiligte und die Geſammtheit der Gewinne zöge; denn da ſie allen Verluſten ausgeſetzt, und durch das Leihen des geſammten Kapitals der Unternehmer ſelbſt iſt, nicht aber die Leitung des Unternehmens hat, ſo müßte ſie die ganze Ausſicht auf Gewinn haben, oder ſie würde eine Rolle übernehmen, die ſie in's Verderben ſtürzte. Es könnte anders ſein, wenn man annähme, daß die induſtriellen Gewinnſte der Art wären, daß man durch ſie das Kapital zweimal, ſtatt einmal verzinſen könnte; das iſt aber falſch, denn wenn die Gewinnſte der Art wären, daß ſie ein Kapital zweimal befriedigten, ſo würde die Concurrenz ſie ſehr bald vernichtet haben. Wenn es wirklich irgendwo beim Schmieden des Eiſens, beim Spinnen des Flachſes, bei der Fabrikation des Zuckers aus der Runkelrübe einen anſehnlichen Gewinn giebt, ſo

fällt man mit Haſt darüber her, gründet Etabliſſements in Menge, erniedrigt die Preiſe, und erliegt oft dieſer Preiserniedrigung, doch läßt man die Parthie nicht eher im Stich, als bis man nicht einmal die Koſten dabei decken kann. Selbſt wo es ein Monopol giebt, wie bei den Eiſenbahnen, iſt dieſes Monopol niemals der Art, daß es nicht neben ſich die Concurrenz eines Kanals, eines Fluſſes oder ſelbſt des Fuhrwerkes zu ertragen hätte, und man gelangt faſt immer zu der äußerſten Grenze des unerläßlichen Gewinnes, wenn man nicht etwa von einer ganz neuen Induſtrie, oder von einem außerordentlich glücklichen Einfalle ſpricht; und auch in dieſem Falle gehört der Vortheil nur den zuerſt Kommenden.

Es giebt alſo keine doppelte Vergütigung des Kapitals, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man alle Spinnereien, alle Webereien, alle Hüttenwerke und alle Bergwerke beobachtet. Man wird ſich dann thatſächlich überzeugen, daß, wenn dieſer oder jener Fabrikant gute Zeiten hat, er auch ſehr ſchlechte gehabt hat, daß ſich beide ziemlich aufwiegen und daß nur von ſehr vorſichtigen Unternehmern, die ihr Leben lang ſehr fleißig bei der Arbeit waren, bedeutende Reichthümer erworben werden. Wenn man die großen Unternehmungen, wie die Bergwerke, genau betrachtet, und wenn man die guten mit den ſchlechten Speculationen zuſammenwirft, ſo wird man ſehen, daß der mittlere Gewinn noch weit unter dem Gewinne bleibt, der durch das mittelmäßigſte Anlegen von Geldern erlangt wird. Wenn ich die Bergwerke von Aveyron, Alais, Saint-Etienne,

Creuzot und Anzin, die die berühmteſten von allen ſind, als Beiſpiel nehme, und wenn ich mit Rückſichtsnahme auf die ſeit funfzig Jahren verlorenen Kapitalien den durchſchnittlichen Gewinn erforſche, ſo finde ich noch keinen Gewinn von vier Procenten des angelegten Kapitals. Und dies ſind die größten, am ſolideſten begründeten aller Unternehmungen dieſer Art. Diejenigen, welche die Thatſachen nicht kennen, welche Theorieen aufſtellen, ohne zuvor die Natur der Dinge beobachtet zu haben, werden vielleicht ein Geſchrei erheben, wenn ſie dieſe Verſicherung hören, aber ſie wird nur die Unwiſſenden oder die Schwärmer in Staunen ſetzen.

Ich halte es alſo für gewiß, daß, wenn man die Induſtrie im Allgemeinen, nicht in dieſem oder jenem glücklichen Zufalle, betrachtet, ſich keine Gewinne finden, die zu einer doppelten Vergütigung des Kapitals hinreichend wären. Man kann ſich daher keine Leihbank denken, welche induſtriellen Verbindungen das ganze Kapital liefern könnte, ohne den Gewinn und die Leitung dieſer Unternehmungen zu haben. Entweder ſie müßte, da ſie das ganze Kapital liefern ſoll, die Leitung haben und alle Gewinne ziehen, da ſie niemals zu viel ziehen kann, oder ſie würde durch das doppelte Faktum, daß ſie ihre Kapitalien Andern anvertraut, die mit ihrem Gelde ſpekuliren, und daß ſie nur einen Theil des Gewinnes, der ihr mit Recht zuſteht, empfängt, untergehen. Ihr Untergang iſt ſogar gewiß, denn die Kommandite iſt nur ausnahmsweiſe vernünftig, wenn nämlich ein ſehr reicher Kapitaliſt, der Nichts zu verlieren fürchtet, zu Gunſten eines ſehr fähigen und ihm ſehr bekannten Individuums

eine Anleihe hergiebt, und da dieſer doppelte Fall ſelten iſt, ſo nimmt die Kommandite öfterer ein ſchlechtes als ein gutes Ende. Wenn aber die Kommandite nur ausnahmsweiſe zuläſſig iſt, ſo kann man ſich keine ſolche denken, die in der Induſtrie ein allgemeines Faktum werden ſoll, d. h. eine Bank, die das ganze Kapital zu allen Unternehmungen leihen, alle Gefahr übernehmen und weder die Leitung noch den ganzen Gewinn haben ſoll. Wenn Banken, die ſich nur durch theilweiſe Anleihen an induſtriellen Unternehmungen betheiligt haben, zuletzt erlegen ſind, läßt ſich dann wohl eine Bank denken, die das Kapital der meiſten induſtriellen Spekulationen leihen ſoll?

Dieſe Bank wäre toll und von Tollen geleitet; und ich frage, ob Jemand es wagen wollte, eine auf dieſes Prinzip gegründete Bank vorzuſchlagen.

Wem könnte man eine ſolche Spekulation vorſchlagen? dem Staate allein, dem man es zur Pflicht macht, Allem zu genügen. Und unter welchem Titel macht man es ihm zur Pflicht? Unter dem Titel eines Univerſal-Kapitaliſten, der verpflichtet iſt, für alle Welt zu verlieren, und der es kann, weil man annimmt, daß er ſo reich wie die ganze Welt iſt.

Nun ſtelle ich die einfache Frage: Soll der Staat das Kapital für die Begründung aller Induſtrieen oder nur weniger liefern? Wenn er es für alle lieferte, ſo möchte dies weniger ungerecht, obgleich widerſinniger werden. Wenn er es hingegen nur für einige lieferte, ſo entſtünde eine ſchreiende Ungerechtigkeit, und die Sache würde ein Weniges von ihrer Widerſinnigkeit verlieren.

Kann man ſich in der That wohl einen Staat denken, der das Kapital für alle Spekulationen liefert und nicht ſelbſt ſpekulirt? Hinſichtlich der Gefahr würde, wenn er es für alle Erdarbeiten, für den Handel und die Manufaktur lieferte, der Kaufmann ſich nicht über den Manufakturiſten, der Manufakturiſt nicht über den Pächter wegen der Gefahren, die ſie einander bereiten, beklagen können, weil hier eine große Wechſelſeitigkeit vorherrſchte; und doch werden Diejenigen, welche, wie die Ackerbauer, ein weniger gewagtes Geſchäft betreiben, mit Grund ſich beklagen, an dem Looſe Derjenigen betheiligt zu ſein, welche Schiffe nach Indien ſenden oder an der Börſe ſpielen. Da indeß die Gefahr verallgemeinert iſt, ſo könnte man in dieſer ausgedehnteſten Verallgemeinerung eine gewiſſe Ausgleichung, und ſomit eine gewiſſe Gerechtigkeit finden. Ich frage aber, ob man nicht damit die höchſte Thorheit beginge, alle Welt mit dem Kapital eines Andern ſpekuliren zu laſſen und in der Verwendung der Kapitalien die Garantie des perſönlichen Intereſſes zu unterdrücken, eine Garantie, die, wie groß ſie auch ſein mag, kaum hinreichend iſt, da ihr alle Tage Menſchen, die mit ihren eigenen Kapitalien agiren, ſich ruiniren ſeht, weil ſie ſich von ihrer Einbildungskraft beherrſchen und fortreißen laſſen. Was würde erſt geſchehen, wenn ſie mit den Kapitalien eines Andern ſpekulirten? Man würde alſo, um zu einer gewiſſen Gerechtigkeit zu gelangen, zu dem Widerſinnigen gegriffen haben, aber zu etwas Widerſinnigem, das über alle bis jetzt bekannten Verhältniſſe hinausgeht, da es ſich um nichts Geringeres handelt, als die Wachſamkeit des perſönlichen

Intereſſes in der Geſammtheit der menſchlichen Arbeiten zu unterdrücken, und alle Unternehmer mit einem Kapitale ſpekuliren zu laſſen, welches, während es Allen gehört, Niemandem gehören würde.

Wenn es ſich hingegen, und das iſt wirklich der Fall, darum handelt, dieſe Gunſt einem ſehr kleinen Theile von Arbeitern, einigen induſtriellen Zweigen zu bewilligen, deren eigenthümlicher Charakter es iſt, mehrere Hundert Arbeiter in derſelben Werkſtätte zu vereinigen, oh, dann möchte ich fragen, kraft welchen Vorrechtes will man gewiſſen Arbeiterverbindungen zu ſpekuliren geſtatten, und zwar nicht auf ihre eigene Rechnung und Gefahr, ſondern auf Rechnung und Gefahr aller anderen Arbeiterklaſſen, auf Rechnung und Gefahr der Maurer, Tiſchler, Bedienten, Waſſerträger und vorzüglich der Landleute, die gewiß nicht ſpekuliren, denn ihr Lohn iſt ſehr begrenzt, ganz unwandelbar, wie viel Geld auch Andere durch Hämmern des Eiſens oder Fabrizirung von Dampfmaſchinen verdienen! Man will ſtets in dem Staate nicht die Maſſe der Beitragenden, ſondern einige Reiche ſehen, welche, wenn ſie auch alle vereint wären, durch ein gänzliches Aufopfern ihres Vermögens kein Budget zu Stande brächten, und man ſpekulirt da nach Belieben. Man ſagt, daß es nichts Schlimmes ſei, auf ihre Unkoſten armen Arbeitern das Mittel zu verſchaffen, zu einigen Gewinnſten zu gelangen. Allein das iſt eine falſche Annahme. Die Wahrheit iſt, daß die Geſammtheit der Steuerpflichtigen, d. h. 36 Millionen Individuen, einer Million das Mittel, auf ihre Unkoſten mit Baumwolle oder Steinkohlen zu ſpekuliren, liefern würden. Auch auf

dieſe Grenzen beſchränkt, bleibt die Sache, wie man bald ſehen wird, noch immer unſinnig, denn dieſe Million Arbeiter wird, indem ſie Unternehmungen leiten will, Etwas verſuchen, wozu ſie unfähig iſt; vorzüglich aber iſt es eine empörende Ungerechtigkeit gegen die Maſſe der Arbeiter, denn in dieſer Welt muß Jeder auf ſeine eigene Rechnung und Gefahr, nicht auf die Rechnung und Gefahr eines Andern ſpekuliren. Und ich nehme keinen Anſtand, mich unter dieſen Umſtänden an das Gewiſſen der Arbeiter ſelbſt zu wenden und ſie zu fragen, ob ſie es z. B. gerecht finden würden, mit dem Gelde der Andern in die Lotterie zu ſetzen? Die Frage iſt ganz einfach ſo, wie ich ſie hier ſtelle.

Wenn man aber an einen Abzug von dem Lohne der Arbeiter denkt, um für die Gründung des Kapitals zu ſorgen, dann fällt das Widerſinnige und die Ungerechtigkeit auf ſie ſelbſt zurück, was ich bald eben ſo klar zeigen werde.

Im Allgemeinen findet der Arbeiter, wenn die Induſtrie belebt iſt, in ſeinem Lohne das Mittel für ſeinen und ſeiner Familie Unterhalt, für ſeine anſtändigen Vergnügungen und endlich für einige Erſparniſſe für die Zeiten der Arbeitsloſigkeit, der Krankheit und des Alters. Der für die Erſparniſſe beſtimmte Theil dieſes Lohnes könnte allenfalls zur Bildung des Kapitals für Unternehmungen, die auf das Prinzip der Aſſociation gegründet werden, bilden. Allein es bedarf nur eines Blickes, um die gänzliche Unzulänglichkeit dieſer Hülfsquelle zu erkennen. Die Depots der Sparkaſſe betragen in Frankreich gegen 400 Millionen. Unter den Deponirenden

beſteht mehr als die Hälfte aus alten Domeſtiken oder Beamten, und kaum die Hälfte aus Arbeitern, die ſich der Induſtrie gewidmet haben. Es iſt wahr, doß nicht alle Arbeiter deponiren, daß vielleicht nicht ein Drittel oder ein Viertel von ihnen ihr Geld in die Sparkaſſe bringt. Allein ſelbſt wenn man dieſem Umſtande Rechnung trägt und die von ihnen deponirte Summe drei- oder viermal nimmt, will man mit 6 oder 800 Millionen im Stande ſein, das in ſämmtlichen Induſtrieen, in den Spinnereien, Webereien, Metallurgieen, Bergwerken, Eiſenbahnen, Kanälen u. ſ. w. (den Ackerbau laſſe ich wohlverſtanden bei Seite) angelegte Geld zu liefern? Viele Milliarden würden dazu nicht hinreichen.

Die Idee eines Abzuges von den Löhnen, um von demſelben das Kapital der Aſſociationen zu begründen, wäre alſo ein reines Hirngeſpinnſt. Aber ich laſſe es zu, wenn man es will. Dieſer Abzug würde für die Arbeiter eine unwürdige Verwendung ihrer Erſparniſſe ſein. Nichts iſt gewagter, wie ich bereits geſagt habe, wie es Jedem bekannt iſt, Nichts iſt gewagter, als Kapitalien in induſtriellen Unternehmungen anzulegen. Nur reiche Kapitaliſten, die eben durch ihren Reichthum gegen die Folgen falſcher Spekulationen geſchützt ſind, oder Unternehmer, die in ihrer eigenen Wachſamkeit eine Garantie haben, dürfen ſpekuliren. Alle andern Spekulanten ſind unvorſichtige Leute und werden Opfer ihrer Spekulationen. Man zittert, wenn man arme Leute Geſellſchaften, welche große Arbeiten unternehmen, oder Regierungen, welche eine Anleihe machen, ihr Geld übergeben ſieht, und man empfindet einen in der menſchlichen Natur ganz

gegründeten Schrecken, wenn man ſieht, wie ſie die Erſparniſſe ihres ganzen Lebens Abentheurern oder ſchlechten Verwaltungsbeamten anvertrauen. Man hat ſich oft darüber beklagt, daß gewiſſe auswärtige Anleihen auf dem franzöſiſchen Markte öffentlich zugelaſſen, d. h. an der Börſe notirt werden. Und man hat Recht gehabt. Welches Gefühl veranlaßte dieſe Klagen? Das Gefühl der Humanität, weil man es für barbariſch hielt, das Vermögen des Armen unſichern Händen anzuvertrauen. Und man ſollte den Spekulanten jeder Gattung, die wir ſeit einem halben Jahrhunderte die Induſtrie beunruhigen, verwirren, oft entehren ſahen, die Erſparniſſe der arbeitenden Klaſſen anvertrauen! Ohne Zweifel ſind dieſe Spekulanten ſeit funfzig Jahren tollkühner als gewöhnlich geweſen, weil die Erfindung der Dampfkraft die induſtrielle Welt in Gährung gebracht hat. Sie haben agitirt und die Induſtrie vorwärts getrieben, wie es die Miſſion abentheuerlicher Geiſter mit ſich bringt. Allein, wenn ſie ſie vorwärts trieben, mußten ſie es auf ihre eigenen Unkoſten, nur auf ihre eigenen Unkoſten, und nicht auf die der unglücklichen Arbeiter, die ſie beſchäftigten. Ich ſagte bereits in einem früheren Kapitel, daß die angehäuften Kapitalien des Reichen zu gewagten Unternehmungen beſtimmt ſind. Zwei Verbündete, der Reichthum und das Genie, müſſen den Gang der Induſtrie befördern. Die Armuth aber und die Aſſociation eignen ſich nicht für Tollkühnheiten. Die erſte hat Nichts zu verlieren und die zweite hat nie Etwas erfunden. Wie! hätten die tauſend Spinnereien, die tauſend Schmieden, die tauſend Fabriken aller Art, die ſeit dreißig Jahren

unternommen und nach längeren oder kürzeren Verſuchen geſchloſſen und verlaſſen wurden, und den Kapitaliſten, welche Gelder in denſelben angelegt hatten, den Untergang oder Verlegenheiten bereiteten, hätten dieſe Unternehmungen auf Unkoſten der Arbeiter verſucht werden ſollen! Das wäre ein Unglück geweſen und ein Verbrechen, wenn man es geduldet hätte. Verlangt man nicht heute in der That, daß vor allen Andern die Arbeiter im Falle des Nichtgelingens der induſtriellen Unternehmungen bezahlen ſollen?

Man wird vielleicht ſagen, Nichts ſei im Allgemeinen natürlicher, als Kapitalien bei ſich ſelbſt anzulegen und ſein Geld da zu verwenden, wo man ſeine Arbeit verwendet. Das iſt wahr, wenn man das Geld wirklich bei ſich ſelbſt anlegt. Ein Ackerbauer, der ſein Geld, ſtatt es an gewagten Orten anzulegen, auf ſein Land verwendet, ein Kaufmann, der ſeine Gewinne zur Ausbreitung ſeines Handels, nicht aber zum Ankauf induſtrieller Actien verwendet, würde gewiß weiſe handeln. So verhält es ſich aber nicht mit Dem, was man den vereinigten Arbeitern anräth. Man ſchlägt ihnen vor, ihre Erſparniſſe Unternehmungen anzuvertrauen, welche ſie nicht leiten werden, und die zu der Alternative gezwungen ſind, entweder von Niemandem, oder von Direktoren, die nach einer Laune gewählt ſind, geleitet zu werden; kurz, man ſchlägt ihnen vor, ihre Erſparniſſe der Anarchie anzuvertrauen. Alle Welt fürchtet die Anarchie in der Politik und hütet ſich wohl, ihr ſein Geld zu leihen. Ich werde euch bald zeigen, daß die Anarchie in der Induſtrie nicht beſſer iſt und daß es wahrhaft grauſam wäre, ihr das Geld

der Arbeiter zu geben. Dies wird der Gegenſtand des folgenden Kapitels ſein. Ich ſchließe dieſes Kapitel, indem ich die Frage ſo ſtelle:

Entweder der Staat wird das Kapital der auf das Prinzip der Aſſociation gegründeten Induſtriezweige liefern, und dann wird es eine Ungerechtigkeit ſein, einer begünſtigten Klaſſe von Arbeitern zu geſtatten, mit dem Gelde aller andern Arbeiter der Stadt und des Landes zu ſpekuliren;

oder man wird dieſes Kapital durch Abzüge von den Löhnen zu bilden ſuchen, und dann wird die unvorſichtigſte, inhumanſte Verwendung der Erſparniſſe ſtattfinden.

Alſo: eine nicht zu duldende Unvorſichtigkeit in dem erſten Fall, eine barbariſche Unvorſichtigkeit in dem zweiten Fall, das ſind, wie ich gezeigt habe, die Mittel, welche man in dem ſogenannten philantropiſchen Syſteme der Aſſociation anwendet, um ſich das Kapital zu verſchaffen.

Fünftes Kapitel.

Von der Leitung der Unternehmungen in dem Syſteme der Aſſociation.

Die Leitung der Unternehmungen in dem Syſteme der Aſſociation iſt unmöglich, und ſtrebt dahin, an die Stelle des perſönlichen Intereſſes, welches allein der Privatinduſtrie entſpricht, das Princip des allgemeinen Intereſſes zu ſetzen, welches nur auf die Staatsverwaltung anwendbar iſt.

Die Anarchie in einem politiſchen Körper iſt ein großes Uebel. Man fürchtet ſie, man verabſcheut ſie, und mit Recht. Während der Anarchie giebt es weder Ordnung, noch Sicherheit, noch Gerechtigkeit, weder eine gute Verwaltung, noch eine weiſe Sparſamkeit, noch eine öffentliche Macht, noch Größe. Durch ſie gerathen die Staaten in Auflöſung, ſie entwürdigen ſich und gehen unter. Von Cäſar zu Auguſtulus, das iſt ihr Gang. Für mich beſonders, der ich zwei Dinge leidenſchaftlich liebe, die Gerechtigkeit im Innern und die Größe nach Außen, für mich iſt die Anarchie ein Gegenſtand unüberwindlichen Widerwillens.

Allein ſo haſſenswerth ſie auch in dem politiſchen Körper iſt, ſo iſt ſie doch eine natürliche Krankheit dieſes Körpers; ſie iſt in ihm vorhergeſehen, ſie hat in ihm ihre Heilmittel, wie gewiſſe Fieber, die ſich in gewiſſen ungeſunden Orten zuſammenziehen. Man kann daran ſterben, aber man kann auch wieder geneſen. Endlich iſt

ſie im Staate unglücklicherweiſe zu Hauſe, wie die Peſt in Conſtantinopel. Aber begreift ihr die Anarchie in der Induſtrie? Es erregt wohl Betrübniß, doch keine Verwunderung, wenn man Partheien um die Macht ſtreiten, die Republik zerfleiſchen, ſie mit Blut beflecken, an den Rand des Abgrunds führen, ſie dort hineinſtürzen oder zurückhalten ſieht. Es iſt dies das Böſe eines Guten, denn am Ende muß die Macht, um in die Hände der Guten überzugehen, zuweilen das Mißgeſchick erfahren, ſich in den Händen der Schlechten zu befinden. Könnt ihr euch aber in der Manufaktur eine Macht denken, um die geſtritten wird, die von dem Einen zu dem Andern übergeht? Könnt ihr euch den Chef einer Fabrik denken, der von ſeinen Arbeitern erwählt und von den Faulen abgeſetzt oder zu der Leitung der Werkſtätten veranlaßt wird? Könnt ihr euch den Präſidenten einer induſtriellen Republik denken, der, auf ſolche Einflüſſe geſtützt, auf gerechte Weiſe Jedem ſeine Arbeit vorzeichnet, die Löhne nach der Geſchicklichkeit regelt, den Kapitaliſten Vertrauen einflößt, Credit erhält und beſonders Erſparniſſe bewirkt? Könnt ihr euch dieſes Luftgebilde denken, daß die Einheit, die Conſequenz, den Verſtand des perſönlichen Intereſſes in der Leitung eines induſtriellen Unternehmens erſetzt? Man begreift, daß im Staate ſich Jeder in die öffentlichen Angelegenheiten miſcht, denn ſie ſind die Angelegenheiten eines Jeden. Könnt ihr euch aber einige Hundert Arbeiter in einer Fabrik denken, welche über die einzugehenden Verbindlichkeiten, über die zu unterzeichnenden, zu acceptirenden oder zurückzuweiſenden Wechſel, ſo wie über den zu eröffnenden Credit, über die der Fabri-

kation zu gebende Ausbreitung, über die wahrſcheinlichen Chancen des nationalen oder europäiſchen Handels berathſchlagen?

Ohne Zweifel ſieht man zuweilen Actionaire, aber nur einmal im Jahre, ſich über den allgemeinen Gang der Angelegenheiten berathen, ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit auf die Größe oder Geringfügigkeit der Dividenden gründen, einen ſchnellen Blick auf Das, was der Controlle am Meiſten Stoff darbietet, auf das Rechnungsweſen werfen, und in allem Uebrigen ihre Autorität einem Direktor überlaſſen, den ſie nach dem Reſultat, d. h. nach dem erlangten Gewinne, beurtheilen, und mit dem ſie erſt im nächſten Jahre wieder zuſammenkommen. Ein ſolches Verwaltungsſyſtem iſt nur in ſehr großen Unternehmungen unter der Bedingung einer ſehr beſcheidenen und ſehr ſeltenen Intervention der Actionaire, welche, ich wiederhole es, mit der Uebertragung ihrer Autorität auf den gewählten Direktor endet. Könnt ihr euch aber einen Chef einer Werkſtätte vorſtellen, der von den Arbeitern erwählt wird, welchen er Befehle geben ſoll? Wenn man die meiſten unſerer induſtriellen Etabliſſements beobachtet, fällt Eins in die Augen, daß nämlich diejenigen, welche Glück gemacht haben (und dieſe ſind in geringer Anzahl), es der Ueberlegenheit des ſie leitenden Unternehmers verdanken, und zwar nicht blos ſeiner Ueberlegenheit an Verſtand (dieſer Verſtand macht oft nur kühne Unternehmer, die ſich und Andere ruiniren), ſondern einer glücklichen Vereinigung des Verſtandes mit dem Charakter, einer ſeltenen Miſchung von Geiſt, Klugheit und Fleiß. Wenn der Unternehmer nicht zu ſeiner

Erfindungskraft das Maaß und die Folgerechtigkeit in ſeinen Gedanken hinzufügt, verliert er ſelbſt bei ſeinen eminenten Vorzügen und muß ſein erfinderiſches Genie einem Andern, der weniger Kühnheit, aber mehr Weisheit und Liebe zur Arbeit hat, leihen. Wenn die Unternehmer alle dieſe wünſchenswerthen Eigenſchaften beſitzen, müſſen ſie auch eine lange Erfahrung, Bekanntſchaft mit den fremden Märkten, große Verbindungen, Hochachtung, Credit, kurz neben den Vortheilen, die man von der Natur empfängt, auch diejenigen haben, die man nur mit der Zeit erwirbt. Ich habe in der That ſolche Unternehmer geſehen, welche in ihrer Jugend Arbeiter, ſpäter durch ihre natürliche Anlage emporgekommen ſind, die ſo einen allgemeinen Ueberblick mit der praktiſchen Kenntniß ihres Standes vereinigten, und nachdem ſie Reiſen gemacht und die verſchiedenen in Europa gebräuchlichen Handlungsweiſen verglichen hatten, einen ungeheuren Credit genoſſen, unbeſchränkte Herren in ihren Häuſern waren, die ihre Befehle befolgt ſahen, wie Jeder, der nicht von ſeinen Arbeitern abhängt, der ſie nach Belieben annehmen oder entlaſſen kann; ich habe ſolche Unternehmer, deren Genie wenig auffiel, die in der Akademie ſchlecht placirt wären, die jedoch in meinen Augen einen großen Vorzug vor geiſtreichen Leuten haben, geſehen, und die bei allen Vorzügen es dahin brachten, während eines Viertels oder einer Hälfte ihres Lebens reich zu ſein, dann aber plötzlich, weil das Glück, nachdem es ſie lange begünſtigt hatte, ſie verließ, oder weil ihnen die Mäßigkeit in ihren Wünſchen fehlte, oder weil die Eitelkeit, ſich an den Staatsangelegenheiten zu betheiligen,

ſie zu früh befiel, und von ihren Privatgeſchäften abgelenkte, oder endlich, weil es ihrer Nation, eine Regierung zu ſtürzen, gefallen hatte, ihr Vermögen verloren, und in tiefes Elend geriethen. Ich habe Unternehmer, die mit einem wirklichen Genie begabt waren, auf dieſe Weiſe enden ſehen, und man wird mir nicht einreden, daß eine Menge von 5 oder 600 ſich da zu regieren wiſſen und zu glücklichen Erfolgen gelangen wird, wo die vollſtändigſte Einheit des Willens, verbunden mit einer unbeſtreitbaren Fähigkeit und einer großen Erfahrung ſo ſelten glücklich iſt! Nein, ich werde es nicht glauben, was auch ſtudirte Leute, die niemals in eine Fabrik gehen, oder eine Regierung handeln geſehen haben, ſagen mögen. Sie können es hundert und tauſendmal verſichern, mir befehlen, es zu glauben, wie man unter den Römern den Göttern zu opfern oder zu ſterben befahl, ich werde es nicht einräumen.

Wie ſollten übrigens dieſe vereinigten Arbeiter ihre Verwaltung organiſiren? Sollten ſie ſelbſt über die Angelegenheiten der Geſellſchaft, über die Löhne, über die Geſchäftsordnung, über die Production, über die Einkäufe und Verkäufe, über die Contracte beſchließen? Es wäre ſehr grauſam, ſie einer ſolchen Prärogative zu berauben, und es würde nicht der Mühe lohnen, ihre Erſparniſſe in einer Unternehmung angelegt, oder auf ihre Rechnung und Gefahr Anleihen erhoben, oder vom Staate einige Millionen Vorſchuß erhalten zu haben, um einem von ihnen die Löſung aller Fragen, welche ſie in einem ſo hohen Grade intereſſiren müßten, zu überlaſſen, Und auf der andern Seite wäre es ſehr gefährlich, ſehr un-

ſinnig, ihnen die Sorge, die Fragen zu löſen, zu überlaſſen! Wie! ſie ſollten Aſſocies, d. h. Herren geworden ſein, ſie ſollten ihr Geld, oder das, welches man ihnen geliehen hat, in einer Schmiede, oder in einer Maſchinenfabrik angelegt haben, um einem unter ihnen das Recht zu überlaſſen, ſie ſelbſt in Laſtträger, in gewöhnliche Arbeiter, Zuſammenleger, Meiſter, Aufſeher, in Arbeiter, die mit 2 Francs, mit 3 Francs, mit 5 und mit 10 Francs bezahlt werden, zu claſſificiren! Sie ſollten Einem von ihnen das Geſchäft überlaſſen, ſie zu beſtrafen, ſie zu entlaſſen, (Aſſocies zu entlaſſen!), die Arbeitsſtunden feſtzuſetzen, jeden Handel abzuſchließen, den Preis der Einkäufe und Verkäufe zu regeln, zu entſcheiden, ob für dieſes oder jenes Haus gearbeitet werden ſoll; Credit zu bewilligen und zu verlangen; ſie, ſelbſt Herren ſollten einem von ihnen eine ſolche Macht überlaſſen! Geſchieht dies nicht, ſo würden ſie ſich ſelbſt dieſe Macht vorbehalten! Begreift ihr dann, wie 5 oder 600 Arbeiter ſich ſelbſt in gute und ſchlechte Arbeiter claſſificiren, ſich als einen Gerichtshof zu ihrer Beurtheilung conſtituiren und darüber entſcheiden können, ob die Unterſchrift dieſes und jenes Herrn gut, mittelmäßig oder ſchlecht ſei, ob man die Waaren verkaufen oder zurückhalten, die Production verringern oder ausdehnen müſſe? Beide Annahmen ſind ſchwer zuzulaſſen, denn die eine iſt ein untröſtliches Sichbegeben aller Macht, und die andere eine außerordentliche Incompetenz.

Ich erkenne es übrigens an, daß eine Verſammlung von Menſchen, wie ſie ſtets geneigt, ſich aufzulehnen, ganz eben ſo geneigt abzudanken iſt, ſobald der Geſchmack

an Auflehnung bei ihr vorüber iſt. Dieſe Arbeiter würden unter ſich Chefs, und unter dieſen Chefs einen Director ernennen; ich bin geneigt, es zu glauben, aber weshalb ſollte man da nicht einen Herrn haben wollen? Entweder würde dieſer Direktor die Arbeiter beſtrafen, ſie von einer Klaſſe in eine niedrigere verſetzen, endlich entlaſſen können, oder er würde, wenn er es nicht könnte, weder die Quantität, noch die Qualität der Arbeit erlangen, ohne welche kein Erfolg in einem induſtriellen Etabliſſement möglich iſt. Und wenn er es könnte, ſo würde man ſich, ich wiederhole es, einen Herrn gegeben haben, der eben ſo unbeſchränkt wäre, wie es ein Eigenthümer des Etabliſſements nur immer ſein könnte; man würde beſonders die Eigenſchaft als Aſſocie verloren haben, denn es iſt dem Rechte nach unmöglich, daß ein Aſſocie von einem andern geleitet wird. Aber ſiehſt Du denn nicht, wird man mir ſagen, daß, wenn man ſich auch zu Gunſten des Erfolges der Aſſociation einer eben ſo unumſchränkten Autorität, wie die des Eigenthümers iſt, überließe, doch der Vortheil bliebe, bei der Unternehmung intereſſirt zu ſein, und ſich in die Gewinne zu theilen, welche in dem gewöhnlichen Zuſtande dem Eigenthümer allein zu Gute kommen?

Ich habe erſt kürzlich gezeigt, daß man nur dann ein Recht auf die Gewinne hat, wenn man Eigenthümer des ganzen Kapitals oder eines Theiles deſſelben iſt, und wenn man ſich den Chancen des Verluſtes, wie des Gewinnes unterzieht. Ich laſſe jedoch dieſe Erwägung bei Seite, ich nehme an, daß die Arbeiter durch einen Abzug von ihren Löhnen, oder dadurch, daß ſie eine An-

leihe vom Staate erhalten haben, Eigenthümer des Kapitals ſind, und ich frage, ob das eine vernünftige Erfindung iſt, wonach die Induſtrie aus einem Privatunternehmen, das von dem perſönlichen Intereſſe mit allem Eifer, den die Ausſicht ruinirt oder bereichert zu werden, je nachdem man es einrichtet, anregt, geleitet wird, eine Art Adminiſtration, eine Art öffentliches Amt werde, ſo daß der Unternehmer, ſtatt durch einen glücklichen Erfolg, oder durch ein bitteres Mißlingen belohnt zu werden, jedenfalls, was er auch thäte, ſeine Beſoldung, und außerdem noch einen Antheil am Gewinne empfinge, je nachdem das Geſchäft reüſſirte oder mißglückte.

Man würde ſomit in der Induſtrie Verwaltungsbeamte an die Stelle von Eigenthümern, d. h. eine ſehr ſchwache Triebkraft an die Stelle einer ſehr energiſchen geſetzt haben. Die Nothwendigkeit des Auges des Meiſters iſt ein altes Sprüchwort, das wahr iſt und ewig wahr bleiben wird. Privatgeſchäfte bedürfen der Wachſamkeit, der leidenſchaftlichen Aufmerkſamkeit des perſönlichen Intereſſes, nicht aber des geſchwächten Eifers des Geſammtintereſſes. Nun aber würde man mich vergebens zu überreden verſuchen, daß da, wo das perſönliche Intereſſe nur ſo viel grade zu Wege bringt, daß die Induſtrie beſtehen kann, das Geſammtintereſſe die Conſequenz, die Energie, die Kühnheit und die Liebe zur Sache haben kann, durch die man zu einem Erfolge gelangt. Könnt ihr euch die Baumwollen- und Flachsſpinner, die Fabrikanten der gemalten Leinwand, der wollenen Zeuge von Mühlhauſen, von Saint-Quentin, von Lille, von Rouen, von Amiens, die Seidenwaaren-

Fabrikanten von Nimes, von Lyon, von Saint-Etienne, die Schmiedemeiſter von Franche-Comte, von Champagne, Bourgogne, von Berry, die Maſchinen-Fabrikanten von Arras, von Havre, von Paris, alle dieſe Induſtriellen, deren Mühe, Trübſale und Unglücksfälle ihr kennet, die oft nach einer langen Carriere, wenn ſie die ſchlechten Jahre mit den guten zuſammennehmen, ſich glücklich fühlen würden, das Gehalt eines Directors gewonnen zu haben, könnt ihr euch denken, daß ſie, wenn man ſie aus Eigenthümern in Verwaltungsbeamten verwandelte, als ſolche ſo viel gewinnen würden, als ſie nicht einmal in ihrer Eigenſchaft als Herren gewinnen?

Wiſſet ihr, was ich den Arbeitern rathen würde? daß ſie ihr Geld oder das, welches der Staat ihnen geliehen haben möchte, zu nehmen und es nicht in der Fabrik, in welcher ſie aſſocirt wären, ſondern in einer ſolchen, welche einem unbeſchränkten Herren gehörte, deſſen Verdienſt und Redlichkeit ihnen bekannt wäre, anzulegen.

Entweder gar keine Leitung, gar keine Autorität, eine Regierung von 5—600 Individuen, die über Alles entſcheiden, was ſie nicht verſtehn oder eine Leitung in den Händen desjenigen, dem ſie ihre Macht übertragen hätten, und dann wäre der ſehr unzuverläſſige Eifer eines Beamten, der an die Stelle der Allmacht, der unendlichen Thätigkeit, der unaufhörlichen Wachtſamkeit, des perſönlichen Intereſſes geſetzt iſt, die ſeltſame, in der Induſtrie hervorgebrachte Umwälzung.

In großen Unternehmungen, die wie eine Eiſenbahn oder ein Bergwerk, nicht die Sache eines Einzelnen ſein

können, muß es wohl eine ewählte Autorität geben. Man muß dann in der That einen bei der Sache Intereſſirten wählen, der die Leitung für Alle übernimmt. Allein Jedermann weiß, daß dies ein wichtiger Grund des niedrigen Standes der Unternehmungen dieſer Art iſt, daß ſie in den meiſten Fällen durch die Verwaltung zu Grunde gehen, wenn dies nicht durch die Art der Operation geſchieht, und man begreift nicht, wie man, wenn die Höhe des ausgelegten Kapitals nicht zum Aufgeben der Herrſchaft des Privatintereſſes zwingt, daran denken ſollte, ſich ſeiner Vortheile nicht zu bedienen. Endlich hat die Erfahrung, die zuverläſſigſte Richterin in dieſer Gattung, niemals ſeitdem es Handel treibende Nationen giebt ein anderes Anregungsmittel der Bewegmittel der Induſtrie, als das für ſich arbeitende perſönliche Intereſſe gelehrt. Man begreift eine übertragene Autorität für Staatsangelegenheiten, die nicht die Sache eines Einzelnen, ſondern Aller ſind, für die es weniger des Eifers und der leidenſchaftlichen Thätigkeit des Privatintereſſes als der Unpartheilichkeit, der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und des Muthes desjenigen bedarf, welcher von den Geſichtspunkten des allgemeinen Intereſſes geleitet wird; und doch hat man in den ausgebildeten Staatsregierungen eine Art perſönlichen Intereſſes für die Leitung der Staaten, eine Art Auge des Meiſters, nämlich die Verantwortlichkeit des Regierenden erfunden, eine Verantwortlichkeit, durch welche ſein Leben, ſein Ehrgeiz, ſeine Ehre und ſein Ruhm verpfändet ſind! Aber es hieße alle Dinge umkehren, alle Begriffe verwirren, wenn man die Staatsregierung in Privatange-

legenheiten einführen und vielleicht durch den Gegenſchlag ſich der Gefahr ausſetzen wollte, die Leitung der Privatangelegenheiten in der Staatsverwaltung zu finden. Man würde den Manufakturen, um ſie Gewinn bringend zu machen, die Kälte des Beamten, und dem Staate, um ihn zu leiten, den Egoismus des Privatintereſſes gegeben haben. Es geſchieht in der That oft, daß ein Princip, das man nicht an die Stelle ſetzt, wo es hingehört, ſich da feſtſetzt, wo es ſich niemals vorfinden ſollte.

Aber wir haben die beſte, die am wenigſten wahrſcheinliche Chance, nämlich die gänzliche unumſchränkte Ueberweiſung der Autorität des Eigenthümers an einen Director angenommen, was niemals vollkommen geſchehen wird. Mag man ſagen, was man will, dieſe Herren werden ſich keinen Herrn geben, der ſie entlaſſen, und beſonders der ſie hinſichtlich des Lohnes in Klaſſen bringen könnte.

Wie ſollten ſie auch in der That von Jemandem entlaſſen werden können, den ſie ſelbſt zu entlaſſen die Macht haben? Wie ſollte es dieſer erwählte Director anfangen, um mit ihnen die Frage der Löhne zu erledigen? Wird dieſer von ihnen eingeſetzte Meiſter Einen Lohn oder mehrere feſtſtellen? Soll er den Laſtträger, der die Kohlen mit der Schaufel rührt oder der eine ſchwere Laſt auf ſeine Schultern nimmt, eben ſo bezahlen, wie den gewandten Juſtirer, der alle Stücke einer Maſchine zuſammenbringt? Man müßte den Verſtand verloren haben, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Aſſociation einen einzigen geſchickten Arbeiter behalten würde, wenn man ihnen gleichen Lohn gäbe und ihnen einen

Theil der künftigen Gewinne als alleinige Ausſicht zeigte. Wenn er aber, um ſich nach der gewöhnlichen Regel zu richten, ſie ungleich bezahlt, ſo frage ich noch einmal, wie ſoll es dieſer von den Arbeitern erwählte Herr anfangen, um ſie nach Billigkeit und ohne Widerſpruch in die Klaſſe der zu 2 Francs, zu 3 Francs, zu 5 Francs und zu 10 Francs Belohnten einzureihen? Könnt ihr euch dieſe Werkſtätten denken, die mit dem Stillſchweigen, der Pünktlichkeit und der ununterbrochenen Thätigkeit der Maſchinen, deren Hülfe ſie ſich bedienen, gehen müſſen, die nur in ſo weit ſich der Fruchtbarkeit der Natur nähern, als ſie ſich den beiden weſentlichen Eigenſchaften derſelben, der Regelmäßigkeit und der Beſtändigkeit nähern; könnt ihr ſie euch denken, wie ſie in Partheien getheilt ihre Meinung, nicht über die Staatsangelegenheiten, was wenig zu ſagen hat, ſondern über die Angelegenheiten des Hauſes, haben, wie ſie fordern, daß man ſo und ſo viel Stunden und nicht mehr arbeite, daß man ſo und ſo viel Lohn und nicht weniger zahle, und wie ſie jedes Jahr, jeden Monat, jeden Tag ihr Stimmrecht anwenden, um ihren Wunſch zur Geltung zu bringen? Das wäre der unvermeidliche nahe Untergang. Mit der unumſchränkten Autorität des Eigenthümers, mit dem Antrieb des perſönlichen Intereſſes bringt man es eben nur ſo weit, daß die Induſtrie beſtehen kann, und es iſt ſelten, daß ein Manufacturiſt, wenn er die ſchlechten und die guten Jahre zuſammennimmt, mehr als 7 oder 8 Prozent ſeiner angelegten Kapitalien, ſei es als Intereſſen für ſein Geld oder als Belohnung ſeiner perſönlichen Arbeit gewinnt, und bei dieſer Rechnung bleiben kaum 4 bis 5 Pro-

zent für die Kapitalien und 2 bis 3 Prozent für den Unternehmer. Wendet nun auf dieſelben Manufakturen die Verwaltung von Athen, von Rom, von Florenz, von Amſterdam, von Paris ſelbſt an, und ich prophezeihe euch den Ruin ſowohl für die Kapitalien, als für den Unternehmer, und ich gebe den vereinigten Arbeitern wiederholt den bereits angegebenen Rath, ſich ſelbſt, beſonders wenn ſie faul und zänkiſch ſind, und Kabalen und Aufhetzereien mehr als die Arbeit lieben, in den Manufakturen der Aſſociation beſchäftigen zu laſſen, und ihr Geld, wenn ſie einiges geſammelt oder leihweiſe erhalten haben, in andern Unternehmungen anzulegen als die, welche auf ſolche Weiſe geleitet wird.

Ich ſpreche hier übrigens nicht von einem Utopien, um es einem andern Utopien entgegenzuſetzen. Was ich hier ſage, hat drei Monate lang in Paris beſtanden. Der Eigenthümer eines großen, der Fabrikation von Maſchinen gewidmeten Etabliſſements hat ſeine Werkſtätten für eine Zeit lang ſeinen Arbeitern abgetreten, ſo daß für die Gründung des Etabliſſements kein Kapital vorausgabt werden durfte, und man kam überein, daß ihnen die Maſchinen oder die Maſchinenſtücke, welche ſie fabriciren würden, für einen beſtimmten Preis abgekauft werden ſollten. Dieſer Preis wurde durchſchnittlich um 17 Prozent vergrößert. Den vereinigten Arbeitern wurde es überlaſſen, ſich zu regieren, ſich zu belohnen und die Gewinne zu vertheilen. Der Herr hatte ſich nicht darein zu miſchen. Er bezahlte die ausgeführten Stücke und ihre Zuſammenſtellung zu einer Maſchine zu dem feſtge-

ſetzten Preiſe, und natürlich durfte er nur die ausge- führte Arbeit bezahlen.

Die vereinigten Arbeiter blieben wie ſie es früher waren, in verſchiedene Werkſtätten vertheilt (eine ſehr große Erleichterung der Organiſation, da ſie nur in den angenommenen Gewohnheiten verharren durfte); an die Spitze jeder Werkſtätte ſetzten ſie einen Präſidenten und an die Spitze der vereinigten Werkſtätten einen General-Präſidenten. Sie behielten die frühere Eintheilung in Klaſſen hinſichtlich der Löhne bei (wieder eine aus den angenommenen Gewohnheiten entſtandene Erleichterung); nur gaben ſie der letzten Klaſſe, der Klaſſe der Laſtträ-ger drei Francs ſtatt zwei Francs und funfzig Centimes. Hingegen wurde den geſchickten Arbeitern (Marchandeurs genannt), der hohe Lohn, der mit der Arbeit nach dem Stück verbunden war, nicht mehr gezahlt. Dieſe arbeite-ten nun wie alle andern nur nach dem Tage. Da man ſie jedoch einigermaßen befriedigen mußte, ſo bewilligte man ihnen eine Zulage von 50 Centimes, 75 Centimes und zuweilen von einem Francs; dies, verbunden mit dem durchſchnittlichen Lohne von 4 Francs, verſchaffte den Arbeitern, die früher durch die Arbeit nach dem Stück 6, 7 und 8 Francs täglich verdienten, höchſtens 5 Francs. Dieſe Zulagen wurden von den Präſidenten der Werk-ſtätten gewährt. Nachdem man auf dieſe Weiſe den Lohn des Laſtträgers erhöht und den des geſchickten Ar-beiters erniedrigt hatte, trat nach einem Verſuche von drei Monaten Folgendes ein:

Täglich gab es Tumulte in den Werkſtätten. Frei-lich war der Tumult damals allgemein, er war im

Luxemburg und im Stadthauſe nicht geringer als in den Manufacturen. Man gab ſich Raſttage, ſobald es angemeſſen ſchien, an dieſer oder jener Manifeſtation Theil zu nehmen, was übrigens nur den Arbeitern ſelbſt ſchadete, denn der Eigenthümer bezahlte nur die vollbrachte Arbeit. Aber ſelbſt wenn man in der Werkſtätte blieb, wurde wenig gethan, und die mit der Haltung der Ordnung und Ueberwachung der Arbeit beauftragten Präſidenten der Werkſtätten wurden in vierzehn Tagen zwei oder dreimal gewechſelt. Der General-Präſident, der keine Lokal-Polizei in den Werkſtätten ausübte, hatte einen geringen Wechſel in der Gunſt zu erdulden und es wurde mit ihm nur einmal während der Dauer der Aſſociation gewechſelt. Hätte man während der drei Monate des Beſtehens dieſes Regiments wie ſonſt gearbeitet, ſo hätte man die Summe von 367,000 Francs als Arbeitslohn haben müſſen. Man hat jedoch nur 197,000 erlangt, obgleich die Preiſe der ausgeführten Arbeit 17 pCt. erhöht worden waren. Die Haupturſache dieſer geringeren Produktion lag nicht bloß darin, daß man weniger Tage und weniger Stunden als früher bei der Arbeit war, ſondern auch darin, daß die Arbeit ſelbſt wenn man dabei war, weniger rührig vor ſich ging. Diejenigen, welche ſonſt nach dem Stücke arbeiteten und jetzt nur eine unbedeutende Zulage von 50 Centimes oder höchſtens einem Franc hatten, beeiferten ſich nicht ſehr, für die Aſſociation zu arbeiten. Die Leute, die ſie, als ſie nach dem Stücke bezahlt wurden, gewöhnlich mit ſich nahmen, denen ſie eine Zulage bewilligten und die ſie ſelbſt überwachten, wurden nun der faſt nichtigen

Ueberwachung der Präſidenten der Werkſtätten überlaſſen, und von 1500 Arbeitern entfalteten 1000 den Eiſer, von dem man beſeelt iſt, wenn man nicht für ſich arbeitet. Zum Schluß erhielten 100 Laſtträger 50 Centimes mehr auf den Tag, 3 bis 400 Arbeiter erhielten 3 oder 4 Francs wie früher, aber für weniger Tage, weil ſie mehr feierten und endlich wurden die geſchickteſten 1000 Arbeiter, welche ſonſt nach dem Stücke arbeiteten, des Ueberſchuſſes beraubt, den ſie ihren Anſtrengungen verdankten und der ihren Tagelohn auf 7, 8 und 10 Francs gewöhnlich brachte. Darum waren auch die guten Arbeiter entſchloſſen, das Etabliſſemeut zu verlaſſen, und nachdem die, der Aſſociation hewilligten 3 Monate abgelaufen waren, endete ſie ohne Widerſpruch. Sie befand ſich in einer Art Banquerott, denn ſie blieb mehrere Stunden, die nicht bezahlt worden waren, ſchuldig und hatte das kleine Kapital einer Unterſtützungskaſſe, welche vor dieſem philantropiſchen Regimente von dem Eigenthümer des Etabliſſements gegründet worden war, verſchlungen.

Das Reſultat war alſo dies: daß von 1500 Arbeitern 100 Laſtträger täglich 10 Sous mehr bekamen, daß der Lohn von drei bis vierhundert beibehalten und der der tauſend Geſchickteſten vermindert wurde, daß die Geſammtheit in Folge der müßigen Tage, welche 32 Procent an verlorener Zeit betrug, weit ärmer wurde; daß in demſelben Zeitraum für 197,000 Francs ſtatt für 367,000 gearbeitet worden; daß die guten Arbeiter entmuthigt waren, daß die Geſellſchaft nach einem Beſtehen von drei Monaten in ihren Geſchäften zurück war, ob-

gleich ſie ein von dem Eigenthümer vollſtändig eingerichtetes Etabliſſement hatte. Die Urſachen dieſes Reſultats waren die Unordnung, die unzulängliche Autorität, das Gleichmachen der Löhne durch Unterdrückung der Arbeit, mit einem Worte die Aſſociation, die man an die Stelle der unumſchränkten Leitung eines für ſeine Rechnung arbeitenden und mit den Arbeitern nach freiem Willen unterhandelnden Unternehmers geſetzt hatte. Von dieſen verſchiedenen Urſachen giebt es eine, welche weitläufiger entwickelt zu werden verdient, nämlich die Abſchaffung der Arbeit nach dem Stücke die in der Sprache der Werkſtätten gemeinhin unter dem Namen Marchandage (Dingen) bekannt iſt. Wir werden ſehen, daß man die Arbeiter unter dem Vorwande, ſie an den Gewinnſten des Kapitals Theil nehmen zu laſſen, des einzigen Mittels beraubt hat, das ſie befähigte, ſelbſt Unternehmer, Unternehmer ohne Kapitalien zu werden. Dieſe kurze Erörterung wird das, was ich von den Aſſociationen in Bezug auf die Art ihrer Leitung zu ſagen habe, vervollſtändigen.

Sechstes Kapitel.

Von der Arbeit nach dem Stücke.

Durch Abſchaffung der Marchandage hat man das einzige Mittel für die Arbeiter, an den Gewinnſten des Kapitals Theil zu nehmen, vernichtet.

Du willſt alſo, wird man mir ſagen, daß der Arbeiter niemals aus dem Verhältniſſe eines um Lohn Dienenden, eines Sklaven ſeines Herrn, eines von den Gewinnſten des Kapitals ausgeſchloſſenen Proletariers heraustrete!... Dies iſt die Sprache der Socialiſten, wenn man ihnen die Nichtigkeit ihrer Syſteme beweiſt. Ich bitte ſie um Verzeihung, aber die Natur, die geſchickter und nicht weniger human iſt, als ſie, hatte die Menſchen ein Verfahren gelehrt, durch welches die Arbeiter von Genie die erſten Stufen der Leiter des Glückes erſtiegen hatten. Aber man war ſo geiſtreich, dieſes Verfahren zu beſeitigen, und die Leiter zu zerbrechen, oder wenigſtens ſie von den ſchlechten Arbeitern, die niemals die erſte Stufe derſelben erſteigen konnten, zerbrechen zu laſſen. Die Thatſache iſt gewiß, und ich werde den Beweis dafür liefern.

Gewiß, ich für meinen Theil wünſche, daß der Arbeiter, der nur ſeine Arme hat, auch an den Gewinnſten ſeines Herrn Theil nehmen, ebenfalls Kapitaliſt werden, und es zu einem Reichthum bringen könne. Ich glaube nicht, daß er es dadurch kann, daß er ſich an die Stelle

ſeines Herrn ſetzt und ſich mit ſeinen Kameraden verbindet, um mit ihnen eine Geſammtunternehmung zu bilden, der es an Kapital, an Leitung, an allem Dem, was zum Gelingen führt, fehlen wird; aber es giebt für den tüchtigen Arbeiter ein zuverläſſiges Mittel, zu dem vorgeſetzten Ziele zu gelangen, Unternehmer ohne Kapital zu werden, auch ohne das Unbequeme, das mit einer Geſammtunternehmung verbunden iſt. Dieſes Mittel iſt die Arbeit nach dem Stück, das Dingen (Marchandage) das die neuen Freunde der Arbeiter abgeſchafft haben.

Es giebt in der That verſtändige und thätige Arbeiter, welche beſſer und mehr als andere arbeiten, welche in einem Tage zwei- bis dreimal mehr Sachen verfertigen, als ihre Kameraden, und hinſichtlich der Vollkommenheit mehr als irgend einer von ihnen leiſten. Dieſe verdienen gewiß ausgezeichnet und ermuthigt zu werden. Man kann ihnen indeß nicht das Kreuz der Ehrenlegion geben, das man ihnen für den Tag aufbewahren muß, wo ſie die Etſch oder den Rhein überſchreiten werden, das übrigens nicht ausreichen würde, denn man müßte in einer Werkſtätte von tauſend Arbeitern Hunderte von Decorationen haben, während man in der Armee drei oder vier für ein Regiment von 1000 Mann giebt. Man muß alſo dieſe thätigeren und verſtändigeren Arbeiter auszeichnen, man muß es ihrer ſelbſt, ſo wie der Entwicklung der Production wegen, denn wenn man ſie nach dem Tage bezahlte, werden ſie keinen Grund haben, mehr oder beſſer als ihre Kameraden zu arbeiten, und ſelbſt wenn man ſie in eine höhere Klaſſe brächte, würden ſie keinen Grund haben, ſich anders zu benehmen, als die

Arbeiter dieſer Klaſſen, während, wenn der Lohn in einem genauen Verhältniſſe zu dem, was ſie zu thun im Stande ſind, ſteht, Jeder von ihnen ſo viel wie in ſeinen Kräften ſteht, zu produciren veranlaßt wird. Es iſt alſo nöthig, für dieſe geſchickten Arbeiter ein Syſtem der Belohnung zu finden, das zu ihrer Arbeit in einem richtigen Verhältniß ſteht. Das iſt aber nicht Alles. Es giebt noch eine Klaſſe von Arbeitern, für die eine Methode erſonnen werden muß, ſie anders, als durch Tagearbeit zu beſchäftigen, dieſe Klaſſe bilden die jungen Arbeiter.

Der junge, verſtändige und fleißige Arbeiter, der Anlagen verräth, verdient ebenſalls, ermuthigt, und beſonders überwacht und unterrichtet zu werden. Ein Meiſter, der 1000 Arbeiter hat, der zu Sorgen aller Art verurtheilt iſt, der Urſtoffe einkaufen, Fabrikate verkaufen, Geſchäfte abſchließen und ausgebreitete Verbindungen unterhalten muß, kann keinen jungen Mann, der ſeine Feile oder ſeine Scheere ſchlecht hält, zurechtweiſen. Er kann ihn weder überwachen, noch leiten, oder bilden. Unter dieſen Umſtänden würde er ihn ohne Unterricht, ohne Avancement in einer niedern Klaſſe laſſen, und ihn am häufigſten nur wegen ſeines Alters ohne hinreichende Würdigung ſeiner Dienſtleiſtung aus derſelben herausziehen. Wenn er nun eine Methode hätte, dieſen jungen Mann nach ſeinen Anlagen zu beſchäftigen und zu bilden, ſo wäre dies eine ſehr ſchöne Sache, und verdiente belobt zu werden.

Somit giebt es zwei Klaſſen, den geſchickten Arbeiter und den Lehrling, das erprobte Verdienſt und die Hoffnung einflößende Jugend, zwei Klaſſen, für die ein Syſtem

der Arbeit zu erfinden iſt, ein Syſtem, durch welches ſie alles, was in ihren Kräften ſteht, leiſten können. Dieſes Syſtem iſt, ich wiederhole es, ſeit der Sündfluth erfunden; mehrere Neuerer haben es unter den Namen Marchandage vernichtet.

Ein Meiſter bemerkt z. B., daß ein geſchickter Arbeiter zehn Tage auf die Verfertigung eines Maſchinenſtückes, oder einer Portion Tiſchlerarbeit verwendet, und giebt ſie ihm nach dem Stücke zu arbeiten. Er zahlte ihm zu 5 Francs täglich, die Totalſumme von 50 Francs, er beſtellt ſie jetzt bei ihm zu demſelben Preiſe und überläßt ihm die Wahl der darauf zu verwendenden Zeit. Der Arbeiter verfertigt das Werk in ſieben, ſtatt in zehn Tagen, und verdient etwas mehr als 7 Francs. Er verſteht ſich ſogar dazu, die Arbeit für 45 Francs, ſtatt für 50 zu übernehmen, denn bei dieſem Preiſe gewinnt er noch gegen 6 Francs 50 Centimes. Das iſt jedoch nur der Anfang des Syſtems. Hier iſt ein noch geſchickterer Arbeiter, der die zuſammengeſetzteſten Theile einer Maſchine fabriciren kann. Sein Meiſter wird ihm z. B. den Cylinder einer Dampfmaſchine, der 2—3000 Francs koſtet, oder die Möblirung eines großen Gebäudes, die 5 bis 6000 Francs koſtet, zu verfertigen geben. Der Arbeiter, deſſen Blick geübt iſt, beurtheilt ſehr ſchnell, wie viel Zeit und Arbeit er dazu brauchen wird. Er behandelt mit ſeinem Meiſter einen Preis, der ihm einen Verdienſt ſichert, geſellt ſich dann mehrere Arbeiter nach ſeinem Geſchmacke zu, oder junge Leute, die unter ſeiner Hand mehr leiſten, als ſie unter der Hand des Meiſters leiſten würden, weil er mit ihnen in derſelben Werkſtätte iſt, Grund-

riſſe zeichnet, während ſie den Hobel oder die Feile gebrauchen, führt mit ihrer Hülfe das bedungene Werk aus, erreicht auf dieſe Weiſe einen Verdienſt von 7, 8, 10 Francs täglich und kann auch noch ſeine Aſſocies durch Bewilligung einer Zulage zur Arbeit aufmuntern. In einer Maſchinen-Fabrik wird die Werkſtätte der Gießerei, wo man große Metallſtücke gießt, oft einem erſten Arbeiter übergeben, der etwa 100 Gehülfen unter ſich hat, und zuweilen 300 bis 500 Francs monatlich, d. h., wenn man monatlich 25 Arbeitstage rechnet, 12—20 Frcs. für den Tag verdient. Das iſt oft in einem der größten Ateliers von Paris vorgekommen.

Der Meiſter liefert die Werkſtätte, die Modelle, die Gießform, das Metall, d. h. alle Kapitalien. In einer Tiſchlerei liefert der Meiſter in gleicher Weiſe die Werkſtätte, einen Theil der Utenſilien, das Holz, d. h. wiederum die Kapitalien. Noch mehr, in allen dieſen Verhältniſſen bewilligt der Meiſter jede Woche einen Vorſchuß, um den täglichen Lohn auszuzahlen. Welches iſt nun in dieſem Syſteme die wahre Rolle des Arbeiters nach dem Stücke? Es iſt die Rolle eines kleinen Unternehmers, der nur ſeine Arme und Kunſtfertigkeit, aber keine Kapitalien, d. h. keine Werkſtätte, keine Gießform, kein Metall, kein Holz, keinen Hobel, keine Remiſen, kein Geld für die tägliche Auszahlung hat, alles dies von einem Herrn empfängt, dem er, als er unter ſeinen Augen arbeitete, Vertrauen eingeflößt hat, verdient auf dieſe Weiſe zwei, drei, ſelbſt viermal mehr, als er in dem Syſteme der Arbeit nach dem Tage verdient haben würde, und erlangt folglich die Verdienſte einer wahrhaften Speculation,

ohne die Kapitalien des Staates, noch diejenigen, welche er ſeiner Sparſamkeit verdankt, daran gewagt zu haben. Er hat außerdem die guten Willen zeigende Mittelmäßigkeit und die unerfahrene Jugend beſchäftigt und ſie ſich in einer geringern Stufe des Verdienſtes zugeſellt. Ihr wollt, daß der Arbeiter ſich durch ſein Verdienſt erhebe und wie ein Unternehmer ſpekulire: hier iſt ein einfaches Mittel, das weder dem Staate noch ihm ſelbſt Etwas koſtet, das weder den Schatz noch ſeine kleinen Erſparniſſe gefährdet. Ihr wollt, daß er ebenfalls Meiſter werde: hier iſt ein ſicheres, ſtufenweiſe zum Ziel führendes Mittel, denn durch daſſelbe gelangt er zuletzt dahin, zehn, funfzehn bis hundert Arbeiter unter ſeiner Leitung zu bekommen. Ihr wollt, daß er Theilnehmer an dem Gewinne des Kapitals werde: hier iſt ein zuverläſſiges Mittel, denn ein Arbeiter, der 6, 8, 12 Francs täglich, zuweilen ſogar 20 Francs verdient, ohne irgendwie Gefahr zu laufen, was auch aus dem Geſchäfte ſeines Meiſters werden möge, iſt gewiß Theilnehmer an dem Gewinne des Kapitals, ohne der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, auch an den Verluſten Theil zu nehmen. Ihr wollt endlich eine Organiſation der Arbeit. Hier iſt eine wie gefunden, die ganz leicht iſt, die den jungen, den mittelmäßigen und den geſchickten Arbeiter zuſammenbringt, die gleichzeitig ein Syſtem der Erziehung, der Ueberwachung und der mit den Produkten der Arbeit in genauem Verhältniſſe ſtehenden Belohnung iſt. Sie war da und ihr habt ſie vernichtet! O, ihr Wohlthäter der Arbeiter, klatſcht euch Beifall zu eurem erfinderiſchen Genie.

Man hat dieſes Mittel vernichtet, weßhalb? Weil

es, wie man ſich ausdrückte, die Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen wäre. Als ob es irgend ein Mittel gäbe, die Menſchen unter einander verkehren zu laſſen, ohne daß die Einen durch die Andern gewännen, der Banquier durch den Unternehmer, der Unternehmer durch den Handwerkermeiſter, der Handwerkermeiſter durch den Handwerker, der Handwerker durch den Handlanger, Alle durch Alle, aber zugleich Alle nach dem Verdienſte eines Jeden, wenn man nicht etwa die abſolute Gleichheit der Löhne will, was die Gleichheit der Fähigkeiten, der Bedürfniſſe und beſonders der Produkte der Arbeiter vorausſetzt und die geſammten Arbeiter bald dahin führen würde, nur ſo viel als die Trägen und die weniger Geſchickten zu arbeiten, ſtatt ſämmtlich dahin zu ſtreben, wie die Fleißigſten und Geſchickteſten zu arbeiten. Dies würde, weit entfernt, eine Verbeſſerung zu ſein, nur die allgemeine Lage verſchlimmern, denn je weniger Brot, Fleiſch, Schuhwerk, Kleidungsſtücke es giebt, deſto weniger giebt es davon für Alle und beſonders für die Aermſten.

Wollt ihr wiederum wiſſen, welcher Klaſſe von Arbeitern man die Arbeit nach dem Stück unter dem Titel der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen geopfert hat? Der Klaſſe der nach dem Tage Arbeitenden, die keine Arbeit nach dem Stück bekommen, weil man ſie im Allgemeinen dazu nicht fähig hält. Die neidiſche Mittelmäßigkeit iſt alſo zum Nachtheile des jungen, des geſchickten Arbeiters, ſelbſt zum Nachtheile der arbeitſamen Mittelmäßigkeit gehört worden, denn die arbeitſame Mittelmäßigkeit fand oft bei dem dingenden Ar-

beiter (Marchandeur) Beſchäftigung und eine Geldzulage, wenn ſie ihm, der, weil er ſie unter ſeinen Augen arbeiten ließ, ſie am beſten beurtheilen konnte, Vertrauen einſtößte. Auch dieſes Mal hat man, wie immer, unter dem Vorwande der Humanität, die guten Arbeiter den ſchlechten geopfert.

O, ihr höchſt inkonſequenten Menſchen! ihr wollt, daß der Arbeiter Unternehmer werde: er kann es werden, ohne weder auf Unkoſten des Staates, noch auf Unkoſten ſeiner Erſparniſſe zu ſpekuliren, und ſobald er es geworden iſt, verabſcheuet ihr ihn, nennt ihr ihn einen Marchandeur, einen unwürdigen Tyrannen, der den Menſchen ausbeutet! Ihr rühmt die Arbeit als die heiligſte Tugend! Ihr wollt, daß der Menſch arbeite, ſich anſtrenge, verdiene, zu Wohlſtand gelange, und ſobald er euch gehorcht hat, ſobald er reüſſirt, ſobald er in den ihm gebührenden Grenzen glücklich ſpekulirte, nennt ihr ihn einen Uſurpator, einen Tyrannen des Proletariers! O, um euch zu gefallen, muß man niemals Glück gemacht haben! Und ſehet, wie ſich das Sprüchwort „Ende gut, Alles gut" bewahrheitet! Bald nachdem die Arbeit nach dem Stücke abgeſchafft war, wurden die guten Arbeiter muthlos, die ſchlechten verdienten nicht mehr, und die jungen blieben ohne Arbeit. Beſonders in den Tiſchlereien, wo das Syſtem, welches die Anfänger unter den Schutz der Marchandeurs ſtellt, ſich vollſtändiger realiſirt findet, baten die jungen Arbeiter um Arbeit, die ihnen der Meiſter nicht mehr geben konnte. Man mußte indeß zu Dem, was die Natur der Dinge erfordert, wieder zurückkehren, und das Dingen (Marchandage) oder die Arbeit

nach dem Stücke wurde faſt überall wieder hergeſtellt. Nur nahm man ſeine Zuflucht zu einer Lüge; die Compagnons des Marchandeurs werden Aſſocie's genannt und man hat auf dieſe Weiſe das aus dem Luxemburg in den Tagen der Eitelkeit und der Unvernunft erlaſſene Dekret vernichtet.

Wollt ihr nun, nicht die einzige, wohl aber die Haupturſache des ſichern Mißlingens jeder verſuchten oder noch zu verſuchenden Aſſociation wiſſen? Es iſt die Entmuthigung, der Mangel an Eifer der von der Arbeit nach dem Stück zur Arbeit nach dem Tage übergeführten Arbeiter, die nur durch einige ziemlich ſchlecht eingerichtete Zulage, die ein ungewiſſes Einkommen bildet, entſchädigt werden. In der That hat der Arbeiter in der Aſſociation keinen andern Anreiz, als den Erfolg einer großen Unternehmung, die gelingen kann, aber auch nicht, die erſt zu Ende des Jahres ihre Verdienſte gewährt, wenn ſie nämlich Verdienſte gewähren kann, die folglich von tauſend und abermal tauſend Zufälligkeiten des Handels abhängig iſt, während der Arbeiter in der Arbeit nach dem Stück einen gewiſſen unausbleiblichen Verdienſt hat, der nur von ſeiner Geſchicklichkeit abhängig iſt und vorzüglich in ſehr naher Ausſicht ſteht, weil er ſicher iſt, ſobald ſein Werk nach vierzehn Tagen oder vier Wochen vollendet iſt, den Lohn dafür zu empfangen. Hier ſtößt der Socialismus auf alles Mißliche des Communismus, weil das Ziel wegen ſeiner zu großen Entfernung die Augen nicht anziehen und das Gemüth nicht anregen kann. Der Aſſociation mangelt es alſo an Kapital, an

Leitung, an Thätigkeit, und während die Induſtrie mit den von ihr ſelbſt gelieferten Kapitalien, mit der Autorität des Eigenthümers, mit dem Eifer der Arbeit nach dem Stück kaum ſo viel verdient, das Kapital zu verzinſen, den Unternehmer zu belohnen, zuweilen ſogar beide ruinirt, wollte man das Mittel gefunden haben, das Kapital zu zahlen, dann einen Theil für die Jugend, einen Theil für das Alter und einen Theil für die ſchlechten Jahre aufzubewahren! Ach, ich wünſche, daß der Arme ſich nie genöthigt ſähe, von ſolchen Gewinnſten zu leben!

Es iſt wahr, daß das Syſtem nicht vollſtändig iſt, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich ihm ſeine Vervollſtändigung, die Unterdrückung der Concurrenz, verſage. Wenn die Induſtrie in der That kein Glück macht, ſo ſoll dies daran liegen, daß die fürchterliche Concurrenz, die ſie ſich ſelbſt macht, ſie untergräbt, ſie zu Tode hetzt und ſie zwingt, ihre eigenen Eingeweide zu verſchlingen. Hingegen muß die vorgeſchlagene Verbindung nicht blos zwiſchen den Arbeitern unter einander, ſondern auch zwiſchen einer Arbeiter-Verbindung und der andern, zwiſchen einer Manufaktur und der andern, zwiſchen Induſtrie und Induſtrie und wahrſcheinlich auch zwiſchen einer Nation und der andern, zwiſchen Continent und Continent, zwiſchen Europa und Amerika, zwiſchen Amerika und Indien ſtattfinden! Wenn dieſe ſchöne Erſcheinung ſich nur zwiſchen einer Nation und der andern verwirklichte, ſo wäre dies ſchon ſehr wunderbar, und ich gebe zu, daß unter dieſen Bedingungen eine Unternehmung, mit deren Kapital es noch ſo ſchlecht beſtellt, die noch ſo ſchlecht ge-

leitet, die noch ſo ſchlecht bedient würde, leben, und ſogar ſehr gut leben könnte. Es würde genügen, den Preis der Fabrikate nach der Entſcheidung der Geſammt-Aſſociation feſtzuſetzen. Ich würde das Syſtem der Aſſociation nicht vollſtändig behandelt haben, wenn ich nicht dieſe Ausſicht, das Syſtem gelingen zu machen, dieſe letzte aber zuverläſſige Ausſicht, wenn ſie ſich verwirklichen ließe, geprüft hätte. Dieſe Pflicht bleibt mir noch zu erfüllen, und ich werde ſie kurz erfüllen. Ich fürchte indeß, daß alle Leute von geſundem Verſtande ſchon vor jeder Prüfung nicht mehr Vertrauen auf dieſe letzte Ausſicht haben werden, als ich ſelbſt. Jedenfalls wollen wir ſelbſt die ſonderbarſten Erfindungen mit einer unverwüſtlichen Geduld prüfen. In der Zeit, in welcher wir leben, darf man keinen Irrthum verſchmähen.

Siebentes Kapitel.

Von der Unterdrückung der Concurrenz.

Die Concurrenz iſt die Quelle jeder Verbeſſerung in dem Looſe der arbeitenden Klaſſen; nach Abſchaffung der Concurrenz würde nur ein Monopol zu Gunſten der vereinigten Arbeiter und zum Nachtheil der nicht vereinigten übrig bleiben.

Man ſagt, die Concurrenz ſei ein abſcheuliches Prinzip, mit welchem Nichts gelingen kann, die Aſſociation eben ſo wenig, als jedes andere Syſtem der Arbeit, ein Prinzip, welches aus der Induſtrie einen Kampf auf Tod und Leben, aus der Erfindung einer neuen Maſchine ein Mittel der Vernichtung mache, denn kaum ſei ſie erfunden, ſo bediene ſich ihr Erfinder, durch beſſere und ſchnellere Produktion, derſelben, um ganze Bevölkerungen von Arbeitern und Unternehmern zu Grunde zu richten. Betrachtet einmal die Verheerungen, die der Erfindungsgeiſt ſeit funfzig Jahren gemacht hat! Der Erfinder der Maſchine für das Baumwollenſpinnen hat Indien ruinirt; das berührt uns zwar wenig, aber er hat auch den Hungertod von Tauſenden von Europäern veranlaßt. Die Maſchine für das Spinnen des Flachſes, eine Wohlthat, für die Napoleon eine Million zu zahlen verſpricht, wird endlich erfunden, auf den Continent gebracht, und ſie führt einen Theil des Belgiſchen Volkes zum Hungerleiden; daſſelbe hat ſie in Flandern und in Bretagne

gethan. Die Eiſenbahnen, dieſes wunderbare Communi=kationsmittel, richten die Kanäle und Flußſchiffer zu Grunde und berühren auch ſchon die der Küſtenfahrt ergebenen Matroſen. Die Gasbeleuchtung, dieſes nicht minder wunderbare Mittel, in unſern Straßen bei Nacht das Tageslicht zu erſetzen, hat eins der vorzüglichſten Pro=dukte des Landes ruinirt. Der Dampf, dieſe große Wohl=that der Vorſehung, hat eine zahlloſe Menge von Arbei=tern durch das Elend zum Tode geführt. Endlich wird nichts Gutes in der Welt eingeführt, ohne daß es ſchreck=liche Verheerungen in derſelben anrichtet, weil der Menſch ſich des Guten bemächtigt, um es in eine Streitwaffe zu verwandeln, und alles Dies in Folge der abſcheulichen Concurrenz, die alle Induſtriezweige in ein abgeſchloſſenes Feld verwandelt hat, auf welchem der Schwächſte zu Grunde gehen muß. Dagegen muß man die Brüderlich=keit, d. h. die Aſſociation einführen.

Wohlan, ich werde auch hier, wie früher, demſelben Sophismus dieſelbe Antwort entgegenſetzen. Ich hatte in Betreff des Theaters des Cicero geſagt: Wäre es euch lieber, wenn das Theater nicht exiſtirte? Ich werde nun ſagen: Wäre es euch lieber, wenn die Erfindung nicht gemacht worden wäre, da man ohne die Nebenbuh=lerſchaft nicht daran gedacht hätte, ſie zu machen? Ihr werdet ſehen, daß dieſe Antwort auch hier treffend iſt, und daß ſie ſich darum wiederholt, weil auch der So=phismus ſich wiederholt. In der That handelt es ſich auch hier darum, die Fähigkeiten des Menſchen zu erſtik=ken, um nicht durch dieſelben zu leiden.

Was mich betrifft, ſo kann ich mir keine zwei Men=

ſchen neben einander denken, die an derſelben Sache arbeiten, ohne daß ſich ſofort die Concurrenz einſtellte, d. h. ohne daß der Eine beſſer oder weniger gut als der Andere arbeitete und daher mehr oder nicht ſo viel gewänne. Werdet ihr Denjenigen, der beſſer oder ſchneller arbeitet, anhalten und ihm ſagen: Lieber Freund, mäßigen Sie ſich, damit Sie nicht Ihren Nachbar übertreffen!? Dieſe Rede wäre ziemlich lächerlich, aber es iſt unerläßlich, daß ihr ſie haltet, und daß man auf euch höre, ſonſt wird der arbeitſame Concurrent in ſeinem Eifer fortfahren und das Verbrechen eines glücklichen Wetteifers begehen. Das Prinzip würde alſo darin beſtehen, dem Eifer der Menſchen eine gewiſſe Grenze zu ſetzen, dieſe Grenze zu finden und ſie zur Pflicht zu machen. Da man aber zu viel zu produziren fürchtet, ſo müßte man ſie nicht nach den Kräften des Stärkſten, ſondern nach denen des Schwächſten feſtſetzen, jede Ueberſchreitung der Arbeit, die ſich der arbeitſame oder geſchickte Mann erlaubt, unterdrücken, und zu dem menſchlichen Geſchlechte ſagen: „Brüder, übertreffet einander nicht, mäßiget euren ungeſtümen und verhängnißvollen Eifer. Alſo nicht zu viel Getreide, nicht zu viel Wein, nicht zu viel Stoffe, nicht zu viel Häuſer u. ſ. w." Man würde dadurch die Steinkohlengruben des Nordens verhindern, den Steinkohlengruben von Saint Etienne, und die von Saint Etienne denen von Alais Schaden zu thun; man würde die Tuchfabrikanten von Elbeuf und Louviers verhindern, denen von Lodeve, und die Spinner von Rouen denen von Mühlhauſen zu ſchaden; man würde die Bahn von Rouen verhindern, der Seine wehzuthun, eben ſo die Nordbahn,

dem Kanal von Saint Quentin Abbruch zu thun. Man würde alle Welt in Frieden leben laſſen. Miltiades würde den Themiſtokles nicht mehr am Schlafe hindern; das Genie des Herodot würde nicht mehr das des Tucydides erwecken; Alexander würde nicht mehr die Erzählung der Thaten des Achilles in einem Käſtchen von Cedernholz mit ſich führen; Cäſar endlich würde nicht mehr beim Anblicke der Statue eben dieſes Alexanders weinen! — Sehr gut! fürchtet ihr aber nicht, daß ihr, während ihr das Menſchengeſchlecht von der Schlafloſigkeit heilen wollt, es in den Todesſchlaf verſenkt?

Schreitet der Menſch anders als durch Nacheiferung vor? Was iſt die Liebe zum Ruhme anders, als der Wunſch, ſeine Nebenbuhler zu verdunkeln? Man darf ſie nicht tödten, man darf ſie auch nicht verläumden, aber es iſt erlaubt, ſie übertreffen zu wollen. Baccio Bardinelli, der beim Anblicke des Cartons des Piſaniſchen Krieges, das als das erhabenſte Werk Michel Angelos berühmt ward, von einer niedrigen Eiferſucht verzehrt wurde, ſchlich ſich in den Palaſt, in welchem dieſer Carton aufgeſtellt war, und zerriß ihn. Andrea del Caſtagno ermordete den Antonella von Meſſina, um ihm das Verdienſt der Oelmalerei zu rauben. Dieſe Art der Nebenbuhlerſchaft iſt nicht zuläſſig. Man darf auch nicht heimlich die Maſchine ſeines Concurrenten zertrümmern; man darf keinen Stein unter die Lokomotive der Eiſenbahn von Rouen legen, um ſie an dem Ankommen zu verhindern; man darf die Magazine eben dieſer Bahn nicht in Brand ſtecken, ihre Brücken nicht zerſtören, wie es noch vor kurzer Zeit viele Feinde der Concurrenz gethan ha=

ben; aber es iſt verzeihlich, den Transport ſchneller und billiger herſtellen zu wollen; wißt ihr, warum? damit die Tonne Waaren (erlaubt, daß ich von Alexander und Michael Angelo zu dieſem gemeinen Detail herabſteige), die auf der Bahn von Rouen 20 Francs Transport koſtete, nur noch 10 Francs koſte, und weil alle Urſtoffe und Fabrikate, ſobald nicht mehr dieſelben Koſten auf ihnen laſten, billiger ſein werden. Der Concurrenz iſt es zu verdanken, daß man an die Stelle des die Laſt auf ſeinem Rücken tragenden Pferdes das vor den Wagen mit Rädern geſpannte Pferd ſetzte; daß man den auf der Erde rollenden und durch die Reibung gehemmten Wagen durch das auf dem glatten Spiegel eines Kanals hingleitende Schiff erſetzt hat; daß man endlich ſtatt des auf dem Waſſer hingleitenden Schiffes eine Reihe auf zwei Eiſenſchienen rollender Waggons erfunden hat, welche dieſe Eiſenſchienen kaum berühren und von einer unendlichen Kraft, von der des Dampfes, getrieben werden. Ohne den Wunſch, einander zu übertreffen, würden die Menſchen die urſprünglichen Transportkoſten nicht um das Zehnfache, ja um das Hundertfache vermindert haben, ſo daß man die Kohle einige Hundert Meilen von der Grube, aus der man ſie gewinnt, brennen, und das Mineral dem Brennſtoffe, welcher es in Eiſen verwandelt, nahe bringen, und dieſes Eiſen ſo billig transportiren kann, daß es von 60 Francs auf 20 Francs die Tonne herabgeſunken iſt. Hatte man z. B. Baumwollenfabriken nöthig, da die Inder ſie ſo fein ſpannen und webten, daß man ſie für ein von einer Feenhand gearbeitetes Produkt hätte halten mögen? Bedurfte man der

Wollenwebereien, da die Hirten von Cachemir Heerden aufzogen, deren Wolle der Feinheit der Seide gleichkam, und da die Frauen jener ſchönen Thäler Shawls webten, welche ſeit den Kreuzzügen der Luxus des Morgenlandes dem Luxus des Abendlandes verkaufte? Wohlan! Mechaniker, die an dem Preiſe der Fabrikation verdienen wollten, haben auf Mittel geſonnen, die Hand des Menſchen zu erſetzen. Sie haben die rohe Baumwolle in Atome zerlegt, und, den Umſtand, daß dieſe Atome einander anziehen, benutzend, ſie um einen Cylinder gewikkelt, daraus eine baumwollene Decke gebildet, welche leicht wie der Strahl eines Waſſerfalles war, dieſen Strahl aufgefangen, ihn zu einem baumwollenen Geſpinnſte vereinigt und aus dieſem einen Faden gemacht, welcher heut dem feinſten Haare gleicht. Dieſer Faden kehrt in das erſtaunte Indien zurück, und obgleich mit den Koſten einer doppelten Reiſe belaſtet, richtet er, nachdem er dem Mechaniker, dem Spinner und dem engliſchen Kaufmann Verdienſte gebracht hat, durch ſeinen niedrigen Preis die indiſche Baumwolle ſelbſt zu Grunde. Auch werden jetzt jene reizenden gemalten Leinwandſtoffe, die man ſonſt indiſche Stoffe nannte, in Europa fabrizirt und dann in Indien verkauft. Unglückliche Inder, Opfer der Concurrenz, ihr ſeid ohne Zweifel ſehr zu beklagen, aber drei Viertel der Welt können ſich für einen ſehr geringen Preis mit baumwollenen Stoffen kleiden! Das Volk in unſern Städten, welches ſie ſonſt nur dann tragen konnte, wenn eine reiche Frau ſie einer armen ſchenkte, trägt ſie jetzt alle Tage.

Wollenſpinner, einer beſonders, der Ternaux hieß,

und der nach unermeßlichen Dienſtleiſtungen an einer wenig populären Strafe ſtarb, während Andere dafür, daß ſie Nichts gethan, Abgötter des getäuſchten Volkes geblieben ſind, Wollenſpinner, die mit Thybet rivaliſiren wollen, ſchicken einen Kenner hin, um Ziegen von dort zu holen, laſſen ſie nach Frankreich bringen, ſpinnen die Haare derſelben und fabriziren Shawls, welche das Vorurtheil unſerer Damen mit Recht oder Unrecht (ich laſſe mich in dieſen wichtigen Streit nicht ein) noch immer den Cachemir-Shawls nachſtellt, vervollkommnen aber bei dieſer Gelegenheit den Merino-Shawl ſo ſehr, daß ihn die Frau aus dem Volke an Feſttagen tragen kann. Es iſt durch dieſe Concurrenz viel Uebel in Indien und ſelbſt in Europa angerichtet worden, aber nichtsdeſtoweniger iſt die Kleidung des Volkes beſſer und weniger koſtſpielig geworden.

Eure Zerſtreutheit iſt in der That ſehr groß, ihr gründlichen Erfinder der Aſſociation! Wie, ihr erinnert euch, daß das Volk produzirt, daß es ſich durch die Concurrenz für einen niedrigen Preis zu arbeiten verdammte! Ihr habt Recht; allein habt ihr vergeſſen, daß das Volk auch konſumirt, und zwar eben ſo viel konſumirt als produzirt, da es keine Sache produzirt, die es nicht nachher ſelbſt konſumirt? Wohlan, geſetzt, daß man das Volk geringer bezahlte (was, wie ihr bald ſehen werdet, hinſichtlich des Lohnes des Arbeiters nicht ganz richtig iſt), läge nicht ſchon darin eine Ausgleichung, daß es alle Dinge billiger kauft? Oeffnet doch die Augen: bemerket ihr denn nicht, daß das Volk an das Volk verkauft, und daß daher eine Ausgleichung ſtattfindet? Und wenn das

Prinzip der Concurrenz die Veranlaſſung war, daß Jeder, von dem Wunſche, es beſſer als ſein Nebenbuhler zu machen, beſeelt, Alles zu verbeſſern gearbeitet, hat das Volk nicht dabei gewonnen, daß es Getreide, Kleidung, Wohnung, kurz Alles beſſer und reichlicher hat? Man ſchreit gegen die Schüler des Malthus, welcher den Mann, der ſich ſeiner Frau nähern will, mit den Worten zurückhält: Nimm Dich in Acht, es wird ein Weſen mehr zu ernähren geben!... Man ſchreit gegen dieſe Enthaltſamkeitsphiloſophen, man nennt ſie Barbaren, man denuncirt ſie beim Volke, und man hat Recht. Die Fruchtbarkeit des menſchlichen Geſchlechtes verhindern, iſt ein Verbrechen gegen die Natur. Gewiß! giebt es aber nicht andere noch verdammlichere Schüler des Malthus, und ſollten dies nicht diejenigen ſein, welche den für die Arbeit leidenſchaftlich Eingenommenen, und mit der Ernährung, Kleidung und Unterbringung des Kindes, welches Malthus in die Welt zu ſetzen verbietet, beſchäftigten Mann hemmen wollen? Iſt nicht Derjenige, der die Produktion ſchwächen will, der nicht will, daß man die Mittel, das zu erzeugende Kind zu nähren, producire, für das Verbot des Malthus verantwortlich, denn Malthus würde ſein Verbot aufgehoben haben, wenn er die Subſiſtenzmittel für alle Neugeborne auf der Erde geſehen hätte?

Es iſt ein großer Irrthum, gegen die Concurrenz zu eifern, und nicht zu bemerken, daß, wenn das Volk producirt, es auch conſumirt, daß, indem es von der einen Seite weniger empfängt, auf der andern weniger zahlt, und daß immer noch zum Nutzen Aller der Unterſchied

zwiſchen einem Syſteme, welches die Thätigkeit des Menſchen zurückhält, und einem Syſteme, welches ſie unaufhörlich weiter treibt, und ſie niemals zum Stillſtehen auffordert, übrig bleibt.

Ich befinde mich indeß ſelbſt im Irrthum, wenn ich mich ſo ausdrücke, wie ich es eben gethan, wenn ich z. B. zugebe, daß der Arbeiter in Folge der Concurrenz weniger zahle und weniger empfange. Dank der Natur, die ſtets beſſer iſt, als man glaubt, ſtehen die Dinge beſſer, als ich geſagt habe. Zwiſchen wem beſteht denn die Concurrenz? Etwa zwiſchen Arbeitern und Arbeitern? Keinesweges; vielmehr zwiſchen Fabrikanten und Fabrikanten. Fände zwiſchen den Arbeitern ſelbſt Concurrenz ſtatt, dann würden die Folgen derſelben für die Letztern in der That furchtbar werden, denn es würde zuletzt dahin kommen, daß ſie durch eine fortwährende Erniedrigung ihrer Löhne nicht mehr leben könnten. Es kann wohl in gewiſſen Momenten der Geſchäftsſtille, wo es an Arbeit fehlt, und ſie daher genöthigt ſind, ihre Arme für einen geringen Preis zu vermiethen, ſo ſein, aber das iſt nicht der gewöhnliche Gang der Dinge. Seit drei und dreißig Jahren, d. h. ſeit dem Beginne des Friedens verdient dieſer Gang beobachtet zu werden, nicht daß er etwa ſich nach andern Geſetzen, als den ewigen Geſetzen der Welt gerichtet hätte, ſondern weil dieſe von den Umſtänden unterſtützten Geſetze mit einer größern Kraft gewirkt haben. Die Umſtände, welche ihre Wirkung ſo ſehr vergrößert haben, ſind folgende: Der Friede, der auf die längſten und ſchrecklichſten Kriege, deren die Geſchichte erwähnt, folgte; das Bedürfniß, ſich nach dieſen Kriegen zu erholen, und ſich Wohlhabenheit zu erwerben, und die

fortwährend veränderte Anwendung mechaniſcher Bewegungskräfte auf die induſtriellen Arbeiter. Unter dem Einfluſſe dieſer Urſachen ſind drei Erſcheinungen hervorgetreten: eine Verringerung des Preiſes in der Produktion zu Gunſten der Conſumenten, eine Erhöhung des Lohnes für die Arbeiter, und eine Verminderung des Verdienſtes für die Fabrikanten. Dieſe drei Thatſachen ſind in verſchiedenen Proportionen, aber in einer beſtändigen und unwandelbaren Weiſe vor ſich gegangen. Ich möchte nicht gerne ein Buch, in welchem Prinzipien aufgeſtellt werden ſollen, mit Details überladen; dennoch werde ich zwei oder drei, auf Berechnung ſich ſtützende Beiſpiele anführen.

Drei große Induſtriezweige ſind in dem verfloſſenen halben Jahrhundert der Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit geworden: Die Baumwolle als der gebräuchlichſte Kleidungsſtoff; das Eiſen, als Hauptſtoff in der Maſchinenconſtruktion, in den Bauten, in der Schifffahrt; endlich die Steinkohle als Grundlage der Bewegungskraft. Die in dieſen drei Induſtriezweigen hervorgebrachten Quantitäten haben ſich in 30 Jahren vervierfacht und verfünffacht und ihre Einkaufspreiſe ſich um die Hälfte und um drei Viertel vermindert. Ich werde beſonders die Baumwollenproduktion als die charakteriſtiſchte von allen anführen.

Im Jahre 1814 verarbeitete Frankreich 12 Mill. Kilogramme roher Baumwolle, welche es in Fäden, Gewebe, Wäſche, Strümpfe, Frauen-, Kinder- und Männerkleider umwandelte. Es bezahlte den Kilogramm Urſtoff mit 7 Francs und die verſchiedenen Arten, in welche

es ihn verwandelte, mit 33 Francs. 1845 hatte es 65 Mill. Kilogramm roher Baumwolle, d. h. eine fünfmal größere Quantität verarbeitet, was ein noch größeres Verhältniß der erzeugten Produkte annehmen läßt, da die Fortſchritte der Spinnerei und Weberei mehr Produkte von derſelben Quantität Urſtoffe verſchafft haben. Es hat den Urſtoff mit 2 Francs ſtatt mit 7, und den verarbeiteten mit 8, ſtatt mit 33 bezahlt. Um 12 Mill. Kilogramme in allen Formen verarbeiteter Baumwolle zu haben, hat es im Jahre 1814, 480 Mill. ausgegeben, und um im Jahre 1845. 65 Mill. Kilogramme zu haben, hat es 650 Mill. ausgegeben; es hat ſomit für ein Viertel mehr in der Ausgabe fünfmal ſo viel Waare erlangt. Der Fortſchritt war alſo, wie man ſieht, unermeßlich. Faſt eben ſo verhielt es ſich mit dem Eiſen und der Steinkohle.

Hat etwa der Arbeiter durch die Folgen dieſer auffallenden Verminderung in den Koſten der Produktion gelitten? Glücklicherweiſe nein. Er hat von der, in dem Einkaufspreis aller Gegenſtände eingetretenen Preiserniedrigung profitirt, und von der entſprechenden Erniedrigung ihres Fabrikationspreiſes nichts gelitten. Dafür haben die Maſchinen durch ihre Hülfe, die Fabrikanten durch ihre Geſchicklichkeit und ihre Opfer geſorgt.

Durchſchnittlich iſt der Tagelohn der Spinner von 2 auf 3 Francs, und der der Weber von 1 Francs 50 Centimes auf 2 Francs geſtiegen. Derſelbe Fortſchritt hat in dem Tagelohn der Frauen und der Kinder ſtattgefunden. Für die Eiſenarbeiter iſt der Tagelohn eines Schmiedes von 3 auf 5 Francs, ſelbſt auf 6 und 8 für

diejenigen, welche nach dem Stücke arbeiten, geſtiegen; für die Eiſendrechsler von 3 Francs 50 Centimes auf 4 Francs 50 Centimes und ſelbſt auf 5 und 6 Francs für diejenigen, die nach dem Stücke arbeiteten; für die Zuſammenſetzer der Maſchinen von 3 Francs auf 5 und 6 Francs, ſelbſt auf 8 Francs nach dem Stück; für die Former in Ziegelbrennereien, die durch die Umſtände am meiſten Begünſtigten, von 3 und 4 Francs auf 8, 9, 10 und auf 12 Francs täglich nach dem Stück. Man muß anerkennen, daß die Vervollkommnung der Maſchinen vorzugsweiſe zu dieſer Erhöhung des Lohnes beigetragen hat. Was die Arbeiter in den Bergwerken betrifft, ſo iſt ihr Tagelohn von 1 Francs 50 Centimes auf 2 Francs 50 Centimes und 3 Francs geſtiegen.

Wie verhielt es ſich während eben dieſer 30 Jahre mit den Preiſen der Verbrauchsgegenſtände? Hinſichtlich der Kleidungsſtücke, deren Stoff vorzüglich die Baumwolle liefert, iſt der Preis im Allgemeinen um ³/₄; hinſichtlich derer, welche aus Wolle beſtehen, etwa um die Hälfte vermindert worden. Mit dem Brode iſt keine merkliche Veränderung vorgegangen. Das Fleiſch iſt etwas theurer geworden; nichts deſtoweniger konnte der Arbeiter in den Städten, ſtatt einmal monatlich, zweimal in der Woche Fleiſch eſſen. Die Ausgaben für Wohnung haben ſich durchſchnittlich um ¹/₄ vergrößert; allein die Wohnungen ſind, obgleich ſie noch Manches zu wünſchen übrig laſſen, ſehr verbeſſert worden. Im Ganzen ſind die Löhne erhöht, und die Preiſe der Verbrauchsgegenſtände vermindert worden. Der Arbeiter auf dem Lande hat an dieſer Verbeſſerung der Lage der Ar-

beiter weniger Theil genommen; doch in den Umgegenden von Paris iſt der Tagelohn von 30 Sous auf 40 und zuweilen auf 45 geſtiegen.

Wie ſind alle dieſe Veränderungen vorgegangen? Durch die eifrige Concurrenz, welche die Unternehmer mit Hülfe neuer Verfahrungsweiſen einander gemacht haben. Als man fünfmal ſoviel baumwollene Gegenſtände fabrizirte, verwendete man nicht fünfmal ſoviel Arbeiter dazu. Die Zunahme der beſchäftigten Arme war faſt unmerklich. Die Maſchinen haben die niedrigere Arbeit ausgeführt, haben mit einem Worte die Rolle des Laſtträgers geſpielt, und der Arbeiter iſt im Allgemeinen zu einer höhern Arbeit verwendet worden. So geſchah es, daß dieſelbe Anzahl von Armen weit mehr Arbeit hervorgebracht hat. In Folge deſſen hat eine ſehr wenig vergrößerte Anzahl von Arbeitern ſich eine weit höhere Summe von Löhnen getheilt, während ſie in Folge deſſelben Fortſchrittes alle Producte, welche ſie leichter und beſſer erzeugt hatten, billiger kaufen konnten.

Was iſt unter denſelben Umſtänden aus dem Fabrikanten geworden? Da er den Käufer durch einen billigen Preis und zugleich durch eine gute Qualität heranziehen mußte, ſo bemühte er ſich, mehr und beſſer zu produziren; es gelang ihm, und er ſuchte ſeinen Gewinn nicht dadurch zu erlangen, daß er viel an wenig Produkten, ſondern wenig an viel Produkten verdiente. Bei der fortwährenden Concurrenz ward er genöthigt, ſich mit unendlich kleinen Verdienſten zu begnügen, ja es giebt ſogar gewiſſe Induſtriezweige, z. B. die Baumwolleninduſtrie, deren Gewinn in den letzten Jahren für nichts

zu rechnen iſt, und während der Unternehmer in die Verminderung ſeiner Gewinnſte willigte, konnte er den Lohn ſeiner Arbeiter, deren Anzahl ſich nicht im Verhältniß zur Maſſe der Arbeit vermehrte, und um deren Arme er zuweilen ſtreiten mußte, nicht herabſetzen. Der zwiſchen den Abnehmer, den er billig bedienen mußte, und den Arbeiter, welcher durch die der Produktion nothwendige Thätigkeit ſeine Anſprüche zu erhöhen im Stande war, geſtellte Unternehmer, hat Beiden nachgegeben, und während der Abnehmer Alles in größerer Quantität und in beſſerer Qualität erhielt, erlangte der Arbeiter eine Lohneserhöhung. Der Unternehmer, der als Urheber und Opfer der Concurrenz zweien entgegengeſetzten Forderungen zu genügen genöthigt war, litt allein darunter, und es iſt für Jeden, der den wahren Gang der Induſtrie kennt, notoriſch, daß die Fabrikanten, wenn man die ganze Periode der 33 Friedensjahre betrachtet, in den letzten Jahren weit weniger, als in den vorhergehenden gewonnen haben. Namentlich hat der Baumwollenſpinner ſeit zehn Jahren mehr verloren, als gewonnen. Der Schmiedemeiſter hat ſich durch die übertriebene Haſt in der Ausführung der Eiſenbahnen einen Augenblick erhoben; eben ſo der Maſchinenfabrikant. Die Induſtrie der Bergwerke hat fortwährend gelitten; ſie hatte ſich gehoben, ſinkt aber in ihren traurigen Zuſtand zurück. Alle dieſe Thatſachen offenbaren ein ſehr ſchönes Naturgeſetz, welches man zu beobachten vernachläſſigt hat, und das beſtändig iſt, das nämlich der Unternehmer allein zwiſchen dem Publikum, das er befriedigen muß, und dem Arbeiter, deſſen Arme er bedarf, alle Gefahren der Con-

currenz zu tragen hat. Er, der zwiſchen doppelte Anſprüche geſtellt iſt, muß verſtändig und muthig ſein, um die Mittel zu erſinnen, allen beiden zu genügen; und ſei es, daß er die Schwierigkeit überwindet, ſei es, daß er ihr unterliegt, das Reſultat iſt zuletzt immer zum Nutzen der Menge.

Es folgen allerdings Zeiten der Kriſis, während welcher die Induſtrie ſtockt, der Arbeiter zum Feiern verurtheilt und ſehr unglücklich iſt, wenn er nicht für dieſe ſchwierigen Momente einige Erſparniſſe geſammelt hat (eine Vorſicht, die man ihn lehren muß, und die ihm nützlicher ſein wird, als alle die falſchen von unſerer Zeit erfundenen Syſteme). Sobald aber die Kriſen vorüber ſind, hebt der Fortſchritt wieder an, der Arbeiter findet den Preis der Verbrauchsgegenſtände wieder ſeltſamer Weiſe herabgeſetzt, ſeinen Lohn nach und nach wieder hergeſtellt, bald ſogar erhöht.

Die Concurrenz iſt alſo weit entfernt, auf ihm zu laſten, obgleich er augenblickliche Störungen herbeiführt, unter denen er leidet, und die für die Manufaktur-Induſtrie Daſſelbe ſind, was der Hagel, die Ueberſchwemmung, die Dürre und die ſchlechten Erndten für die ländliche Induſtrie ſind. Aber hat man etwa ein Mittel erfunden, Alles in der Welt ohne Hinderniſſe und ohne Erſchütterungen gehen zu machen? Unterdrücket den Geſchmack an dem Beſſern, unterdrücket den Wunſch, ſeinen Nachbar zu übertreffen, und keins von den kurzen Verfahrungsweiſen, welche den Ueberfluß herbeigeführt haben, von welchem der Arme lebt, von dem allein er leben kann, da das gute Leben, nur wenn es überſtrömt,

auch zu ihm kommt, keins von dieſen kurzen Verfahrungsweiſen würde erfunden werden. Ohne dieſen Antrieb würde man noch mit der Hand ſpinnen und weben, die Pferde würden noch die Räder ziehn, ſtatt der Dampfmaſchine würde man die Maſchine von Marly haben, und die Induſtrie würde nur aus Monopolen zuſammengeſetzt ſein, die ſanft neben einander ſchlummerten. Wie! ihr habt 30 Jahre lang gegen die Monopole deklamirt, ihr habt ſie unter allen Monarchieen mit dem Geſchrei der Entrüſtung verfolgt, ihr habt behauptet, die Concurrenz allein könne uns davor ſchützen, ihr habt ſie wie die Freiheit ſelbſt begehrt, und ihr ſchlagt uns nun die Monopole unter der Republik vor! Mich überraſcht ihr nicht; mich, der Zeuge mehrerer Revolutionen war; aber hütet euch, die Welt durch den Widerſpruch aufzuklären! Es würden ſich demnach induſtrielle, vom Staate ausgeſtattete Aſſociationen unter einander verſtändigen, um nicht zu viel zu produciren, oder lieber zu einem ſolchen, als zu einem andern Preiſe zu produciren; ſie würden ſich auf dieſe Weiſe des Mittels verſichern, hinreichende Verdienſte zu erlangen, den Kapitaliſten, der ihnen Fonds geliehen, nicht zu ruiniren, und die unter ihrer eigenen und wohlwollenden Aufſicht behaglich ſich beſchäftigenden Arbeiter zu belohnen, nicht mehr als zehn oder neun Stunden, ſelbſt weniger zu arbeiten, und durch Dividenden für die Gleichheit der Löhne entſchädigt zu werden! Ich muß geſtehen, diesmal hat man einen Beweis von praktiſchem Genie gegeben, und ich erkenne es ohne Zaudern an, daß unter dieſem bequemen Regiment das Kapital der Aſſociation nicht gefährdet, ihre innere

Anarchie und ihre Trägheit belohnt werden, daß es, ſo gering und ſo ſchlecht die Arbeit auch wäre, doch eine gewiſſe Vergütigung des Kapitals und eine beſtimmte Dividende für die Arbeiter geben würde; ich erkenne das ohne Bedenken an! Nehmet zehn Fabrikanten, meinetwegen hundert, auf die Zahl kommt es nicht an, geſtehet ihnen die Befugniß zu, ſich in Betreff der Ausdehnung der Produktion unter einander zu verſtändigen, ſo daß ſie ſie nicht willkürlich vergrößern können, o, dann werden ſie Herren der Preiſe ſein, denn die Preiſe ſinken nur durch die zu großen Quantitäten, die auf den Markt geworfen werden. Sie werden ſo ungeſchickt, ſo träge wie ſie nur wollen, ſein; ſie werden auf das Land gehen, einen Commis zu Hauſe laſſen können und nichtsdeſtoweniger große Reichthümer erwerben, denn die Gewinne hängen von den Preiſen ab, und die Preiſe von der produzirten Menge. Wenn dies die Erfindung iſt, dann neige ich mich tief vor dem Genie der Erfinder. Es iſt in der That die erſte von allen Erfindungen unſerer Zeit, die ein begreifliches Reſultat liefert. Ja, unter dieſen Bedingungen werden die Arbeiter-Aſſociationen reüſſiren, und ich werde weder um das Schickſal ihres Kapitals, noch um die Form ihrer Verwaltung beſorgt ſein. Aber will man denn wirklich Das?

Ich übertreibe, wird man ſagen, um die Philoſophen meiner Zeit lächerlich zu machen. Ich erkläre, daß dies nicht der Fall iſt, denn dieſe Art zu argumentiren wäre des Ernſtes der Zeitverhältniſſe unwürdig. Ich frage aber, wie man es anfangen wollte, um anders zu Werke zu gehen, als ich eben angegeben habe. Worüber beklagt

man ſich denn eigentlich? Darüber, daß Jeder, ſich ſelbſt überlaſſen, durch eine zügelloſe Concurrenz die Preiſe herabdrückt. Iſt es das, oder nicht? Wie ſoll alſo dem Uebel abgeholfen werden? Soll man, wie früher, Jeden, ſo viel wie er will, produziren laſſen? Aber dann würde das Uebel ganz daſſelbe ſein; man würde es um nichts, um gar nichts verringert haben. Man könnte vielleicht ſagen, daß man bei den Gewinnſten der Aſſociation einen Rückhalt für die ſchlechten Zeiten des niedrigen Preiſes haben würde. Darauf antworte ich, daß es in dem Syſteme des niedrigen Preiſes, welches eine Folge der einem Jeden zugeſtandenen Freiheit, ohne Beſchränkung zu produziren, iſt, kein Mittel giebt, ſich einen ſolchen Rückhalt zu verſchaffen, da die heut zu Tage von der unumſchränkten Autorität des Eigenthums geleitete Induſtrie kaum die Mittel, ſich zu erhalten, findet, und daß man nicht annehmen kann, daß eine anarchiſche und träge Aſſociation mehr zu verdienen im Stande ſein ſoll, als eine unumſchränkte Autorität, die von einer ununterbrochenen Thätigkeit unterſtützt wird. Uebrigens würde man in dieſem Falle nur ein einfaches Palliativmittel gegen die Concurrenz angewandt haben, und man dürfte nicht die ſtolze Behauptung daran knüpfen, den Kampf auf Tod und Leben, den die Fabrikanten einander liefern, zum Stillſtehen gebracht zu haben. Wollte man hingegen dem Uebel wirklich Einhalt thun, ſo müßten die unter einander verbundenen Aſſociationen ſich durch das Mittel einer Centralregierung verſtändigen, wie ſie die Produktion beſchränken wollen. Dann würde man wirklich ein Reſultat erlangt haben. Aber auf welche Baſis wollte man

ſich ſtützen, um zu erklären, daß genug Kattun, genug Tuch, genug Eiſen da ſei? Auf eine einzige, auf die des Preiſes, denn es iſt in einer Geſellſchaft von 20, 30, 40 oder 80 Millionen Menſchen unmöglich zu wiſſen, ob genug Lebensmittel, Kleidungsſtücke und Wohnungen vorhanden ſeien, oder nicht. Es giebt nur eine Art, darüber zu urtheilen, nämlich das ſogenannte Uebertreiben oder Herabſetzen der Preiſe. Das einzige Entſcheidungsmittel für die Begrenzung der Produktion wäre offenbar der Preis. Ihr würdet folglich dieſe unbedeutende Frage, die ſo geringfügige Frage, die man den Preis der Dinge nennt, nach eurer eigenen Meinung entſcheiden! Ja, das iſt die gewiſſe unfehlbare Conſequenz des Syſtems der Aſſociation: Entweder ihr hättet Nichts, durchaus Nichts gethan, als einen Reſerve-Fonds beabſichtigt, welchen die gegenwärtigen Fabrikanten ſich von ihren Gewinnen zu verſchaffen nicht im Stande ſind, oder ihr hättet die Verbindlichkeit übernommen, den Preis aller Produkte feſtzuſetzen; und in der That, wer ſetzt denn eigentlich in einer freien Geſellſchaft den Preis feſt? Die Concurrenz. Wenn ihr ſie unterdrückt, müßt ihr ihn ſelbſt feſtſetzen.

Dieſes iſt alſo die Geſellſchaft, welche ihr einrichten wollt: ein ungeheures Monopol in einer Republik, nach dem Sturze mehrerer Monarchieen, die man für das Vergehen des Monopols, des Monopols der Wahl, des Monopols der Oeffentlichkeit, des Monopols der Steuer geſtürzt hat! Dies wäre das letzte Wort der neuen Brüderlichkeit!

Allein was ſollten die unglücklichen Landleute, die nicht in das Syſtem der Aſſociation eintreten könnten,

und die Arbeiter aller Art, welche einzeln oder zu Dreien und Vieren arbeiten und die den Vortheil des Monopols nicht hätten, was ſollten dieſe machen? Sie würden das Brot, das Fleiſch, die Möbel, die Wohnung zu dem Preiſe der von ihnen allein beibehaltenen Concurrenz hingeben, und einige Arbeiter in den Städten, die Macht der Anhäufung mißbrauchend, welche ihnen die Pforten des Luxembourg für einige Tage erſchloſſen hatte, würden ſich von den Erſteren alle Produkte der Manufaktur, die Baumwolle, das Tuch, das Pflugeiſen, zu einem von ihnen ſelbſt feſtgeſetzten Preiſe bezahlen laſſen. Iſt das Gerechtigkeit, iſt das Liebe zum Volke! Die Erfinder der Aſſociation können aus der Alternative, in die ich ſie hier einſchließe, nicht herauskommen: entweder das Kapital, welches die vereinigten Arbeiter vom Staate erhalten würden, wäre durch das, jeder Geſammtunternehmung inne wohnende anarchiſche Prinzip gefährdet und verloren, oder ſie könnten die Quantitäten beſtimmen und die Preiſe feſtſetzen; dies würde das Kapital retten und ihre Verdienſte ſichern, während es neun Zehntel der Bevölkerung verurtheilte, alle Produkte der Manufaktur zu einem willkürlichen Preiſe zu bezahlen; alſo entweder eine alberne Spekulation, für welche die Maſſe der Steuerpflichtigen, man weiß nicht aus welchem Grunde, das Kapital zu liefern hätte, oder eine zuverläſſige Spekulation, deren übertriebenen Gewinn die Maſſe der Steuerpflichtigen zahlen und wobei alle Fortſchritte der Induſtrie dem Monopol geopfert würden; dies iſt in Wahrheit das Syſtem der Aſſociation!

Der Landbevölkerung gegenüber, deren Leben fortwäh-

rend ein hartes iſt, ſo wie einem großen Theile der Stadtbevölkerung gegenüber, welche von den, von der Concurrenz feſtgeſetzten Löhnen lebt, will man alſo, wie man vorgiebt, für das Wohl des Volkes geſorgt haben, wenn man das Monopol für einige große Werkſtätten einführt, wo die Arbeiter den Vortheil haben, zu Tauſend oder Zweitauſend auf einmal verſammelt zu ſein! Eine neue Ariſtokratie, deren vorzüglichſter Rechtstitel die Anhäufung der Arme iſt. Und was ich hier behaupte, iſt kein Hirngeſpinnſt, denn wenn man das ſo betrübende Verzeichniß der zur Transportation verurtheilten Unglücklichen durchläuft, wird man ſehen, daß ſich, außer vielen Fremden, Arbeiter darunter befinden, welche Werkſtätten angehören, in denen man täglich 3 bis 10 Francs verdient. Was werden unſere Landleute ſagen, wenn ſie die Wahrheit erfahren? Was werden unſere Landleute, die 30 Sous täglich verdienen, ſagen, wenn ſie erfahren, daß man ſich in Paris empört, weil man dort 3 bis 10 Francs täglich verdient?

Ich ſpreche daher den Erfindern der Aſſociation den Titel Volksfreunde ab. Weit entfernt, ihre wahren Freunde zu ſein, ſind ſie nur die Schmeichler einiger Arbeiterklaſſen, deren ſie ſich bedienen möchten, um die Regierung zu beherrſchen und, wenn es ihnen gelänge, die Republik zu unterdrücken. Das iſt die reine Wahrheit. Mag man dagegen deklamiren ſo viel man will, ſie bleibt ſo, wie ich ſie dargeſtellt habe.

Achtes Kapitel.

Von der Reciprocität.

Der billige Preis kann nicht durch Geſetze hervorgebracht werden, und das baare Geld könnte mit Sicherheit nur durch ein Papier erſetzt werden, welches eben ſo ſchwierig zu erhalten wäre, als das baare Geld ſelbſt.

Es erſcheint jetzt ein neuer Reformator, der mehr Geiſt, als die andern Reformatoren, mit denen er rivaliſirt, hat, und der einen Beweis davon giebt, indem er alle mit einer unbarmherzigen Strenge beurtheilt, von dem man glauben möchte, daß die Vorſehung ihn erweckt habe, um ihnen zu widerſprechen und ſie zu verwirren, und der bei Beurtheilung derſelben ſo viel geſunden Verſtand zeigt, daß man faſt an ſeiner Aufrichtigkeit zu zweifeln verſucht wäre, wenn er ſelbſt Syſteme erfindet. Die Communiſten flößen ihm Ekel ein; die Erfinder des Syſtems der Aſſociation machen ihn lächeln; mit einem Worte, ſie flößen ihm alle die Empfindung ein, welche ein verſtändiger Menſch beim Anblick ſo vieler Kindereien haben muß, und da er nun ebenfalls die alte Geſellſchaft umformen will, erſinnt er Folgendes:

Er findet nicht, daß Alles zu billig ſei und daß man die Induſtrie der Herrſchaft des Monopols unterwerfen müſſe, um den Preis der Dinge zu heben. Im Gegentheil, er denkt, Alles ſei zu theuer, viel zu theuer, und darin ſtimme ich mit ihm gegen die Anhänger der

Aſſociation, die der Concurrenz ſo gern Zügel anlegen möchten, überein. Obgleich die Preiſe ſeit dreißig Friedensjahren unter dem Einfluſſe einer außerordentlichen induſtriellen Thätigkeit und einer tiefen Ruhe geſunken ſind, ſo iſt es doch nichtsdeſtoweniger wahr, daß viele ganz rechtmäßige Genüſſe den letzten Klaſſen der Bevölkerung noch unzugänglich ſind. Eine Steigerung der Wohlfeilheit wäre daher ſehr wünſchenswerth. Vor einigen Augenblicken waren wir bei den Feinden der Wohlfeilheit, und auf einem Male ſind wir bei ihren leidenſchaftlichen Freunden. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß, wenn man die Achſe der Welt ſich um ſich ſelbſt drehen ließe und der Induſtrie geſtattete, ſich unter der Herrſchaft von Geſetzen, die fortwährend verbeſſert werden, zu entwickeln, man neue Fortſchritte in der Erlangung eines billigen Preiſes machen würde. Aber ſo iſt es nicht; der billige Preis, den man früher an einem zu ſteilen Abhange zurückhalten wollte, den ſoll man jetzt überſtürzen und gewaltſam mit unſern eigenen Händen herbeiführen! Es ſei! hören wir und urtheilen wir dann!

Es iſt gewiß, ſagt der Erfinder der Reciprocität, daß Alles noch zu theuer iſt, und daß man durch Erniedrigung des Preiſes aller Dinge der wahren Gleichheit nahe käme. Dann, ſagt er, giebt es ein zweites Uebel. Man könnte ſich verſucht fühlen, ſich die verſchiedenen Gegenſtände des Genuſſes, welche wir wegen ihres theuren Preiſes nicht erreichen können, durch die Arbeit zu verſchaffen; allein für die Arbeit ſelbſt braucht man Inſtrumente, man braucht Land, wenn man Ackerbauer iſt, eine Werkſtätte, wenn man Fabrikant ſein will, endlich

auch Urſtoffe, und Geld, welches alle dieſe Sachen repräſentirt, Geld, dieſen abſcheulichen, haſſenswerthen König, der mehr König iſt, als die, welche man 1830 und 1848 entthront hat, der das Eigenthümliche hat, Demjenigen, der ihn ſucht, zu entfliehen, ſo daß man ihn nicht greifen kann, wenn man ſeiner bedarf. Dies ſind die beiden wirklichen Uebel der Geſellſchaft, die Theurung von der einen Seite, und die Neigung des baaren Geldes, ſich dem Publikum zu entziehen, von der andern Seite. — Auch hierin ſtimme ich mit dem Reformator überein. Man könnte in der That alle materiellen Hinderniſſe, auf die man in dieſer Welt ſtößt, durch die beiden Sätze: „das iſt zu theuer" oder „ich habe kein Geld" bezeichnen. — Es giebt Niemanden unter uns, dem Dies nicht paſſirt wäre, ausgenommen etwa zwei oder drei europäiſchen Banquiers, und auch dieſen wird es vielleicht beim Abſchließen von Anleihen ſo gegangen ſein.

Welchen Vorſchlag macht man nun, um dieſes ſo gut charakteriſirte doppelte Uebel zu heilen? Man ſoll zuerſt die Wohlfeilheit dekretiren und dann das baare Geld unterdrücken. Ganz gewiß! wenn ein Dekret Einfluß auf den Werth der Dinge haben kann, ſo lohnt es der Mühe, zu demſelben ſeine Zuflucht zu nehmen, und wenn man das baare Geld unterdrücken kann, ohne es erſetzen zu müſſen, ſo würde ſeine Geneigtheit, ſich den Menſchen zu entziehen, mit ihm vernichtet werden.

Bei einem entſchloſſenen Geiſte ſind die Mittel bald gefunden. Man wird durch einen Beſchluß der geſetzgebenden Gewalt alle Einkünfte, wie Miethe, Pacht, Zinſen, ſo wie die Löhne in allen Gewerben verringern, und,

nachdem Dies geſchehen ſein wird, für die Entſchädigung ſorgen. Durch einen andern Beſchluß wird man den Preis der Dinge in einem gewiſſen Verhältniſſe verringern, indem man dekretirt, daß Niemand, in welchem Handel es auch ſei, einen höheren Preis fordern dürfe, als den zuletzt bekannten, um 25 Procent verringert, wenn man die Löhne um 25 Prozent verringert hat. Da jeder Schuldner und jeder Käufer Anhänger dieſes Syſtems werden wird, indem es in dem Intereſſe Beider liegt, nicht mehr zu zahlen, als wozu das Geſetz ſie verpflichtet, ſo kann man auf Gehorſam rechnen. Es wird dies eine Art Reciprocität ſein, denn die Löhne, ſo wie der Preis der Verkaufsgegenſtände werden herabgeſetzt werden, und man wird, ohne Jemandem Unrecht zu thun, die Wohlſeilheit erlangt haben. Ich unterdrücke einige Einzelheiten, um den Hauptgedanken ganz klar hervortreten zu laſſen.

Es folgt jetzt das in Betreff des baaren Geldes erſonnene Verfahren. Man wird es von ſeiner Neigung, ſich dem Publikum zu entziehen, durch Unterdrückung deſſelben heilen, was ein ſehr ſicherer Weg mit ihm fertig zu werden iſt, und man wird es durch ein Bankpapier erſetzen, welches weder ein Billet der Bank von Frankreich, welches zuweilen ebenfalls den Fehler hat, ſich zu entziehen, noch das Papiergeld, welches nach dem Autor ein wahrer Bankerott iſt, noch das Hypothekenpapier, welches, ebenfalls nach dem Autor, eine der thörichſten Erfindungen, die von den Anhängern des Grundkredits gemacht worden, iſt. Dieſes neue Papier wird auf folgende Weiſe eingeführt werden. Man wird eine große

Wechſelbank errichten, welche die ganze Produktion des Landes als Pfand haben und die bei einer ſolchen Sicherſtellung ſehr ſolide ſein wird. Dann wird ſich jeder Arbeiter bei ihr einfinden können und von ihr die Summe Papier, deren er bedarf, erhalten, freilich nach Abzug des in einer gewöhnlichen Bank üblichen Discontos. (Dieſer Punkt iſt in dem Projekt nicht vollſtändig klar.) Dieſes Papier, welches wie das frühere baare Geld Cours haben wird, wird dem Arbeiter dazu dienen, ſich alle Mittel der Arbeit und des Genuſſes zu verſchaffen; er wird vollkommen thätig, vollkommen glücklich, und in ſeiner Perſon eine unverſiegbare Quelle von Produktionen, ſo wie ein nicht zu füllender Abſatzweg ſein. Nachdem das Geld, welches durch ſeine Eigenſchaft, ſich zu entziehen, ein zwiſchen die Arbeit des Menſchen und ſein Verlangen nach Genuß geſtelltes Hinderniß war, einmal unterdrückt iſt, wird die Menſchheit ohne Ende arbeiten und verbrauchen, ſie wird mit einem Worte ſo glücklich werden, wie ſie ſein kann. Für die Erreichung dieſes Zweckes wird es hinreichend ſein, das geringfügige Hinderniß, das man Geld nennt, zu unterdrücken. Sobald dieſe doppelte Erſcheinung der Wohlfeilheit und der Unterdrückung des baaren Geldes einmal vollendet iſt, wird man alle Zwecke, welche ſich der Communismus und der Socialismus ſetzen, erreicht haben, und Niemand wird mehr eins von den beiden unheilvollen Worten ausſprechen können: „Das iſt zu theuer," oder: „ich habe kein Geld."

Man wird vielleicht glauben, daß ich die verſchiedenen Syſteme, durch Uebertreibung oder Entſtellung derſelben, unverſtändlich oder lächerlich zu machen ſuche, daß

ich hier und da einen Theil weglaſſe, welcher ſie verſtändlich, ausführbar und vortrefflich machen würde, während die Weglaſſung deſſelben ſie nur unvollſtändig, ohnmächtig und unzuläſſig erſcheinen läßt. Ich erkläre mit völliger Aufrichtigkeit, daß dies nicht der Fall iſt, daß ich die gewiſſenhafteſten Anſtrengungen mache, um dieſe Syſteme zu begreifen und zu analyſiren, daß ich ſie begreiflich machen möchte, um ſie deſto beſſer widerlegen zu können. Eine Widerlegung iſt in der That nur dann bündig, wenn man das zu widerlegende Syſtem klar darzuſtellen verſtanden hat. Ich wiederhole alſo, daß ich Alles, was in meinen Kräften ſteht, anwende, um meine Gegner zu begreifen und begreiflich zu machen.

Ich verſichere, daß für die Wohlfeilheit kein anderes Mittel angegeben iſt, als die durch ein Dekret zu bewirkende Reduktion aller Einnahmen: Miethe, Pacht, Zinſen, der dann eine verhältnißmäßige Reduktion des Preiſes aller Waaren folgen ſoll; daß für die Unterdrückung des baaren Geldes kein anderes Mittel angegeben iſt, als ein Bankpapier, welches auf der geſammten Produktion des Landes beruht, und von der ſogenannten Wechſelbank jedem Produzenten im Verhältniß zu ſeinen Bedürfniſſen ausgeliefert wird.

Ich füge endlich noch hinzu, daß der Urheber dieſer beiden Schöpfungen die Erfinder des Maximums und die Schöpfer des Papiergeldes, des alten ſowohl wie des neuen, mit Unwillen und Verachtung behandelt.

Wo nimmt er den Grund zu ſeinem Unwillen her? wird man mich fragen. Ich weiß es nicht. Er empfindet ſo viel Unwillen, daß er es an dem Ausdrucke deſſelben

nicht fehlen läßt. Dann beſchreibt er die Wunder ſeines Syſtems. Man wird durch dieſes Mittel den Wucher, die Bankkommiſſionen und das Agio unterdrücken; das unnütz gewordene Gold und Silber wird man den Domeſtiken überlaſſen; dies wird neue Hülfsquellen für den Luxus ſchaffen und ihn weniger verderblich machen; man wird die Staatsſchuld tilgen, indem man ſie mit dem neuen Papiere bezahlt, freilich auf eine vorſichtige Weiſe, in ſieben oder acht Jahren z. B.; man wird die Koſten der Einnahme im Staatshaushalte beſeitigen, indem alle Steuern durch das Ergebniß der Discontos der Wechſelbank erſetzt werden, und dies wird die einfachſte und gerechteſte Baſis für die Beſteuerung, die bis jetzt bekannt iſt, werden; man wird außerdem die Zollämter, die auswärtige Diplomatie, ſelbſt die Armeen abſchaffen können, denn da die Völker, um ſich unſere Produkte zu verſchaffen und uns die ihrigen annehmen zu laſſen, dieſes Papier anzunehmen gezwungen ſein werden, ſo werden ſie unauflöslich mit uns verbunden ſein. Man wird alſo mit dem allgemeinen Ueberfluſſe zugleich den ewigen Frieden dekretirt haben. Jeder Volksvertreter, welcher dieſe Grundſätze nicht begreift und zuläßt, ſoll für unfähig oder verdächtig erklärt werden.

Keine von dieſen Konſequenzen habe ich blos angenommen; ſie werden ſämmtlich von dem Erfinder der Reciprocität angegeben und verſichert.

Was ſoll ich auf dieſes Syſtem des geiſtreichſten Reformators unſerer Zeit erwidern? Aufrichtig geſagt, ich weiß es nicht, und ich habe mich nie in einer größeren Verlegenheit befunden. Dennoch will ich ſo zu Werke

gehen, als ob das Alles ernſt gemeint wäre, und einige ganz einfache und unbeſtreitbare Reflexionen vorbringen.

Vor Allem glaube ich nicht, daß man den Preis der Dinge willkürlich feſtſetzen könne. Ich bin in dieſer Hinſicht eben ſo voll Vorurtheile, als es Frankreich an dem Morgen nach dem Maximum war. Man könnte auf leine inquiſitoriſche und wunderbare Weiſe in die unendichen Details des ſocialen Lebens eindringen, alle Arten der Ueberlaſſungen, alle jene großen und kleinen Käufe, alle Löhne, ſelbſt die geringfügigſten Gratifikationen berühren; man könnte alle Gegenſtände von Werth, von dem Schächtelchen Schwefelhölzer bis zu den koſtſpieligſten Gegenſtänden ergreifen; man könnte endlich die geſammte Geſellſchaft durchdringen, wie die unwiderſtehliche Natur die Geſchöpfe durchdringt, um ſie ihren Geſetzen zu unterwerfen; und nachdem dies Alles gelungen wäre, nachdem man ein Wunder vollbracht hätte, würde man Nichts gethan haben, denn wenn das Wunder der Reciprocität ſich ganz verwirklicht hätte, würde alle Welt eben ſo viel verloren als gewonnen haben. Wenn die Concurrenz z. B. die Preiſe herabdrückt, ſo behaupten wir, der Arbeiter habe gewonnen, weil er die Gegenſtände, die er verbraucht, etwas weniger theurer bezahlt, während ſein Lohn nicht blos nicht vermindert, ſondern merklich erhöht worden iſt. Hätte hingegen ſein Lohn eine Verringerung erfahren, welche zu der Verringerung aller Verbrauchsgegenſtände in einem genauen Verhältniſſe ſtände, ſo würden wir nicht ſagen, er habe gewonnen; wir würden ſagen, man habe ihm weder Gutes noch Böſes gethan. Man würde ſich ſomit viel Mühe, die

Mühe, ein Wunder hervorzubringen, gegeben haben, um kein Reſultat herbeizuführen. Uebrigens ſpricht man nur von dieſem Wunder, ohne es zu erfüllen. Man quält die Geſellſchaft vergebens, man bemächtigt ſich einiger Werthe, anderer aber nicht. Man erreicht ſogar nur die geringſte Anzahl, denn die Behauptung, die Einkaufspreiſe als Ausgangspunkt zu nehmen, iſt wirklich zu einfältig. Jeder weiß in der That, daß für den Verkauf von Getreide Preisverzeichniſſe vorhanden ſind, auf denen die Preiſe notirt ſtehen; daß der Brotpreis nach einem Polizei-Reglement feſtgeſetzt iſt; daß aber, außer dieſen beiden, alle andern Gegenſtände willkürlich verkauft werden, ohne ein anderes Preisverzeichniß, ohne eine andere Regel, als den ſtets veränderlichen Willen Tauſender von Contrahenten zuzulaſſen. Wolltet ihr erfahren, was zu jeder Zeit des Tages in den Köpfen von 36 Millionen Menſchen vorgeht, wolltet ihr alle ihre Gedanken entdekken, alle ihre Worte hören, von allen ihren Handlungen unterrichtet ſein, ſo würdet ihr damit keine unſinnigere Behauptung aufgeſtellt haben, als die iſt, die Bedingungen aller Einkaufe und Verkauſe zu kennen. Ihr wißt offenbar, daß die Verwaltung der Regiſtratur noch nicht feſtzuſtellen im Stande war, für welchen Preis ein unbewegliches Gut, das doch etwas ſo Grobes, ſo Greifbares, ſo in die Augen Fallendes iſt, verkauft wird. Ein Landgut im Werthe von einer Million, ein Haus im Werthe von 500,000 Frcs. werden in Paris öffentlich in Gegenwart des Notars verkauft, ohne daß der Fiskus von der ſtipulirten Summe genau unterrichtet werden kann, und ihr wollt den Preis erfahren, für welchen jede

Elle Leinwand, jeder Schuh, jeder Hut in Frankreich verkauft wird, um dieſen Preis um ein Gewiſſes zu reduziren! Ihr wißt übrigens recht gut, wie ſich der Werth benimmt, wenn man ihn willkürlich feſtſetzen will. Er lügt. Erkläret, daß irgend ein Gegenſtand eine Reduktion von 25 Procent erfahren ſoll, und auf der Stelle ſchätzt ſich dieſer Gegenſtand 133, um den Werth von 100 wieder herauszubringen. Als der Convent behauptete, daß 100 Francs in Aſſignaten wirklich 100 Francs gälten, während ſie nur 10 galten, war ein Gegenſtand, der ſonſt 10 Francs gekoſtet haben würde, nur für 100 zu haben. Und als man, um dem abzuhelfen, den Preis des Gegenſtandes mit Androhung des Schaffots feſtſetzte, verſchwand der Gegenſtand, und der Handel hörte auf oder wurde ein heimlicher. Das Alles iſt heut zu Tage eben ſo wahnſinnig, wie es vor funfzig Jahren war. Man beſtimmt die Werthe eben ſo wenig, als man die ungreifbaren Gedanken, Neigungen, Wünſche und Willen des Menſchen beſtimmt, denn die Werthe ſind nur der vollkommen richtige Ausdruck derſelben. Hier und da werdet ihr allerdings einen Theil der Wundererſcheinung verwirklichen; ich geſtehe, daß ihr gegen dieſes oder jenes Individuum werdet einſchreiten können. Durch Reduktion aller Einkünfte um 25 oder 33 Prozent treffet ihr den Rentier, den Eigenthümer, deſſen Einkünfte für viele Jahre hindurch durch einen geſchriebenen Contract feſtgeſetzt worden ſind. Den trefft ihr gewiß, und da ihr ihn allein treffet (denn der Arzt, der Advokat, der Geſchäftsmann werden ihn ihre Dienſte nicht minder theuer be-

zahlen laſſen), ſo wird nicht das Eigenthum, ſondern eure vorgebliche Reciprocität ein Diebſtahl ſein.

Alſo: wenn die Maaßregeln gelängen, ſo würde man nichts damit ausrichten; allein ſie gelingen nicht, man ſchießt blind auf die Maſſe, man ſchlägt Dieſen oder Jenen, man reducirt nicht die Werthe, man beraubt einige Individuen.

Ich habe über dieſes erſte Mittel, das allgemeine Glück ſicher herzuſtellen, ſchon zugeſagt; was das zweite betrifft, ſo iſt es ſonderbar genug, um einige Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Das Gold giebt ſich nicht hin, es thut ſpröde, ich gebe es zu; aber ich will euch ſein Geheimniß entdecken: es hat nämlich einen wirklichen unbeſtreitbaren Werth, und aus dieſem Grunde haben es die Menſchen als Austauſchmitttel genommen. Wenn ich von dem Golde ſpreche, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn ich von dem Gelde ſelbſt ſpräche; nur iſt dies weniger ſtrafbar, weil es weniger gilt. Der Austauſch iſt die nothwendige Folge der Theilung der Arbeit, denn wenn die Einen Getreide und die Andern Leinwand oder Eiſen produciren, ſo muß Derjenige, welcher Getreide producirt, es gegen Leinwand oder Eiſen vertauſchen, wenn er der letztern Gegenſtände bedarf. Da er jedoch Beiſpielshalber Allen, an die er ſich wendet, nur Getreide zu bieten hat, während ſie in dieſem Augenblick etwas Anderes bedürfen, ſo iſt man auf den Einfall gekommen, einen allgemeinen Gegenſtand zu nehmen, der einen allgemein anerkannten angenommenen Werth hat, mit welchem man überall hingehen kann und überzeugt ſein darf, Alles da-

für zu erhalten. Man hat das Silber, das Gold gewählt, weil ſie einen ſehr ſoliden eigenen Werth haben, und ſchon in der Geſtalt von Barren faſt eben ſo viel Werth haben, als unter der Form des Geldes. Es folgt aus eben dieſem Werthe, daß ſie ſich nur mit Ueberlegung gegen einen andern wirklichen Werth, der eben ſo reell iſt, als der, den ſie in ſich ſelbſt tragen, hergeben. Sie ziehen ſich jedesmal zurück, wenn man ihnen nicht einen wirklichen, eben ſo viel geltenden Werth bietet. Es iſt dies das Eigenthümliche des wahren Werthes, ſich nicht hinzugeben. Was nun euer Papier betrifft, ſo ſtelle ich, um es zu beurtheilen, eine einzige Frage: Wird es ſich hingeben oder nicht? Wenn es ſich Jedem hingiebt, ſo mag ich es für meinen Theil nicht, denn das iſt ein Beweis, daß es nichts taugt. Was ſich Jedem auf Verlangen hingiebt, taugt nichts, ſei es Menſch oder Sache.

Auf welche Weiſe wird man es ſich nun verſchaffen? Wird es genügen, ſich der Wechſelbank vorzuſtellen und zu ſagen: „Ich bin Arbeiter, oder will es ſein," um eine Summe Papier zu erhalten? Oder wird man Beweiſe für ſeinen guten Ruf, für ſeine gute Führung beibringen, und das beanſpruchte Vertrauen rechtfertigen müſſen? Wird Jeder, von dem Proletarier, den Feld- oder Fabrik-Arbeitern bis zu dem im Rufe ſtehenden Banquier es verlangen dürfen?

Dieſe Fragen, von denen keine gelöſt iſt, müſſen beantwortet werden, ſonſt bleibt das Projekt ohne Grundlage. —

Wenn Jeder ohne Unterſchied Papier von der Wechſelbank verlangen darf, oh! dann gebe ich zu, daß das

Problem, dem baaren Gelde die Geneigtheit, ſich zu entziehen, zu nehmen, gelöſt iſt, und ich begreiſe, weshalb man Papier dem Metalle vorgezogen hat, denn mit dem Papiere darf man es nicht ſo genau nehmen. Man kann für Alle welches haben; es genügt, die Ausgaben zu vervielfachen. In dieſem Falle iſt es weit ſchlimmer, als die Aſſignaten, denn 1793 hatte man nur den Bedürfniſſen des Staates zu genügen, und hier hätte man den Bedürfniſſen Aller zu genügen. Damals hatte man ſich nur vor der Fahrläſſigkeit der Regierung zu hüten, und hier hättte man ſich vor der allgemeinen Fahrläſſigkeit zu hüten. Jeder, der dieſes neue Geld, um zu produziren, oder zu conſumiren, begehren wird, wird es erhalten. Das iſt, wird man mir ſagen, eine Verleumdung, die du gegen das Syſtem vorzubringen beliebſt! Gut! ich wünſche Nichts mehr, als beruhigt zu werden. Dann werdet ihr wohl Jeden, der von der Wechſelbank Papier empfangen hat, verfolgen, um zu erfahren, welchen Gebrauch er davon macht? Wenn ihr dieſe Sorge nicht übernehmet, habe ich Grund, mich zu beunruhigen. Wenn ihr hingegen Denjenigen, welcher neue Papiere erhalten hat, überwacht, um zu wiſſen, welchen Gebrauch er davon macht, ſo iſt dies ein ſeltſamer Polizeidienſt, den ihr eurer Bank auferlegt. Doch nein, wird man entgegnen, das iſt wieder eine leere Vermuthung, die du anzuſtellen beliebſt. Man wird dieſes Papier nur Demjenigen ausliefern, der es verdient, und der das Vertrauen, das er beanſprucht, gerechtfertigt hat. Die Beurtheilung ſeiner Zahlungsfähigkeit wird alſo der Uebergabe des Papiers vorangehen. Auch das mag gut ſein. Ich glaube ſo-

gar, daß es ſo beſſer iſt. Aber dann wird man das Papier bewilligen oder nicht bewilligen, und die Verweigerung iſt wieder da! Euer Papier wird ebenfalls ſpröde thun, und ſich dem Einen hingeben, dem Andern entziehen. Es wird den König ſpielen, jenen König, den ihr das Geld nennt, und den man, wie ihr ſagt, am 24. Februar mit der jüngern Linie der Bourbons gleichzeitig zu entthronen vergeſſen hat. Alſo keine Mitte! entweder eine vorhergehende Abſchätzung des Menſchen, und hierin liegt die Möglichkeit der Verweigerung, oder eine nachfolgende Ueberwachung, und dies iſt eine ſeltſame Polizei, durch die man die Clienten der Bank verfolgen läßt, und ſchließt auch die Möglichkeit einer Verweigerung in ſich ein, denn wenn das Betragen dieſer Clienten nicht zufriedenſtellend iſt, wird man ihnen kein Papier mehr bewilligen dürfen; wenn endlich, wie ich zu fürchten geneigt bin, weder das Eine, noch das Andere ſtattfinden ſoll, ſo würde dies ein jedem Beliebigen zu Gebote ſtehendes Papier, eine unendliche Ausgabe von Papieren ſein, gegen welche die Emittirung der Aſſignaten nur eine armſelige Knickerei geweſen ſein möchte. In dieſem Syſteme würde man, ich geſtehe es, den unbegrenzten Verbrauch geſichert, und allen Produkten der Arbeit einen nicht zu fällenden Abſatzweg eröffnet haben. Nur Eins wird man ſicher zu ſtellen vergeſſen haben, die Arbeit ſelbſt; denn wenn man neues baares Geld erhalten kann, ohne zuvor ein wirkliches Produkt dafür geben zu dürfen, ſo fürchte ich ſehr, der Verbrauch werde der Production ſtets voraneilen, d. h. es werde bald Nichts mehr zu verbrauchen geben.

Die bisherigen Banken haben, indem ſie ſich nach der ewigen Natur der Dinge richteten, es anders angefangen, und indem ſie auf die Geneigtheit des Goldes ſich zu entziehen, Rückſicht nahmen, ohne Zweifel große Dienſte geleiſtet. Sie haben nicht damit begonnen, den Menſchen zu ſagen, daß ſie ſich nur zeigen dürften, damit man ihnen einen Credit eröffne, was wohl ein Banquier mit ihm bekannten Individuen, nicht aber ein Collectiv-Etabliſſement mit Sicherheit thun kann. Die bisherigen Banken haben ſich vielmehr dazu verſtanden, die Wechſel, welche Kaufleute oder Manufakturiſten zur Erleichterung der Geſchäfte für einander unterſchrieben, und die in beſtimmter Friſt durch wirkliche Werthe bezahlt werden mußten, zu diskontiren. Sie nehmen ſie, prüfen ſie mit Hülfe von Comitees, welche die Aufgabe haben, die Kaufleute oder Fabrikanten der Umgegend kennen zu lernen, und bezahlen den Werth gegen Zinſen voraus, wenn der Unterſchriebene nämlich für zahlbar gehalten wird, und wenn er nicht mit ſeiner Unterſchrift verſchwenderiſch umgeht. Sie eröffnen alſo keinen vorläufigen und allgemeinen Kredit; ſie eröffnen einen für jede übernommene Verpflichtung, was ein abgeſchloſſenes Geſchäft zwiſchen Dem, der dieſe Verpflichtung unterſchrieben, und dem, zu deſſen Gunſten ſie unterſchrieben worden iſt, vorausſetzt; ſie unterſtützen auf dieſe Weiſe die Produktion, indem ſie demjenigen, welcher das Verſprechen eines zukünftigen Produkts empfangen hat, den Werth deſſelben liefern. Allein ſie thun Nichts zu viel, Nichts leichtſinnig, beſchränken ſich darauf, jedes abge-

ſchloſſene Geſchäft durch den Vorſchuß, den ſie bewilligen, zu unterſtützen, und geben dieſen Vorſchuß in einem Papier, welches darum Vertrauen einflößt, weil es, ſobald man es wünſcht, ſich in Gold, d. h. in ein Geld verwandeln kann, welches ſeinen Werth in ſich ſelbſt hat. Wenn es anders wäre, würde das Bankpapier nichts mehr gelten.

Die Erfahrung lehrt alſo, daß man durch das Diskontiren auf den Zeitpunkt, wo ein Produkt wirklich hervorgebracht werden ſoll, voraus rechnen kann, jedoch mit der Gewißheit, daß dieſes Produkt kein Hirngeſpinnſt ſei, nach Ergreifung unzähliger Vorſichtsmaaßregeln, um ſich davon zu überzeugen, und nach zahlreichen Verweigerungen. Endlich lehrt auch die Erfahrung, daß die von den Banken bewilligten Vorſchüſſe, welche ein noch nicht erzeugtes Produkt darſtellen, nur unter der Bedingung in Papier geleiſtet werden können, wenn dieſes Papier auf den erſten Wunſch ſich in Geld verwandeln kann, d. h. wenn es alle Vorzüge und Fehler dieſes Metalles, und namentlich den Fehler hat, ſich nicht leicht hinzugeben, denn ein Bankbillet von 1000 Francs giebt ſich eben ſo ſchwierig hin, wie 1000 Francs in Gold.

Die Wechſelbank, um die es ſich handelt, iſt alſo ein offenes Büreau, in welchem man dem erſten Beſten neues Papier geben wird, alſo ein Unſinn, oder eine Bank, die, ſtatt zu diskontiren, wie ein Banquier Credit eröffnet, was eine Praxis herbeiführen würde, die weit unter der ſtünde, welche die Erfahrung angenommen hat, daß nämlich nur die Banquiers allgemeinen Credit er-

öffnen, und die Banken nur unterſchriebene Wechſel diskontiren, ihr Geld alſo nur auf ein abgeſchloſſenes Geſchäft leihen. Selbſt in dieſem Falle hat man dem angeblichen Uebel, über das man ſich beklagt, nicht abgeholfen, denn da die Credite begrenzt werden müſſen, ſo tritt die Verweigerung ſicherlich da ein, wo der Credit aufhört. Alſo entweder Unſinn, oder ſonſt nichts Neues, als eine Praxis, die ſchlechter, als die beſtehende iſt, dies wäre die neue Wechſelbank.

Es giebt noch eine Hypotheſe, von der der Autor nicht ſpricht, da ſein Projekt ohne Angabe der Mittel, es auszuführen, hingeſtellt iſt, was eine ſehr bequeme Verfahrungsweiſe iſt; dieſe Hypotheſe würde darin beſtehn, daß jeder Arbeiter gegen Deponirung von Waaren, d. h. von wirklichen Produkten, Credit von der Wechſelbank erhalten könnte. Dann aber wäre ſie eine Bank, welche auf Waarenniederlagen liehe, eine Art Handelsleihamt. Man hat für Zeiten des Unglücks an ſolche Etabliſſements gedacht, die jedoch nur vorübergehend beſtehen können, ſonſt müßte ein Etabliſſement dieſer Art den allgemeinen Käufer und Verkäufer ſpielen und den geſammten Handel, der nur durch Einzelne gut betrieben werden kann, in ſeine Hände nehmen. Es läge hierin nichts Neues, nichts, was nicht ſchon bekannt, was nicht beſtritten und höchſtens für die Tage der Kriſis zugelaſſen wäre. Endlich würde man in dieſem Falle das neue Papier nur gegen ein fertiges Produkt bewilligt haben. Allein vor dem fertigen Produkte zieht ſich auch das Geld nicht zurück, es ſei denn in

gewiſſen Zeitpunkten allgemeiner Preiserniedrigung, und auch dann giebt es ſich zu dem herabgeſetzten Preiſe her, den die Umſtände erheiſchen. Das iſt alſo keine große Gunſtbezeugung, baares Geld gegen vollbrachte Arbeit zu geben. In den gewöhnlichen Banken giebt man es gegen ein Diskonto voraus. Sollte man hingegen das in Rede ſtehende Papier vor dem Produkte erhalten, ſo bliebe immer noch die Frage zu beantworten, welche Vorſichtsmaaßregeln man ergreifen wollte, um ſich von dem Vertrauen, welches das Verſprechen des Producenten verdient, zu überzeugen. Alſo entweder das Produkt vor Uebergabe des Papiers, was keine große Gunſtbezeugung iſt, oder das Produkt ſpäter, was Vorſichtsmaaßregeln nöthig macht, um ſich des ſpätern Produktes zu verſichern. Ich wiederhole es alſo, das neue Papier würde entweder nichts taugen, oder dem Golde an böſem Willen gleichen.

Es iſt gut, am Schluſſe darauf aufmerkſam zu machen, mit welch ſtolzer Verachtung die gegenwärtigen Reformatoren ſich unter einander behandeln. Der Erfinder der Wechſelbank iſt unwillig gegen die Aſſignaten, verachtet den Grundkredit, der in einem Bankſyſtem beſteht, wonach für die Hälfte oder ein Viertel des feſtgeſtellten Werthes unbeweglicher Gegenſtände Papiere verliehen werden. Er bemerkt in der That, daß die unbeweglichen Gegenſtände ſich nicht nach Belieben verkaufen, daß man, wenn es in gewiſſen Momenten nöthig wird, ſich den Werth des geliehenen Papieres zu verſchaffen, ſehr in Verlegenheit ſein wird, denn man kann nicht eine ganze Gegend auf einmal verkaufen. Das iſt wahr! Aber man

hätte doch eine Sicherſtellung! Man wird ohne Zweifel ſehr in Verlegenheit ſein, man wird Land haben, während man Geld braucht; dies wird eine ſehr unangenehme Lage herbeiführen, und dies iſt auch für mich eine Urſache, mich gegen den ſogenannten Grundkredit zu erklären; würde es aber beſſer ſein, ſich einem Papiere gegenüber zu befinden, das gar keine Sicherſtellung böte? — Es würde, ſagt mir wiederum der Autor, in der geſammten Produktion eine Sicherſtellung geben. Allein ich antworte ihm noch einmal, daß dies nur nach zahlreichen Vorſichtsmaaßregeln, um ſich dieſer Produktion zu bemächtigen, nachdem man das Papier eben ſo oft wie das Gold verweigert hätte, und endlich mit Hülfe einer Organiſation, die viel ſchlechter, als die der jetzigen Banken iſt, der Fall ſein könnte.

So wäre denn wiederum eins von den eingebildeten Mitteln der neuen Reformatoren, wie mir ſcheint, richtig gewürdigt. Ein billiger Preis, der keine Wirkung hätte, ſobald er allgemein wäre, denn alle Welt würde weniger geben und weniger empfangen, und der, wenn er nicht allgemein wäre, ein Raub ſein würde; noch mehr, ein neues Papiergeld, das ſich entweder zurückzieht, wie das frühere, oder ſich dem erſten Beſten hingiebt, was ein eben ſo unſinniger Gedanke wäre, als jedem, der Geld begehrt, ſolches zu geben. Dies iſt in Wahrheit das Syſtem der Reciprocität.

Ich vermuthe jedoch wiederum, daß man dieſes Papier nicht dem erſten Beſten bewilligen, daß man es nicht dem Landmanne, dem Proletarier, die nothwendigerweiſe von der Bank wenig gekannt ſind, geben,

daß man die Vorſicht begehen wird, eine beſchränkte Anzahl in Umlauf zu ſetzen, damit der Unſinn weniger vollſtändig ſei, daß man es in den Städten einigen von den Arbeitern geben wird, für welche die Aſſociation erfunden wurde, einigen geiſtreichen Leuten, deren Genie noch nicht durchgedrungen ſein, oder einem Banquerottirer, der in ſeinen Speculationen wenig Glück gemacht haben wird. Aber ich frage hier, wie bei der Aſſociation: wann wird man endlich an den armen Landmann denken, der in La Correze oder in den Cevennen ſich von Erdäpfeln oder Kaſtanien nährt? Werden denn die Socialiſten niemals an ihn denken?

Neuntes Kapitel.

Von dem Recht auf Arbeit.

Die der Geſellſchaft auferlegte Verpflichtung, den unbeſchäftigten Arbeitern Arbeit zu verſchaffen, kann kein Recht begründen.

Es bleibt nun noch eine Erfindung zu prüfen, die, ich geſtehe es, weniger ſonderbar und praktiſcher iſt, die ſich jedoch ebenfalls den Anſpruch zu machen nicht ſcheut, in dem öffentlichen Schatze zu wühlen, und zwar wiederum für einige Begünſtigte, die ſtets dieſelben ſind,

diejenigen, deren man ſich bedient, wenn man auf die Regierung irgend einen Zwang ausüben will; dieſe Erfindung iſt das Recht auf Arbeit, ein Recht, kraft deſſen jedes Individuum, welches keine Arbeit zu haben vorgiebt, berechtigt iſt, ſolche vom Staate zu verlangen.

Wie! ruft man, Du willſt Demjenigen Arbeit verweigern, der dich darum bittet, um zu leben, Demjenigen, der, ſtatt ſich auf die Geſellſchaft zu ſtützen, ſtatt ihr das Brot, welches ſie hat, er aber nicht, zu entreißen, ſich damit begnügt, ihr für den Preis ſeiner Subſiſtenz dienen zu wollen? Du willſt alſo, daß er raube, oder Hungers ſterbe! Kann man einem ſo begründeten und ſo anſtändig ausgedrückten Anſpruch irgend Etwas entgegenſetzen? Gewiß Nichts, wenn man einem ſolchen Menſchen Hülfe verweigerte; hingegen Vieles und Entſchiedenes, wenn man ihm allen Beiſtand, über welchen die Geſellſchaft verfügen kann, gewährt. Aber, wird man entgegnen, das iſt Almoſen, immer Almoſen, was ihr Demjenigen bietet, der kein Almoſen annehmen will, der zu ſtolz iſt, um die Hand auszuſtrecken, der das Mittel verlangt, das, was er empfangen ſoll, zu verdienen. Hierauf erwidere ich noch einmal, daß die Wohlthätigkeit niemals eine Beleidigung für Diejenigen iſt, mit denen ſie ſich beſchäftigt, daß dieſes Gefühl von Würde übrigens lobenswerth iſt, daß die Geſellſchaft dieſem Gefühle entgegengekommen und Denjenigen, welche es wollen, die Gelegenheit, den Beiſtand, den ſie gewährt, zu verdienen, geben muß; daß ſie aber den Anſprnch, den man gegen ſie erhebt, nicht als ein Recht betrachten kann, denn erſtens iſt es kein Recht, und zweitens würde ſie, wenn ſie

es als ein Recht anerkennen wollte, eine Verpflichtung übernehmen, deren Erfüllung ihre Kräfte überſchritte. Ich werde dieſe verſchiedene Behauptung kurz beweiſen. Man höre mich einen Augenblick an, und man wird erkennen, daß unter dieſem Geſchrei von Humanität nichts Anderes ſteckt, als das Geſchrei der Parteien, die die Stimme des Unglückes nachahmen, um ſich in den Schooß der entwaffneten Geſellſchaft zu ſchleichen und ſie zu verwirren, kurz, daß an nichts Anderes gedacht wird, als an die Nationalwerkſtätten.

Um ſich zu verſtändigen, darf man nur auf die Prinzipien ſelbſt zurückgehn. Welches Ziel haben ſich die Menſchen geſetzt, als ſie ſich zu einer Geſellſchaft vereinigten? Neben einander unter gegenſeitigem Schutze zu arbeiten, ſich zu vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden, ſich Beiſtand zu leiſten, wenn einer vor Anſtrengung, Krankheit oder Alter bei der gemeinſchaftlichen Arbeit ohnmächtig wird, und durch die Beiſpiele, die ſie einander geben, ſich zu belehren; ich weiß aber nicht, daß ſie den Beruf gehabt hätten, für einander Arbeit zu ſuchen. Der Schutz, der gegenſeitige Beiſtand, und die Vervollkommnung ſind die Beweggründe und die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens; dieſe würde der Menſch in der Einſamkeit nicht finden, dieſe erlangt er nur durch die Nähe ſeiner Mitmenſchen. Wäre er einſam, ſo würde er von einem ſtärkern Thiere verſchlungen werden, oder in dem Falle von Krankheit oder Schwäche aus Mangel an Beiſtand unterliegen. Allein würde er Nichts lernen, und das Wiſſen des Einen wäre für den Andern verloren. Aber jeder geſunde Mann hat die Aufgabe, für

ſich ſelbſt zu ſorgen, ſich eine Beſchäftigung zu verſchaffen, und ich weiß nicht, ob die Geſellſchaft die Verpflichtung hat, ihm eine ſolche zu ſuchen. Sie beſchützt ihn in der Ausübung der gefundenen Beſchäftigung; ſie kann ihn lehren, beſſer damit fertig zu werden, aber ihm eine zu ſuchen, ihm künſtlich eine zu ſchaffen, ſcheint mir über ihre Verpflichtung und beſonders über ihre Kräfte hinauszugehen. Man wird mir ſagen, es wäre beſſer, menſchlicher ſo weit zu gehen und auf dieſe Weiſe jedem Menſchen zu jeder Zeit die Mittel zur Arbeit zu ſichern. Wollt ihr damit ſagen, daß die Geſellſchaft, wie jene Aſſociationen handeln müſſe, welche für die unbeſchäftigten Domeſtiken oder Arbeiter Stellen ſuchen? Ich verſtehe euch. Allein dieſe Aſſociationen verſprechen nur ihren guten Willen. Weshalb verſprechen ſie nicht mehr? Weil ſie nicht mehr können. Die Macht der Geſellſchaft ſteht auf derſelben Stufe.

Um zur Ueberzeugung zu gelangen, darf man nur wenige Betrachtungen anſtellen. Wann wird es an Arbeit mangeln? In gewiſſen, glücklicher Weiſe nur zufälligen Fällen, in den Fällen der Geſchäftsloſigkeit. Gewöhnlich gelingt es dem Menſchen, ſich zu beſchäftigen, wenn er aufrichtig arbeiten will. Auf dem Lande tritt niemals die Alternative einer außerordentlichen Thätigkeit oder einer vollſtändigen Unthätigkeit ein. Ihr werdet in der Agricultur keine hundert- oder zweihundertauſend Arbeiter ſehen, deren Arbeit die Erde ſich plötzlich entziehen wird. Allerdings werden vor den Thoren der Städte die Arbeiter, welche Früchte oder Gemüſe anbauen, welche ſich damit beſchäftigen, dem Reichen raffinirte Genüſſe

zu verſchaffen, ebenfalls unter einer Handelskriſis leiden können. Allein in der Agrikultur giebt es keine Kriſen, welche aus der Uebertreibung der Produktion hervorgehen, und ſelten wird ein Menſch, der Arme hat, kein Pachtgut für die Verwendung derſelben finden. Anders iſt es, wie ich bereits geſagt habe, in den Manufakturen. Hier geſchieht es, daß es eine Zeit lang an Armen fehlt, daß man ſich um ſie ſtreitet, daß man ſie mit höheren Preiſen bezahlt; dann aber, wenn die Uebertreibung der Produktion die Unmöglichkeit, zu verkaufen, erzeugt hat, hält man plötzlich inne, man hört auf zu produziren, und wenn der Arbeiter nicht ſparſam geweſen iſt, wird er an dem Nothwendigſten Mangel leiden und zu den größten Qualen verdammt ſein. Dies ſind die Fälle, in welchen es wirklich an Arbeit fehlt, und die einzigen, mit denen wir uns beſchäftigen. Es muß wohl ſo ſein, denn wenn die Geſchäftsſtille der gewöhnliche Zuſtand der Geſellſchaft wäre, würde ſie bald unterliegen. Wenn es gewöhnlich eine Anzahl von Arbeitern gäbe, denen es an Feldern fehlt, die ſie beackern könnten, und an Geſchäften aller Art, in denen ſie weben, ſchmieden könnten, ſo müßten ſie dabei untergehen. Das wäre der Fall jener Eroberung der Erde und der Kapitalien, von der ich anderswo geſprochen habe, und die nur eine Fabel iſt, denn gewöhnlich giebt es Erde, die noch nicht in Beſitz genommen iſt, für Jeden, der ſolche will, und die bereits beſeſſene Erde ſo wie Kapitalien und Arbeitsinſtrumente ſind billiger als früher zu haben; mit einem Worte, mit gewiſſen Ausnahmen giebt es Arbeit für Jeden, der arbeiten will; ich will damit nicht ſagen, daß Alle, die um

eine Anſtellung anhalten, eine ſolche erlangen können; an Dieſe denke ich nicht, obgleich ſie eifrige Anhänger des Rechtes auf Arbeit ſind. Das aber ſtelle ich als gewiß hin, daß die Arbeit nur zufällig, nur in dem Falle der Geſchäftsſtille mangelt, und daß dieſe Geſchäftsſtille nicht auf dem Lande, ſondern in den Städten, nicht in der Agrikultur, ſondern in den Manufakturen ſtattfindet.

Was bedeutet dieſes zufällige Faktum, das in den Manufakturen eintritt und das ich die Geſchäftsſtille nenne? Es bedeutet, daß die Geſellſchaft in dem Augenblicke, wo es eintritt, kein Eiſen, keine Maſchinen, keine baumwollenen Stoffe, kein Tuch, keine Seidenzeuge, keine Caſchemirſhawls u. ſ. w. braucht, weil ſie zu viel davon fabrizirt hat. Wollt ihr nun, daß der Staat ſich gerade für dieſen Zeitpunkt zu einem Eiſen-, Baumwollen-, Tuch-, Seidenzeug-, Caſchemirſhawls-Fabrikanten machen ſoll? Wollt ihr es, ja oder nein? Hierum dreht ſich Alles.

Ich begreife, daß man in dem Communismus einen Staat annimmt, der alle Gewerbe zugleich betreibt. Könnt ihr euch aber außerhalb des Communismus einen Staat denken, der Schuhe, Hüte, kurze Waaren, Modegegenſtände fabrizirt? Soll er gewöhnlich oder nur dann und wann fabriziren? Wenn er gewöhnlich fabrizirte, ſo wäre es widernatürlich, denn abgeſehen davon, daß er Etwas thäte, was ihm nicht zukäme, was er unmöglich verſtehen könnte, würde er der Privatinduſtrie eine fürchterliche Concurrenz machen, ſie ruiniren oder von ihr ruinirt werden. Wenn er nur dann und wann fabrizirte, ſo wäre es noch ſchlimmer. Könnt ihr euch einen Staat denken, der in aller Eile allerlei Fabriken errichtet und

ein oder zwei Jahre alle Gewerbe zugleich zu betreiben verſucht, um ſie nachher im Stich zu laſſen?

Abgeſehen davon, daß er ſeiner Natur wegen, die ſich dazu nicht ſchickt, und in Folge ſeines Mangels an aller Sachkenntniß ſchlecht dabei wegkäme, würde er auch der Induſtrie eine bei weitem gefährlichere Concurrenz erwecken, als wenn er beſtändig und fortdauernd fabrizirte. Er würde in der That das einzige Gute dieſer unheilvollen Zeiten der Arbeitsloſigkeit, welches darin beſteht, die Produktion ſtillſtehen zu machen und die Märkte von ihrer großen Ueberfüllung zu befreien, verhindern. Die Geſchäftsſtille zeigte, daß die Produktion inne halten müſſe, weil ſie übertrieben worden war, und ſie würde ungeſchickt, theuer und ungelegen vom Staate fortgeſetzt werden. Das Heilmittel wäre alſo nicht blos ſchlecht, ſondern auch im höchſten Grade läſtig.

Nein, nein, wird man mir ſagen, das iſt wiederum eine Uebertreibung der Ideen, welche du bekämpfſt; das iſt nicht die Idee ſelbſt in ihrer Einfachheit und Gerechtigkeit. Man kann nicht wollen, daß der Staat Eiſenwaaren-Fabrikant, Goldſchmied, Seidenweber, Möbelfabrikant werde. Aber wenn er Ackerbau-Kolonieen in Bretagne oder in Algier, und Erdarbeiten in verſchiedenen Theilen des Ländergebietes vorbereitet haben wird, dann wird er ſeine Pflichten erfüllt haben. Darauf erwidere ich, daß man nicht im Ernſte ſpricht, oder daß man ſpricht, ohne ſich von den Nationalwerkſtätten belehrt zu haben. Wie! ihr erkennt das Recht an, und nachdem ihr es anerkannt habt, genügt ihr ihm auf dieſe Weiſe? Erdarbeiten ſind zu keiner Zeit verweigert wor-

den, und niemals darf es der Staat mit einiger Vorſicht daran fehlen laſſen. Könnt ihr aber Leuten, die ein Weberſchiff oder einen Grabſtichel geführt haben, eine Hacke in die Hand geben? Sie werden euch ſagen, daß das eine Grauſamkeit ſei, und ſo iſt es in der That. Diejenigen, welche ehrlich ſind, werden, wenn ſie die Hacke oder den Spaten zu gebrauchen verſuchen, bald blutige Hände und zerbrochene Rücken bekommen, werden krank und matt werden; und wenn die Arbeit, wie man es in den letzten Tagen der Exiſtenz der Nationalwerkſtätten in Paris verſucht hat, nach dem Stücke vergeben würde, verdienten ſie kaum ſo viel, daß ſie ein Stück Brot eſſen können, während neben ihnen ein Handwerker von Profeſſion acht bis zehn Francs täglich verdienen kann. Was geſchieht dann? Ein Gefühl von Menſchlichkeit bemächtigt ſich der überwachenden Perſon, man bezahlt dieſe Arbeiter für das Nichtsthun, und denſelben Beiſtand, den man unter ſeinem wahren Namen mit ſo viel Hochmuth zurückweiſt, verſchaffen ſie ſich durch eine Lüge. Statt eines Almoſens tritt ein Betrug ein. Nun aber iſt es weit weniger entehrend, Almoſen vom Staate zu empfangen, als eine Veruntreuung zu begehen, d. h. ſich den Lohn für eine Arbeit, die man nicht ausgeführt hat, zahlen zu laſſen. Das iſt noch nicht Alles: ich ſpreche von den Erdarbeiten in Paris; bietet ſie aber in Bretagne oder Landes an, und ihr werdet ſehen, ob man ſie annehmen wird. Man wird zu den Waffen greifen, um Paris nicht verlaſſen zu dürfen, und ich ſpreche hier keine eitle Vermuthung aus. Die unglücklichen Junitage tra-

ten gerade mit der Nachricht der erzwungenen Abreiſe der Arbeiter in den Nationalwerkſtätten ein.

Die Rechte beſtehen, oder ſie beſtehen nicht; wenn ſie beſtehen, ziehen ſie unbedingte Conſequenzen nach ſich. Wenn der Arbeiter ein Recht darauf hat, daß der Staat ihm Arbeit liefere, ſo muß es eine Arbeit ſein, die ſeinen Gewohnheiten, ſeiner Lebensweiſe und ſeinen Talenten angemeſſen iſt, eine Arbeit, die ihn nicht entkräftet, die ihn nicht für ſein Handwerk ungeeignet macht, beſonders eine Arbeit, die ihn nicht ſeine Heimath zu verlaſſen zwingt, die ihn nicht von ſeiner Familie trennt, die nicht aus ſeiner Frau eine Wittwe, aus ſeinen Kindern Waiſen macht. Er muß, wenn er ſich an die Regierung wendet, eine vollkommen zur Uebernahme bereite Werkſtätte finden, eine Spinnerei, eine Schmiede, eine Seidenwirkerei, einen Hutmacherladen u. ſ. w.

Das Recht beſteht nicht, oder es zieht dieſe Conſequenzen nach ſich, denn ich wiederhole es, einem Arbeiter in Seidenwaaren eine Hacke in die Hand geben, iſt nicht die Erfüllung eines Rechtes, ſondern eine Grauſamkeit. Wenn dieſer Arbeiter ſie nimmt, läßt er ſie bei Seite liegen, bedient ſich nicht derſelben und betrügt den Staat. Mit der Anerkennung des Rechtes auf Arbeit verſetzt man ſich in die Nothwendigkeit, ſelbſt grauſam zu ſein, oder aus dem Arbeiter einen unredlichen Mann zu machen. Ich begreife kein Recht, das ſolche Folgen hat.

Noch mehr, wenn das Recht beſteht, beſteht es jeden Augenblick. Es beſteht durchgehends, heute, geſtern, morgen, übermorgen, im Sommer wie im Winter, nicht wenn es euch belieben wird, das Recht als in Kraft ſeiend

zu erklären, ſondern ſobald es dem Arbeiter belieben wird, es anzurufen. Was wollt ihr nun machen, wenn es einigen Arbeitern gefällt, ihren Meiſter zu verlaſſen, weil er ihnen nicht ſo viel zahlt, als ſie verlangen, oder weil er eine Bedingung ſtellt, die nicht nach ihrem Geſchmacke iſt, und wenn ſie nun zu euch kommen, um Arbeit zu verlangen? Ihr werdet dann nothwendigerweiſe in alle Zänkereien und in alle Gewaltthätigkeiten, die gegen die Meiſter verſucht werden, um ſie zur Erhöhung des Lohnes zu zwingen, verwickelt werden. Wenn das Recht ein wahres Recht und keine bloße Schmeichelei, die man als Geſetz niedergeſchrieben hat, um nachher nicht mehr daran zu denken, ſondern ein ernſtlich anerkanntes und thatſächlich bewilligtes Recht ſein ſoll, ſo werdet ihr allen Arbeitern ein Mittel an die Hand geben, durch die künſtliche Steigerung der Löhne die Induſtrie zu Grunde zu richten. Sollte dies eine leere Annahme ſein? Die National-Werkſtätten würden euch wiederum darauf antworten. Viele Pariſer Fabrikanten hatten Beſtellungen, die ſie nicht ausführen konnten, weil ihre Arbeiter nicht für ſie arbeiten wollten. So hatte z. B. der Kriegsminiſter eine Partie Rüſtungen ſehr nöthig und konnte ſie wegen der Nationalwerkſtätten, welche den trägen oder unzufriedenen Arbeitern bezahlte Feiertage verſchafften, erſt ſpät verfertigen laſſen. Aber, wird man ſagen, wir werden zu unterſcheiden wiſſen, ob das Recht, auf das man ſich beruft, an ſeiner Stelle iſt oder nicht. Ei! iſt das der Charakter eines wahren Rechtes? Hängt es etwa, wenn es ſich um die perſönliche Freihet, oder um die Preßfreiheit handelt, von der Staatsmacht ab,

zu erklären: ich bewillige ſie euch heute, verweigere ſie euch aber morgen? So iſt es in dem Belagerungszuſtande, allein in dem Belagerungszuſtande giebt es kein Recht mehr. Läßt man aber in dem gewöhnlichen Zuſtande das Recht von der Willkür der Macht abhängen, die zu erklären befugt wäre: heute konnteſt du das Recht ausüben, nicht aber morgen, oder morgen und nicht heute?

Und woher kömmt dieſer unglückliche Widerſpruch zwiſchen dem Prinzip, das ihr aufſtellen wollt, und der Anwendung eben dieſes Prinzips? Daher, daß ihr das Wort mißbraucht habt, um den Dingen einen falſchen und erzwungenen Charakter zu geben, daß ihr Das ein Recht genannt habt, was kein Recht iſt, daß ihr Das in eine unbedingte Pflicht verwandeln wollt, was ein einfacher Akt des guten Willens des Staates iſt und bleiben muß. Wenn ihr ein Recht auf Arbeit hättet, dann müßte eurem Rechte von Seiten des Staates die unbedingte, formelle, nicht wegzuſcherzende Verpflichtung, euch eine Arbeit zu liefern, die euren Gewohnheiten, Kräften und Talenten angemeſſen iſt, entſprechen. Ich will in einer ſo ernſten Sache nicht ſcherzen, da man jedoch keine Grenze zwiſchen den Arbeitern ziehen kann, da man nicht behaupten kann, daß das Recht, welches für eine Klaſſe exiſtirt, für eine andere nicht exiſtire, da man, wenn es Klaſſenrechte gäbe, ſofort eine ſeltſame Ariſtokratie wieder erkennen würde, ſo werde ich euch ſagen, daß das Recht auf Arbeit eben ſowohl für die Aerzte ohne Patienten, für die Advokaten ohne Prozeſſe, für die Schriftſteller ohne Leſer, wie für die Arbeiter ſelbſt exiſtire, kurz, daß das Recht vorhanden ſei oder nicht, und daß ihr

entweder Allen oder Niemandem Arbeit zu geben ſchuldig ſeid. Ja, wenn ihr conſequent ſeid, ſeid ihr Allen Beſchäftigung zu geben ſchuldig. Merket ihr, welche Folgen dann entſtehen werden? Bereitet alſo Stellen für alle jene Arbeiter des Gedankens, wie ſie ſich nennen, vor, und wenn das Recht auf Arbeit ein wahres Recht iſt, ſo tretet ihnen eure Stellen ab oder theilet ſie mit ihnen; denn ich wiederhole es: das Recht der perſönlichen Freiheit iſt ein abſolutes, von dem Jeder Gebrauch machen kann. Der Arbeiter, der ſchreiben will, kann es eben ſo gut, wie derjenige, welchen ihr mit dem Titel Bourgeois bezeichnet. Weshalb ſollte alſo das Recht auf Arbeit ausnahmsweiſe das Privilegium einer einzigen Arbeiterklaſſe ſein?

Ihr habt hier nur eine vernünftige Antwort, und ich beeile mich, ſie als vortrefflich anzunehmen, daß ihr nämlich nicht leiſten könnt, was man von euch fordert, daß ihr nicht jedem, der eine Stelle haben will, eine Stelle geben könnt, daß ihr aus der Staatsregierung eben ſo wenig einen Kurzwaarenhändler, einen Modewaarenhändler, einen Möbelfabrikanten, einen Decorateur machen könnt, als eine Sammlung von Aemtern, die ſtets für diejenigen, die ſie begehren, offen ſtehen, daß es Unſinn wäre, daran zu denken, kurz, daß Niemand, ſelbſt nicht der Staat zu dem Unmöglichen angehalten werden kann, daß es folglich keine unbedingte Pflicht, ſondern ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit iſt, ſein Möglichſtes zu thun. Wohin führt uns das? Zu erklären, daß Grund vorhanden iſt, nicht ein Recht zu proclamiren, ſondern die Wohlthätigkeit des Staates kräftig anzuru-

ſen, ihm die Pflicht aufzuerlegen, alle ſeine Mittel anzuwenden, um den unbeſchäftigten Arbeitern zu Hülfe zu kommen. Wenn man ſo ſpricht, wird Alles wahr und einfach, und alle Mißbräuche, welche die Partheien von einer ſo unſinnigen Erklärung machen können, verſchwinden. Der Staat übernimmt keine Verpflichtung, das Unmögliche zu verſuchen, 200,000 Arme den Partheien zur Verfügung zu ſtellen, allen Arbeitern das Mittel zu liefern, die Induſtriearbeiten nach Gutdünken zu unterbrechen, und die Löhne nach Belieben zu erhöhen; denn da er nur die Verpflichtung hat, das Elend zu erleichtern, ſo hat er das Recht zwiſchen dem wahren und dem falſchen Elende, zwiſchen dem Theilnahme verdienenden und des Beiſtandes würdigen und dem aufrühreriſchen Unglücke zu unterſcheiden. Er befindet ſich nicht mehr einem Rechte, ſondern dem Achtungswertheſten, das es in der Welt giebt, der leidenden Menſchheit, gegenüber, der man Alles, nur nicht das Unmögliche, nur nicht die Verletzung der Grundſätze, auf welchen die Geſellſchaft beruht, ſchuldig iſt. Wenn man noch einmal wiederholt, daß dies ein Almoſenſpenden iſt, ſo antworte ich wieder, daß dies nicht Almoſen, ſondern Wohlthätigkeit iſt, welche niemals eine Beleidigung iſt, ſobald ſie von Jemandem geſpendet wird, der faſt eben ſo hoch über uns ſteht, als die Vorſehung ſelbſt, d. h. von dem Staate, und wenn ſie wirklich unglücklichen Menſchen, die nicht durch ihre Schuld, ſondern durch die Schuld der Ereigniſſe unglücklich geworden ſind, geſpendet wird. Ich werde antworten, daß Saint-Vincent de Paul niemals für einen Mann galt, der die Menſchheit beſchimpft hat,

und daß man endlich das, was man nicht unter dem Namen Unterſtützung, ſondern unter dem Namen Lohn, nachdem man es verdient haben würde, annehmen will, nicht mit der Hacke in der Hand verdienen, ſondern es, ohne es verdient zu haben, nehmen würde, und dies wäre eine weit weniger ehrenwerthe Handlung, als Unterſtützung anzunehmen.

Nachdem dies feſtgeſtellt iſt, wird es die Pflicht des Staates ſein, Mittel zu erfinden, durch welche er den ſchrecklichen Zeiten der Geſchäftsſtille begegnen kann. Er wird nicht Alles thun können, was man von ihm verlangt, aber mit Vorſicht wird er Etwas und ſogar Viel vermögen, denn der Staat hat nicht weniger als Mauern, Maſchinen, Schiffe, Tauwerke, Flinten, Kanonen, Wagen, Harniſche, Schuhe, Röcke, Hüte, Tuch, Leinwand, Paläſte, Kirchen auszuführen; und eine geſchickte Verwaltung, welche dieſe ſo verſchiedenen Arbeiten für die Zeiten der Geſchäftsſtille reſervirte, welche für verſchiedene Fabrikate, wie Maſchinen, Waffen, Wagen, Tücher, Leinwand, Etabliſſements hätte, welche erweitert oder beſchränkt werden könnten, eine Verwaltung, welche ihre fertigen Bauanſchläge für die zu errichtenden feſten Plätze oder Paläſte hätte und ſie für die Zeitpunkte, wo die Privat-Induſtrie ihre Arbeiten unterbricht, bereit hielte, welche auf dieſe Weiſe die unbeſchäftigten Arme auf dem allgemeinen Markte aufkäſe, wie gewiſſe Speculanten entwerthete Staatspapiere kaufen, welche zu dieſer adminiſtrativen Vorſicht die finanzielle hinzufügte, und ihre ſchwebende Schuld frei und unbelaſtet, bewahrte, ſo daß ſie Geld fände, wenn Niemand mehr welches

hätte, eine Verwaltung, die ſich alle dieſe ſchwierige, jedoch nicht vergebliche Mühe gäbe, würde das Uebel ſehr vermindern können, wenn es ihr auch freilich nicht gelänge, es ganz zu unterdrücken. Denn wenn der Staat Tuch für die Truppen oder Segelleinwand fabriziren muß, wenn er ſogar daran denken müßte, die Decke des Muſeums des Louvre, die halb arm und nackt wie das Dach eines Stalles iſt, zu ſchmücken, ſo hätte er dennoch keine Cachemir-Stoffe oder Kleinodien zu beſtellen; er könnte alſo nicht für Alles ſorgen, und es bliebe hinſichtlich gewiſſer Arbeiterklaſſen, als ſchließliches Ergänzungsmittel, immer nur die auf edle Weiſe geſpendete, und auf eine würdige Weiſe empfangene Wohlthätigkeit übrig. Er könnte endlich niemals die abſolute Pflicht erfüllen, jedem der ſich ihm vorſtellt, auf ſeine Anforderung eine Arbeit zu geben, welche der Profeſſion des Arbeitſuchenden angemeſſen wäre, ſei es ein Schlüſſel, eine Uhr, eine Elle Spitzen, oder gar eine Stelle in der Magiſtratur, oder in der Finanz-Verwaltung. Dieſes vorgebliche Recht, welchem nur das Unmögliche entſpräche, iſt Nichts als ein Vorwand, der von den Partheien erfunden worden iſt, um das Mittel zu ihrem Nutzen Armeen zu errichten, die vom Staate beſoldet würden, zu haben.

Man behaupte alſo nicht mehr, daß wir den arbeitsloſen Menſchen den Hungertod ſterben laſſen wollen, denn ich erwiedere, daß wir den arbeitsloſen Menſchen ernähren werden, ohne ihm grade einen Lohn zu geben, wie er ihn in glücklichen Zeiten erhält, oder einen Lohn, den er erhielte, ohne zu arbeiten, oder einen Lohn, welcher ihm geſtattete, den Preis der Handarbeit auf gewaltſame

Weiſe zu erhöhen, oder endlich einen Lohn, der ihm dazu diente, der Soldat des Bürgerkrieges zu ſein. Einen Lohn dieſer Art könnte kein Staat gewähren, und darf nicht einmal daran denken, ihn zu gewähren, denn wenn er ihn gewährte, würde er einen Selbſtmord, einen gewaltigen Angriff auf die Geſellſchaft begehen. Das Humanitäts-Geſchrei, welches man mit Affektion erhebt, wenn es ſich um das Recht auf Arbeit handelt, iſt alſo nur ein erheucheltes, das die Stimme des Unglücks nachahmt, in Wahrheit aber nur die Stimme der Partheien iſt.

Der Art iſt alſo die Solidität des dritten und letzten von den Sozialiſten erfundenen Mittels. Man ſieht, daß es ſo viel werth iſt, als die Aſſociation und die Reciprozität. Es bleibt nur noch übrig, einen Schluß aus allen dieſem zu ziehen, und dies wird der Gegenſtand des letzten Kapitels dieſes Buches ſein.

Zehntes Kapitel.

Von dem allgemeinen Charakter der Sozialiſten.

Die Sozialiſten greifen in Wahrheit das Eigenthum ebenſo ſehr an, wie die Communiſten ſelbſt, und beſchäftigen ſich nur mit einem kleinen Theile des Volkes, mit demjenigen, der in den Städten angehäuft iſt.

Faſſen wir das Vorhergehende zuſammen:

Die Sozialiſten haben, indem ſie ſich von den Communiſten unterſcheiden wollen, und ſogar den Namen: „Communiſt“ als einen Schimpf betrachten, folgende drei Dinge erfunden:

die Aſſociation,
die Reciprozität,
das Recht auf Arbeit.

Die Aſſociation, die darin beſteht, gewiſſe Arbeiterklaſſen untereinander zu verbinden, um mit einem vom Staat gelieferten oder von ihren Erſparniſſen gebildeten Kapitale zu ſpeculiren, damit ihnen die Verdienſte des Meiſters verſchafft, und der Preis, welchen die Concurrenz fortwährend zu erniedrigen ſtrebt, aufrecht erhalten werde.

Die Reciprozität, welche, das entgegengeſetzte Ziel verfolgend, die Wohlfeilheit decretirt, und ſie durch eine willkührliche Reduktion aller Werthe, anbefiehlt, ſetzt an die Stelle des baaren Geldes ein, von einer Wechſelbank ausgegebenes Papier, deſſen Vortheil darin beſtehen ſoll, ſich niemals zu verweigern, ſich niemals einen wucheriſchen Zins, wie das Gold und Silber zahlen zu laſſen.

Endlich das Recht auf Arbeit, welches mit der Pretentention hervortritt, alles Elend dadurch verſchwinden zu machen, daß es jedem unbeſchäftigten Menſchen eine unmittelbare Verwendung ſeiner Arme zuſichert.

Ich habe bewieſen, daß das Erſte dieſer Syſteme, die Aſſociation, einigen privilegirten Arbeitern das Mittel verſchaffen würde, auf Unkoſten aller Anderen zu ſpeculiren, wenn der Staat zur Lieferung des Capitals gezwungen wäre, und ſie der Gefahr, ſich zu ruiniren, ausſetzen würde, wenn man das Capital aus ihren Erſparniſſen bilden wollte; daß es in der Induſtrie das einzig wahre, wirkende Prinzip, d. h. das perſönliche Intereſſe unterdrückt, daß es die Anarchie in dieſelbe bringt, daß es dem Untergange nur durch Stiftung des Monopols zu Gunſten Einiger Induſtriezweige und durch Unterdrückung der Concurrenz entgeht; endlich daß es, ſelbſt wenn man es für ausführbar hielte, ſich nur mit einigen Arbeiterklaſſen beſchäftigt, mit denen, die in großen Werkſtätten angehäuft ſind.

Ich habe bewieſen, daß das zweite dieſer Syſteme, das Syſtem der Reciprozität, welches im Widerſpruche mit dem erſten ſteht, indem es ſich die Wohlhabenheit, ſtatt der Theuerung zum Ziel ſetzt, ebenſo chimeriſch iſt, denn, wenn es ausgeführt würde, würde man Nichts damit ausrichten, da jeder Mann ebenſoviel gewonnen als verloren hätte; daß es aber nicht ausgeführt werden kann, weil die Werthe ihrer Natur nach nicht greifbar ſind, daß man die einen erreichen würde, die anderen aber nicht, und daß man auf dieſe Weiſe an der kleinen Zahl derjenigen, auf die man gewirkt hätte, einen Raub

begangen haben würde; daß das neue, an die Stelle des baaren Geldes geſetzte Papier ſich entweder dem erſten Beſten hingeben und Nichts taugen, oder wenn es ſich nur gegen beruhigende Vorſichtsmaaßregeln hingäbe, ebenſo geneigt, ſich zu entziehen und ſich theuer bezahlen zu laſſen, ſein würde, wie das baare Geld ſelbſt; daß dieſes Mittel endlich, ſelbſt wenn es aufgeführt würde, ebenſowenig wie das vorhergehende der Maſſe der Arbeiter, den auf dem Lande lebenden, helfen würde, da ſie nothwendigerweiſe den Banken, welche das Papier ausgeben würden, unbekannt blieben.

Was das dritte Syſtem betrifft, ſo habe ich bewieſen, daß der Staat kein Recht anerkennen kann, dem er unmöglich zu genügen im Stande iſt, deſſen Anwendung wohl in einigen Zeitpunkten, nicht aber in allen geſtattet wäre, auf das ſich wohl gewiſſe Klaſſen berufen könnten, gewiſſe andere aber nicht; daß ein formelles Recht proklamiren ſo viel hieße, als in den großen Städten unauflösliche National-Werkſtätten gründen, die verfaſſungsmäßig zur Empörung berechtigt wären, wenn man ſie auflöſen wollte; daß der Staat reichliche Hülfe geben muß, aber nicht mehr thun kann; daß endlich dieſe dritte Erfindung ſich nur mit wenigen zuſammengehäuften Arbeitern, und nur mit ihnen beſchäftigt.

Der erſte Charakterzug dieſer verſchiedenen Syſteme iſt der, einander zu widerſprechen, denn das eine verbindet die Arbeiter, um gegen die Wohlfeilheit anzukämpfen, das andere hingegen will dieſe Wohlfeilheit durch Geſetze hervorbringen; das letzte, welches die beiden erſten

ausſchließt und gradezu auf das Ziel losgeht, will, daß der Staat ſo und ſo viel dem Arbeiter, der keine Arbeit hat, oder der keine nach ſeinem Geſchmacke findet, zahle.

Der zweite Charakterzug dieſer Syſteme iſt der, chimeriſch, unnatürlich, unausführbar zu ſein, denn man wird zugeben, daß der Plan, die Spinner, die Weber, die Schmiede, die Mechaniker, die Bergleute zu einer Aſſociation zu verbinden, dann dieſe Aſſociation und endlich die Nationen unter einander zu verbinden; ſo wie der Plan, den Werth der Dinge durch ein Dekret feſtzuſetzen, und ein Papiergeld ins Leben zu rufen, welches ſich niemals verweigern würde, und endlich der Plan, für Rechnung des Staates beſtändig Werkſtätten offen zu halten, in welchen man Seidenwaaren, Shawls, Kleinodien, Nadeln u. ſ. w. fabriziren würde, dem Communismus an Unſinn gleichkommt.

Der dritte Charakterzug dieſer Syſteme iſt der, das Eigenthum wie der Communismus ſelbſt zu verletzen, es ſtark zu verletzen, denn Schmieden, Hüttenwerke, Bergwerke wegnehmen, um ſie der Aſſociation zu übergeben, was nur dadurch geſchehen könnte, daß man ſie mit Renten, die durch die ungeheure Emittirung derſelben den Kredit verloren hätte, bezahlte; alle Werthe nach Belieben reduziren, einen Theil der Miethen, Pachtſummen, Kapital-Intereſſen unterdrücken; auf Unkoſten der Steuerpflichtigen National-Werkſtätten offen halten, die mit den Privat-Werkſtätten rivaliſiren; einerſeits die Löhne willkürlich erhöhen, andererſeits die Preiſe erniedrigen, das Alles heißt, das Eigenthum auf tauſend gleich ſchreckliche

Weiſen angreifen, es verletzen, es martern, es vernichten, ſtatt es, wie der Communismus, offen abzuſchaffen.

Der vierte Charakterzug iſt der, Nichts für das geſammte Volk zu thun und ſich ausſchließlich mit wenigen in den Städten zuſammengehäuften Arbeitern zu beſchäftigen; der fünfte endlich iſt der, ſtets zu einem Gemeinweſen ſeine Zuflucht zu nehmen, welches allen Ausgaben, allen Erfindungen und allen Phantaſieen genügen ſoll. Dieſes Gemeinweſen iſt der Staatsſchatz, d. h. der Schatz Aller, der Armen noch mehr als der Reichen, da die Reichen, wie hart man ſie auch belaſten mag, wenig beitragen, weil ſie nicht zahlreich, ſondern ihrer ſo wenig ſind, daß, wollte man ſie auch durchaus ruiniren, der Staatshaushalt dadurch nicht reicher würde.

Offenbar findet man in keinem dieſer vorgeſchlagenen Syſteme das Wohl Aller durch die Mittel Aller hervorgebracht.

Aus allem dem folgt, daß die Socialiſten, trotz ihrer Behauptung, ſich von den Communiſten zu unterſcheiden, das Prinzip des Eigenthums darum nicht weniger verletzen, blos unkonſequenter und weniger aufrichtig ſind, ſich in Wahrheit nur mit einem Theil des Volkes, und zwar nicht mit demjenigen, der am meiſten leidet, ſondern mit dem, der am unruhigſten und am leichteſten aufzuregen iſt, beſchäftigen; daß endlich die Einzigen unter ihnen, die etwas Ernſtliches für Diejenigen, mit denen ſie ſich beſchäftigen, thun, die ſind, welche nach der Erfindung Robespierres ganz einfach vorſchlagen, ihnen ſo und ſo viel täglich zu zahlen und ſie zu ihrer Verfügung zu haben. Die Communiſten ſind reine Utopiſten; die

Socialiſten machen auf einen praktiſchern Sinn Anſpruch, und ſie würden meiner Meinung nach dieſen Anſpruch rechtfertigen, wenn ſie erklärten, daß ſie Aufwiegler ſind, denn ich kann ſie, wenn ſie verlangen, daß 100,000 Arbeitern in Paris, 5 bis 6000 in Rouen und einer verhältnißmäßigen Anzahl in Lille, Lyon und Marſeille ſo und ſo viel täglich für das Nichtsthun gezahlt werde, nicht anders nennen.

Alſo Utopiſten oder Aufwiegler ſind meiner Meinung nach die Philoſophen, die, um nicht Communiſten zu heißen, auf den Einfall gekommen ſind, ſich Socialiſten zu nennen. Ich bitte ſie wegen dieſer Art, ſie zu bezeichnen, um Verzeihung; ich bitte ſie, zu glauben, daß in meiner Beurtheilung ihrer Syſteme nicht die geringſte Gehäſſigkeit gegen ihre Perſon, ſondern eine unheilbare Abneigung gegen die hochmüthige, unfruchtbare und aufrühriſche Unvernunft vorgeherrſcht hat.

Viertes Buch.

Von der Steuer.

Erſtes Kapitel.

Von der Art und Weiſe, das Eigenthum zu beſteuern.

Es iſt nicht wahr, daß die Regierungen es ſich in allen Jahrhunderten zum Hauptzwecke gemacht haben, einige Klaſſen auf Unkoſten der andern von Laſten zu befreien, und daß es ihnen weſentlich darauf ankam, das Geld zu nehmen, wo es am leichteſten zu finden war.

Ich würde die Frage, die mich beſchäftigt, nicht in ihrem ganzen Umfange erörtert haben, wenn ich nicht unterſuchen wollte, welchen Theil der öffentlichen Laſten das Eigenthum zu tragen habe. Ich würde ſie weder ihrem eigenen Weſen nach, noch in Beziehung zu den gegenwärtigen Verhältniſſen vollſtändig erörtert haben, denn unter den Feinden des Eigenthums ſetzen die Geſchickteſten die Hoffnung ihres Sieges auf die Steuer. Vorläufig, ſagen ſie, wird man, in Betracht, daß die

jetzige Generation für eine vollſtändige Löſung der ſocialen Fragen noch nicht reif iſt, die gegenwärtige Vertheilung der Güter beſtehen laſſen; einſtweilen aber ſollen die Reichen zahlen. Man kann daher populäre Ausgaben einführen, unpopuläre Abgaben abſchaffen, die Reichen mögen zahlen. — Es ſei, werde ich antworten, wenn es gerecht iſt. Laſſen wir ſelbſt alle Gerechtigkeit bei Seite, ſo ſage ich: es ſei, wenn die Reichen es können.

Es giebt keinen Gegenſtand, über welchen die heutige Wiſſenſchaft der Oekonomie wortkarger und falſcher wäre, als in Betreff der Steuern. Man glaubt z. B., daß die Regierungen bisher nur darauf bedacht waren, den Armen zu erdrücken, dem Reichen Erleichterungen zu verſchaffen, dem Einen Laſten aufzulegen, von denen man den Andern befreit. Man glaubt es von allen Regierungen ohne Ausnahme, von der letzten, von der vorletzten, kurz von allen, von den neuern wie von den ältern. Dieſe Annahme iſt jedoch ſelbſt für die Jahrhunderte falſch, welche der Revolution von 1789, einer Epoche, in welcher das ſchöne Prinzip einer ſtrengen Gleichheit vor dem Geſetze zum erſten Male in unſere ſociale Conſtitution eingeführt wurde, vorangingen. Obgleich es damals ungeheure und unerträgliche Mißbräuche gab, welche die Revolution von 1789 abzuſchaffen die Ehre hatte — eine Ehre, welche die von 1848 ſchon darum nicht haben wird, weil ſie ſpäter gekommen iſt — obgleich es damals Kaſten gab, die von gewiſſen Abgaben befreit oder mit denſelben belaſtet waren, obgleich es nicht zu rechtfertigende Ausnahmen zu Gunſten einiger Privilegirter gab, ſo iſt es nichtsdeſtoweniger, abgeſehen von

den Vorurtheilen jener Zeit, welche heut zu Tage durch Vorurtheile anderer Art, die nicht weniger gefährlich ſind, erſetzt werden, ſo iſt es, ſagten wir, nichtsdeſtoweniger unwahr, daß Sully, Colbert, Turgot und viele andere weniger berühmte, zwiſchen dieſen ſtehende Miniſter nur darauf bedacht geweſen wären, den Armen zu erdrücken, und daß ſie mit einer brutalen Ungerechtigkeit zu Werke gingen, indem ſie ausſchließlich damit beſchäftigt geweſen wären, königliche Kaſſen zu füllen. Dieſe Meinung iſt durchaus irrig. Aus Humanität oder aus Klugheit waren die Einen wie die Andern nur darauf bedacht, die große Menge zu ſchonen, ſie ſo wenig als möglich leiden zu laſſen, denn jedes erſparte Leiden ließ eine Quelle für neue Steuern in Ausſicht. Außer den Adligen und der Geiſtlichkeit, welche durch die Privilegien jener Zeit gedeckt waren, gab es Reiche, welche kein Privilegium ſchützte und die man recht gerne zu Abgaben heranzog. Dieſe großen Miniſter hatten nur immer ein Ziel vor Augen, Steuern zu erfinden, die am wenigſten läſtig und der Produktion am wenigſten ſchädlich waren, um das Land zu ſchonen, wäre es auch nur, um mehr von ihm ziehen zu können. Man darf daher ihre Wiſſenſchaft nicht verachten, und glauben, daß in der Steuerfrage Alles umzugeſtalten ſei, daß man durch eine totale Umgeſtaltung den Armen für ſeine Armuth entſchädigen, den Reichen für ſeinen Reichthum beſtrafen werde. Nein! man wird die ſociale Ordnung umſtürzen und den Armen ärmer machen, denn er kommt ſtets am ſchlechteſten in Revolutionen davon, da er, wenn er Etwas hat, nur gerade das Allernothwendigſte hat, und daher Nichts

verlieren kann, ohne in eine verzweiflungsvolle Lage zu gerathen. Den Beweis liefern die letztverfloſſenen acht Monate. Ich werde daher in einigen Worten unterſuchen, wo in den öffentlichen Staatskoſten das Gerechte und das Geſchickte liege, und glücklicherweiſe wird man hier wie überall zu der Erkenntniß gelangen, daß das Gerechte und das Geſchickte identiſch ſind, und daß es keinen Vortheil bringt, wenn man das Eigenthum, ſei es durch einen indirekten Angriff auf daſſelbe durch die Steuer, ſei es durch einen direkten Angriff durch alle Arten des Communismus verletzt. Unruhe, Mangel an Kredit und Elend ſind immer die einzigen zuverläſſigen Folgen ſolcher Unternehmungen.

Zweites Kapitel.

Von dem Prinzipe der Beſteuerung.

Die Beſteuerung muß ſich auf alle Arten von Einkünften, ſowohl auf die des Eigenthums, wie auf die der Arbeit erſtrecken.

Wir müſſen zuerſt die wahren Prinzipien der Gerechtigkeit in der Steuerfrage feſtſetzen und dann unterſuchen, was die Finanzwiſſenſchaft aller Zeiten hinſichtlich der am leichteſten zu tragenden, am leichteſten ein-

zutreibenden, und der Produktion am wenigſten ſchädlichen Abgaben lehrt.

Die Gerechtigkeit in der Steuerfrage geht aus einer richtigen Auffaſſung des Urſprunges der Steuer hervor. Es beſteht in der Geſellſchaft nicht blos eine Art von Arbeit, nicht blos die Arbeit, die darin beſteht, das Land anzubauen, zu weben und aus den Geweben für die Kleidung geeignete Stoffe zu machen, Wohnungen zu bauen, kurz, für die Kleidung, Nahrung und Unterbringung des Menſchen zu ſorgen. Es giebt auch eine zweite Arbeit, die nicht weniger unerläßlich iſt, und die darin beſteht, die erſte zu beſchützen, den Ackerbauer, den Manufakturiſten, den Baumeiſter zu beſchützen. Die Arbeit des Soldaten, der die Waffen führt, des Beamten, der Recht ſpricht, und des Verwaltungsbeamten, welcher der Organiſation aller dieſer Dienſtleiſtungen vorſteht, iſt eben ſo nützlich, als die Arbeit Desjenigen, der Getreide produzirt, der gewebte Stoffe verfertigt und der Häuſer erbaut. Eben ſo wie der Ackerbauer für den Weber Getreide produzirt, und umgekehrt, eben ſo müſſen beide für Denjenigen, der Schildwache ſteht, der die Geſetze anwendet oder verwaltet, den Acker beſtellen und weben. Sie ſchulden ihm einen Theil der Arbeit als Erſatz für die Arbeit, welche er für ſie ausführt. Das als Angabe gezahlte Geld, welches ein Mittel iſt, ſich Brot, Kleidungsſtücke oder Wohnungen zu verſchaffen, iſt dieſer Erſatz, der Denjenigen gebührt, welche ſich einer andern aber gleich nothwendigen und gleich fruchtbringenden Beſchäftigung ergeben haben.

In welchen Verhältniſſen wird nun der Ackerbauer,

der Weber, der Maurer, der Banquier dieſe Steuer zahlen müſſen, welche die Arbeit Derjenigen zu belohnen beſtimmt iſt, die für ſie die Waffen führen, Recht ſprechen, verwalten und regieren? Im erſten Augenblick möchte man ſich fragen: weßhalb ſollte der Eine mehr zahlen als der Andere? Der Eine beſtellt den Acker und produzirt Getreide, der Andere iſt Mechanikus und fabrizirt Maſchinen; der Eine verdient 2 Frcs. täglich, der Andere 6 Frcs., deſto beſſer für den Letztern. Daß er geſchickter iſt und mehr verdient, das iſt kein Grund, warum er mehr Abgaben zahlen ſoll. Dann aber könnten auch der Geſchäftsmann, der manchen Tag 100 Frcs. und der Banquier, der manchen Tag 1000 Frcs. verdient, ihrerſeits ſagen: deſto beſſer für mich, wenn ich mehr verdiene; das iſt der Vortheil meiner natürlichen Anlage, meiner Kenntniß eines einbringlichern Geſchäftes. — Das iſt die wahre beſtimmte Antwort auf dieſes Raiſonnement.

Während der Soldat an der Grenze oder im Innern, und der Beamte in ſeiner Gerichtsſtube an eben demſelben Tage die Arbeit Aller beſchützt, die Arbeit, welche dem Einen 2 Frcs., dem Andern 6 Frcs., einem Dritten 100 Frcs., einem Vierten 1000 Frcs. bringt, haben ſie den Erſten vor einem Verluſte von 2 Frcs., den Zweiten vor einem Verluſte von 6 Frcs., den Dritten vor einem Verluſte von 100 Frcs., den Vierten vor einem Verluſte von 1000 Frcs. bewahrt, indem ſie den Schaden verhüteten, welchen eine Invaſion, eine Unordnung, eine Ungeſetzlichkeit ihnen hätte verurſachen können. Die Entſchädigung muß zu dem empfangenen Dienſt in

einem richtigen Verhältniſſe ſtehn. Das iſt nicht blos gerecht, ſondern nothwendig, denn wenn Jeder gleich viel zahlte, müßte man von Demjenigen, welcher nur 2 Frcs. täglich verdient, einen ſolchen Theil ſeines Verdienſtes nehmen, daß der Unglückliche auf nichts reduzirt würde. Es iſt alſo eben ſo ſchicklich als gerecht, ſo zu handeln, und das Wahre iſt, daß Beide ſich in eine einzige Betrachtung, welche die Vernunft ſelbſt iſt, vereinigen.

Die Steuer muß folglich im Verhältniſſe zu den Kräften eines Jeden ſtehen, und unter den Kräften darf man nicht blos das verſtehen, was Jeder verdient, ſondern was Jeder beſitzt. Derjenige, welcher in ſeiner Arbeit durch den Wachtpoſten, durch den Richter oder Verwaltungsbeamten beſchützt wird, wird nicht blos in ſeiner perſönlichen Arbeit, ſondern auch in der von ſeinen Vätern angehäuften Arbeit, die ſich in gute Ländereien, in reiche Mobiliare verwandelt hat, beſchützt. Alles Dieſes beläuft ſich auf eine tägliche Einnahme von 10, 20, vielleicht 100 Frcs. Man bewahrt ſie ihm, und er muß für den Schutz eines früher erworbenen Vermögens, ſo wie für den Schutz des Vermögens, welches er jeden Tag erwirbt, eine Entſchädigung zahlen. Man iſt alſo zu einer dem Ertrage ſeines ererbten oder erworbenen Vermögens angemeſſenen Steuer verpflichtet. Das verſteht man unter der Verhältnißmäßigkeit der Beſteuerung.

Aber ebenſo wie man ein Gewiſſes an Abgaben für das Eigenthum, das man beſitzt, und das durch den ſozialen Schutz dem Beſitzer garantirt wird, zu entrichten ſchuldig iſt, ebenſo muß man für die Arbeit eine den Gewinnſten der Arbeit entſprechende Steuer zahlen. Die

Annahme, die Arbeit dürfe nicht beſteuert werden, iſt ebenſo unvernünftig als die, nach welcher das Eigenthum nicht beſteuert werden ſoll. Alles, was unter den Schutz der Geſellſchaft geſtellt iſt, Alles was, wie das Eigenthum, nur unter dieſem Schutze beſteht, oder, wie die Arbeit, nur unter dieſem Schutze vollbracht wird, iſt dieſem Schutze eine verhältnißmäßige Entſchädigung ſchuldig. Ihr rettet mir täglich 10 Frcs. an Einkünften, oder 10 Frcs. als Lohn meiner Arbeit, und ich ſchulde euch dafür eine zu dieſen 10 Frcs. im Verhältniß ſtehende Entſchädigung. Das natürliche Prinzip iſt hier, wie in einer Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaft, dies, daß man für den verbürgten Werth eine zur Gefahr im Verhältniß ſtehende Entſchädigung zahlen muß, welcher Art auch die Natur dieſes Werthes ſein mag. Der Grund, den man dieſer Wahrheit entgegenzuſetzen verſuchen könnte, wäre der, daß das Eigenthum der Reichthum, und die Arbeit die Armuth ſei, und in dieſem Falle gäbe es einen Scheingrund, der ſich auf die Theilnahme, welche die Armuth, und auf die Mißgunſt, welche der Reichthum einflößt, ſtützte. Allein der angeführte Grund iſt durchaus falſch, und daher ſchwindet die ſchlecht angebrachte Theilnahme mit dieſem Grunde.

Sowie es ein armes und ein reiches Eigenthum giebt, ſo giebt es auch nicht blos eine arme, ſondern auch eine reiche Arbeit. Ein Beiſpiel: Da iſt ein unglücklicher Landmann, der, nachdem er ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet, ein Joch Landes erworben hat, das ihm nach vieler Mühe 2 oder 300 Frcs. einträgt, von welchen er am Ende ſeiner Tage lebt. Das iſt ein ar-

mes Eigenthum, und doch wahrſcheinlich dasjenige, das am meiſten verbreitet iſt. Hier iſt ein alter Dienſtbote, da ein alter untergeordneter Beamter, und beide beſchließen ihr beſcheidenes Leben mit dem Ertrage eines mühſelig erſparten Vermögens. Das iſt ebenfalls ein armes Eigenthum und kömmt ebenſo häufig vor wie das Erſte. Jetzt aber will ich euch einen Kaufmann, einen Advokaten, einen Arzt, einen Großhändler anführen, die 10, 20, 30, 100,000 Franken, manchmal ſogar eine Million jährlich gewinnen. Das iſt eine reiche Arbeit, die nicht ſelten vorkommt, mit Ausnahme der Letztern, von der wir freilich nur einzelne Beiſpiele haben, und ihr möchtet Denjenigen mit Steuern belegen, dem der geſellſchaftliche Schutz für das Brot ſeines Alters 3 oder 400 Franken jährlich verſichert, um den Andern davon freizuſprechen, der demſelben Schutze die Fähigkeit verdankt, 10, 20, 30, 100,000 Franken jährlich zu gewinnen? Indem man das Eigenthum und die Arbeit beſteuert, belaſtet man folglich ebenſowenig die Armuth als den Reichthum. Man trifft Beide, weil es ebenſo ein armes Eigenthum, wie eine reiche Arbeit giebt. So ſteht die Beobachtung der Thatſachen mit der Gerechtigkeit im Einklange, und Beide thun dar, daß Jeder der Schuldner der Geſellſchaft iſt, was dieſe ihm auch immer verbürgen möge, ein von früher erlangtes oder neu erworbenes Eigenthum, die frühere oder heutige Arbeit. Alle Gattungen des Eigenthums ohne Ausnahme müſſen einen Theil der Steuern tragen, denn alle, wie verſchieden auch ihre Natur und ihr Urſprung ſei, verdanken dem geſellſchaftlichen Schutze die Möglichkeit ihres Daſeins.

Sonach iſt jede Steuerfreiheit eine Unbilligkeit. Die den Adeligen und Geiſtlichen in früheren Zeiten zugeſtandene Steuerfreiheit war im Anfange wohl keine Ungerechtigkeit, iſt es aber mit der Zeit geworden; denn da die erſten Abgaben den Zweck hatten, die Kriegsleute auszuhalten, ſo war es natürlich, daß die Edelleute, welche perſönliche Dienſte leiſteten, keine Steuer bezahlten. Sie entrichteten ſie in Natur. Aber ſpäter, als der Adel nichts mehr als ein Titel ward, artete dieſe Steuerfreiheit in ein Vorrecht ohne Grund und ohne Gerechtigkeit aus. Was die Geiſtlichkeit anbelangt, ſo bezog ſie ihren Gehalt aus der Erde. Folglich brauchte ſie auch natürlich keinen Theil der öffentlichen Laſten zu tragen. Da aber mit der Zeit der Lohn dieſer Geſtalt die Grenzen der Gerechtigkeit überſchritt, und auf die Agrikultur einen ſchlechten Einfluß ausübte, nahm man ihr im Jahre 1789 die Grundſtücke zugleich mit der Steuerfreiheit. Seit dieſer Zeit iſt das Prinzip, daß Jeder, ohne Ausnahme, die Steuer im Verhältniß zu dem, was er beſitzt und verdient, entrichten muß, als das einzig Wahre erkannt worden, das die große Revolution von Frankreich feierlich in der Welt eingebürgert hat. — Nun könnte man nichts Anderes hinzufügen, als eine neue Ungerechtigkeit, die ebenſo groß wäre, als jene, welche im Jahre 1789 abgeſchafft worden iſt, und die darin beſtände, daß man die Arbeit von der Steuer befreite, um das Eigenthum zu belaſten, oder dieſes in unbilligen Verhältniſſen belegte. Davon will ich im folgenden Kapitel handeln.

Drittes Kapitel.

Ueber die Vertheilung der Steuern.*)

Die Steuern müſſen verhältnißmäßig, nicht aber fortſchreitend ſein.

Ich habe ſo eben, indem ich bis zu dem Urſprunge der Abgaben zurückging, dargethan, daß Jeder zu den öffentlichen Ausgaben nicht gleich, ſondern verhältnißmäßig beitragen muß, d. h. im Verhältniſſe zu dem, was er verdient oder beſitzt, und dies aus dem ganz einfachen Grunde, weil man zu den Koſten des ſozialen Schutzes in dem Verhältniſſe des Werthes der beſchützten Güter beiſteuern muß. Folglich würde, wenn man z. B. annimmt, daß Frankreich 12 Milliarden Brutto-Einnahme liefert, und daß die öffentlichen Ausgaben 1200 Millionen erfordern (eine gewagte Annahme, wie ich ſelbſt erkläre), ſo ergiebt ſich daraus, daß Jeder dem Staate ein Zehntheil ſeiner Einnahmen aller Art ſchuldet. Derjenige, welcher ein Einkommen von 1000 Franken hat, entweder durch ſeine Arbeit oder durch ſeine Güter, müßte zu der gemeinſchaftlichen Laſt 100 Frcs. beiſteuern. In demſelben Maaßſtabe müßte Derjenige, welcher 10,000 Frcs. aus den verſchiedenen Quellen des Einkommens, dem Eigenthum oder der Arbeit zieht, 1000 Frcs. hergeben. Ebenſo der, welcher 100,000 Frcs. jährlich einnimmt, 10,000 Frcs. Der Eine würde hundertmal, der Andere

zehnmal mehr bezahlen, weil der geſellſchaftliche Schutz dem Einen das Hundert-, dem Andern das Zehnfache verſichert. Ich wiederhole hier nochmals den Vergleich der Geſellſchaft mit einer gegenſeitigen Verſicherungsgeſellſchaft, weil dieſer Vergleich in der That der einzige iſt, der vollkommen darauf paßt, und ſage, daß man die Gefahr im Verhältniß des Werthes des verſicherten Eigenthums bezahlen muß. Wenn das verſicherte Haus einen Werth von 100,000 Franks hat, und die Prämie ein Prozent iſt, ſo wird man 1000 Franks bei der Geſellſchaft erlegen müſſen; iſt das verſicherte Haus im Werthe von einer Million, 10,000 Franken. Alle dieſe Dinge ſind ſo einleuchtend, daß ihr Beweis überflüſſig zu ſein ſcheint.

Sobald aber gewiſſe Finanzmänner unſerer Zeit bis an die Grenzen der Gerechtigkeit angekommen ſind, wiſſen ſie ſich dort nicht mehr zu behaupten; ſie haben weiter gehen wollen, und behauptet, die Steuern müßten progreſſiv ſein, d. h. daß das Verhältniß, nicht für alle ein Zehntheil ſein dürfe, ſondern z. B. für den Einen ein Fünftel, für den andern ein Drittel. Wer 1000 Franks Einkünfte beſitzt, ſoll nach der Berechnung von 10 Prozent immer 100 Franks Steuern entrichten; wer aber 100,000 Franks einnimmt, ſoll nach dem fünften Theil ſeines Einkommens nicht 1000, ſondern 2000 Franks Steuern bezahlen, und der Dritte gar den dritten Theil entrichten, nämlich 33,000 ſtatt 10,000 Franks, der Zweite trägt folglich den doppelten Theil, und der Dritte etwas mehr als den dreifachen Theil der Steuern des Erſten. Das iſt das, was man progreſſive Steuern nennt. Hiermit

will man nichts Anderes ſagen, als daß die Steuer nicht in einem gleichbleibenden Verhältniß zu der Einnahme wachſen ſoll, ſondern daß dies Verhältniß im Maßſtabe der größeren Einnahme zu verdoppeln oder zu verdreifachen ſei, wie etwa ein Kaufmann, der, wenn ein reicher Fremder unter ſeine Thüre tritt, zu ſich ſagt: dieſer Herr iſt reich, alſo kann er mehr bezahlen. Wenn es ſich blos um Kleinigkeiten von geringem Betrage handelt, ſo kann man über die Abſicht, dieſelben Dinge verſchieden bezahlen zu laſſen, lächeln, um ſo mehr, als dieſe reichen Fremdlinge ja nicht gezwungen ſind den Handel einzugehen, und als das Uebel, das man ihnen zufügt, weil es gleichſam ein freiwilliges iſt, nicht ſehr groß ſein kann. Was aber würdet ihr dazu meinen, wenn dieſe Käufer gezwungen wären, den Kauf abzuſchließen, und es ihnen nicht freiſtände, Nein zu ſagen?

Vorausgeſetzt, daß ihr bei einem Kaufmanne 100 Pfund einer Eßwaare kauft, ſo iſt es billig, daß ihr für 100 Pfunde bezahlt; und wenn ihr 1000 Pfund erſteht, das Geld für 1000 Pfunde erlegt. Könntet ihr aber es vernünftig finden, wenn man euch das Pfund höher anrechnete, wenn ihr 1000 Pfunde, als wenn ihr 100 Pfunde nehmt? Im gewöhnlichen Leben findet gerade das Gegentheil ſtatt; denn der Kaufmann nimmt auf einen größeren Gewinn Rückſicht, den ihr ihm verſchaffet. Hier iſt es aber nicht ſo, jemehr ihr kauft, deſto theurer ſollt ihr bezahlen.

Wendet ihr euch an eine Geſellſchaft, die Frachten zur Weiterbeförderung annimmt, und bietet ihr ihr 1000, 100,000 Tonnen an, ſo werdet ihr für 1000, wie für

100,000 Tonnen zahlen; aber gewöhnlich um Etwas weniger, je mehr Frachtgüter ihr der Geſellſchaft anweiſt; denn ihre Koſten nehmen bei einer größeren Menge mehr ab als zu. Endlich, wenn ihr ein Mitglied einer Geſellſchaft von Aktionairen ſeid und man für jede Aktie eine außergewöhnliche Einzahlung von 10 Franken ausſchreibt, ſo müßt ihr dieſelbe mit 10 Franken bezahlen, ob ihr 100 oder 1000 Aktien beſitzt. Würde es euch billig ſcheinen, eine Einzahlung von 20 Franken ſtatt 10 Franken leiſten zu müſſen, weil ihr nicht blos 10 oder 100, ſondern 1000 Aktien beſitzet? Dieſe Forderung würdet ihr gewiß unſinnig nennen, und demjenigen, der ſie euch vorſchlägt, gar kein Gehör ſchenken. Was aber iſt die Geſellſchaft anders, als eine Compagnie, wo Jeder eine geringere oder größere Anzahl von Aktien beſitzt, und wo es gerecht iſt, daß Jeder im Verhältniß der Anzahl, die er hat, zahlt, im Verhältniß von 100, oder 1000, aber immer denſelben Theil, welchen Alle tragen müſſen? Es wäre ebenſo ungerecht, ſich eine höhere Beſteuerung gefallen zu laſſen, wenn man nur wenige Aktien beſitzt, als es ungerecht wäre, eine geringere zu zahlen, weil man eine größere Anzahl von Aktien hat. Daſſelbe Geſetz für Alle, daſſelbe Geſetz nicht mehr und nicht weniger; ſonſt giebt es Nichts als Verwirrung und die Geſellſchaft handelt wie ein Handelsmann, der da ſagt: der Herr iſt reich, folglich wird er dieſelben Gegenſtände theurer bezahlen, was, ich wiederhole es, zum Lächeln reizt, wenn es ſich blos um Kleinigkeiten handelt, was aber keine Grenzen hat, und ein wahrer Raub wird, wo bedeutende Werthe im Spiel

ſind. Ihr werdet ſehen, daß man durch Uebertretung des allgemeinen Geſetzes eine ungeheure, unberechenbare Willkür erzeugt hat. Welcher Grundgedanken hat die Weiſen unſerer Zeit zu der Entſcheidung gebracht, den Einen den zehnten Theil ſeines Einkommens zahlen zu laſſen, den Andern den fünften, den Dritten den dritten? Kein Anderer als dieſer: der Erſte hat nicht genug, der Dritte zu viel zu leben. Ich könnte es begreifen, wenn ihr ſagtet, dieſer hat 10,000 Franks Einkommen ſtatt 1000, oder ſelbſt Jener nimmt 100,000 Franks ſtatt 1000 Franks ein, und wird folglich 10 mal mehr Steuern zahlen, weil er 100 mal reicher iſt. Aber, was ſoll das ſagen? Wenn er 10 mal reicher iſt, ſo wird er nicht 10 mal, ſondern 20 mal mehr zahlen, und wenn er 100 mal reicher iſt, nicht 100 mal, ſondern 300, 400 mal mehr Steuern entrichten. Ich frage warum? Warum? Ich will darauf antworten.

Wenn ihr den zehnten Theil des Einkommens eines Jeden als Steuer fordert, ſo bleiben dem, der ein Einkommen von 1000 Franks beſitzt, folglich 100 Franks zahlt, 900 Franks, dem, der 10,000 Franks einnimmt, 1000 Franks zahlt, bleiben 9000, dem, der 100,000 Franks bezieht, 10,000 Franks bezahlt, 90,000 Franks. Ihr aber ſagt zum Zweiten: 9000 Franks, das iſt zu viel zu leben, vorzüglich wenn man an den denkt, der nur über 900 Franks verfügen kann. Ihr ſagt zum Dritten: ein Einkommen von 90,000 Franks, das iſt ungeheuer, wenn man an den denkt, dem nur 9000 Franks bleiben, und ganz unverzeihlich, wenn man ſich deſſen erinnert, der von 900 Franks leben muß. Man kann

folglich dem Zweiten mehr nehmen und dem Dritten noch mehr. Man wird folglich dem Zweiten den fünften Theil ſeines Einkommens abfordern, und es bleiben ihm 8000 Franks zu leben übrig; das iſt genug. Man wird dem Dritten ein Drittel abfordern und es werden ihm 66,000 Franks bleiben; das iſt nicht blos genug, ſondern zuviel! Wie! 66,000 Franks während dem erſten nur 900 Franks bleiben und man wollte ſich noch beklagen?

Ich fordere euch auf, ein anderes Raiſonnement als Dieſes zu finden, daß der erſte mit 900 Franks grade ſo viel hat um zu leben, daß der zweite mit 8000 genug, der Dritte mit 66,000 zu viel hat; was darauf hinauskömmt, daß ihr kein anderes Geſetz habt, als das Urtheil, daß ihr über den Reichthum zu fällen beliebt, daß ihr euch in mitten agrariſcher Geſetze befindet, indem ihr das Vermögen theilt, dem Einen einen Theil wegnehmt, um ihn dem Andern zu geben, kurz, daß ihr Hand an das Eigenthum gelegt habt. Sobald ihr einmal das Geſetz, welches die Mauer des Geheges iſt, übertreten habt, ſeid ihr in das Feld des Nachbars eingefallen, um, je nachdem es euch beliebt, mehr oder minder davon zu nehmen. Fahret in dem eingeſchlagenen Wege fort, auf dem Euch nur noch die Regel gilt: Das reicht nicht hin für's Leben, das reicht hin, das iſt zu viel; fahret weiter fort und ihr werdet ſehen, daß ihr weit, ſehr weit geführt werden werdet. Denn ſeht, ihr habt das Verhältniß ſo feſtgeſtellt, daß der Erſte ein Zehntel, der Zweite ein Fünftel, der Dritte ein Drittel zahlt und es bleiben dem Erſten 900 Franks von 1000,

dem Andern 8000 Franks von 10,000, dem Dritten 66,000 Franks von 100,000. Weshalb dieſe Grenzen? Wie! hier iſt ein Mann, der nur 900 Fr. Einkünfte hat und neben ihm Einer, der 8000 und ein Anderer, der 66,000 behält! Nun aber ſind 8000 Fr. mehr als nöthig iſt, wenn man denjenigen betrachtet, der nur 900 hat und 66,000 überſchreiten alles Maaß. Und weshalb ſollte man nicht ein anderes Verhältniß annehmen? Weshalb nicht ein Drittel für den Zweiten, die Hälfte für den Dritten? So wird der Eine immer noch ſeine 900 Franks unverändert haben, der Andere würde von ſeinen 10,000, 6,600 und der Dritte von ſeinen 100,000, 50,000 behalten. Dürfte man ſagen, daß die beiden letztern, der Eine mit 6,600 Fr., der Andere mit 50,000 zu beklagen ſind? Wenn man aber die Dinge von dem Geſichtspunkte der wahren Humanität aus betrachtet, ſo würde man damit noch nicht genug gethan haben. Um vollkommen human zu ſein, müßte man eine andere Progreſſion annehmen, dem Zweiten zwei Drittel und dem Dritten drei Viertel nehmen, wobei für den Einen 3,300 Fr. für den Andern 25,000 Fr. übrig blieben. Selbſt wenn man ſo weit ginge, würde man noch immer ſehr nachſichtig gegen ihren Reichthum ſein, denn am Ende bliebe immer noch ein Menſch, der 25000 Fr. zu leben hat, neben einem Andern, der nur 3,300 und einem Dritten, der nur 900 hat.

Ich bitte euch ſogar zu bemerken, daß wenn ihr conſequent ſeid und die Progreſſion, wie es gerecht iſt, unaufhörlich ſteigert, es ganz unnütz werden würde, reich zu ſein, denn wenn man in dieſem Schritte fortgeht,

wenn man von drei Viertel auf vier Fünftel, auf fünf Sechstel, auf sechs Siebentel, auf ſieben Achtel, auf acht Neuntel, auf neun Zehntel ſteigt, ſo würde es z. B. faſt gar nichts nützen, eine Rente von 150,000 Fr. ſtatt einer von 100,000 zu haben, denn in dem Verhältniß von einem Fünftel würde man nur 30,000 Fr. ſtatt 25,000 Einkünfte behalten. Es würde nichts nützen, 200,000 Fr. ſtatt 150,000 zu haben, denn in dem Verhältniſſe von fünf Sechstel würde man 33,000 Fr. ſtatt 30,000 behalten. Es würde auch nichts nützen, 250,000 Fr. ſtatt 200,000 zu haben, denn in dem Verhältniß von 6/7 würde man 35,700 Fr. ſtatt 33,000 behalten. Es würde zuletzt ſelbſt gefährlich werden, reich zu ſein, denn wenn man immer während fortſchreitet und zu dem Verhältniſſe von 99/100 gelangt, ſo würde man bei einer Million Revenüe 10,000 Fr. zu leben übrig haben. Die Rechnung beweiſt endlich, daß man durch die Anwendung einer ſtets ſteigenden Proportion zuletzt auf Null kömmt.

Man wird mir aber wieder ſagen: Du übertreibſt. Man kann das Verhältniß bis auf ein gewiſſes Maaß erhöhen, nicht aber ſo ſchnell gehen, wie Du es eben gethan, und um endlich den letzten Folgen der Rechnung, welche zu Null führen würden, zu begegnen, kann man anhalten und niemals über die Hälfte hinausgehen, denn man hat in der That in keinem vorgeſchlagenen Syſteme der Progreſſion das Verhältniß von 50 Procent Revenüen überſchritten. Weshalb aber, frage ich euch, ſoll man anhalten? Weil ihr mäßig ſeid. Und welche Regel befolgt ihr in eurer Mäßigung? Die Regel, daß

man nicht zu viel nehmen müſſe, daß es zu viel ſei, einen Menſchen, der 10,000 Fr. hat, auf 3,300, denjenigen, der 100,000 hat auf 25,000 zu reduciren; daß man ſich damit begnügen könne, dem Einen 2,000 Fr. zu nehmen und ihm 8000 zu laſſen, dem Andern 33,000 zu nehmen und 66,000 zu laſſen. Ihr ſchätzt auf dieſe Weiſe die Verhältniſſe, welche der Reichthum in unſerer Geſellſchaft bewahren muß. Ihr gebt euch einen Namen, den ich hier nicht nennen will, den ich aber ehre; ihr gehört zu der Parthei, die ich nicht bezeichnen will, die ich jedoch achte, und aus dieſem Grunde ſeid ihr mäßiger. Ich danke euch dafür. Allein die Sinne ſind ſehr verſchieden, ſehr zum Widerſpruche geneigt. Erinnert ihr euch der Verhandlung über die Gehälter der Miniſter? Der Eine ſchlägt 60,000 Fr. jährlich vor — nein, das iſt zu viel, ſagt ein Anderer, 48,000 Fr. genügen. — Das iſt noch zu viel, ſagt ein Dritter; 36,000 Fr. ſind ganz hinreichend. — Hier angekommen, ergreift ſie ein gewiſſes Schaamgefühl und man hält inne. Eben ſo wird es mit der Beſtimmung des fortſchreitenden Verhältniſſes der Beſteuerung geben, und die National-Verſammlung wird feſtſetzen, wie viel ihr von dem Vermögen, das euch euer Vater nach einer lebenslänglichen Arbeit hinterlaſſen hat, behalten ſollt. Nehmt euch aber in Acht, ich höre Geſchrei! Das Volk leidet, es wird unruhig, es drängt ſich an die Pforten der National-Verſammlung; ein General hat ſeine Ordre mißverſtanden, der Sitzungsſaal wird eingenommen, die ſociale Republik triumphiret. Man braucht auf der Stelle eine Milliarde; man muß

alſo eine ſchnellere Progreſſion finden, denn dieſe Milliarde muß herbeigeſchafft worden, damit das Volk nicht von Neuem getäuſcht werde. Was wird dieſe Sieger aufhalten? Nichts, denn das Geſetz exiſtirt nicht mehr, ihr habt es vernichtet, als ihr euch in Betrachtungen der Art einließet, dies ſei nicht genug zu leben, jenes genug und ein anderes zu viel. Es bleibt nur noch eine von den Neigungen, Sitten und Gewohnheiten derjenigen, welche die Schlacht gewonnen haben, abhängige Willkür übrig, und es folgt daraus, daß ich keine andere Garantie habe, als den Namen, den ihr führt, als die in einem Journal oder in einer Rede von euch übernommene Verpflichtung, als euren Charakter und als euren mehr oder minder großen Rechtlichkeitsſinn. Erinnert euch jedoch, daß die Mäßigung derjenigen, welche regieren, niemals als eine Garantie angenommen wurde, und am wenigſten von denen, welche ſich die ausſchließlichen Beſchützer der Freiheit nennen. — Ihr ſeid mäßig, antworten ſie gewöhnlich, und mit Recht, denen, welche eine willkürliche Herrſchaft von ihnen begehren, ihr ſeid mäßig, deſto beſſer für euren Ruhm, allein wenn ihr es auch ſeid, ſo könnten es Andere nicht ſein und würden es gewiß nicht ſein. Wir können daher eure Mäßigung für keine Garantie annehmen. Wir wollen lieber ein Geſetz, wie hart es auch ſein mag, aber ein feſtes dauerndes Geſetz, das uns von Niemandens Tugend abhängig macht.

Wenn ich mich verſtändlich gemacht habe, wenn man meine erſten Ausführungen nicht vergeſſen hat, wenn man ſich erinnert, daß ich erklärt habe, das Eigen-

thum ſei die geſammte Frucht der Arbeit, daß die Billigkeit und noch mehr das ſociale Intereſſe es erfordere, daß dieſes Eigenthum reſpectirt werde, da es ohne Sicherheit keine Arbeit, ohne Arbeit keinen öffentlichen Wohlſtand gäbe, ſondern das Mittelalter oder den Orient; wenn man ſich dieſe Wahrheiten vergegenwärtigt, muß man fühlen, daß das Eigenthum eben ſo heilig iſt, als die Freiheit, daß es eben ſo beſtimmte Geſetze wie dieſe, kurz, daß es der Principien bedarf. Die Verhältnißmäßigkeit iſt ein Princip, die Progreſſion aber nur eine gehäſſige Willkür. Die Koſten des ſocialen Schutzes belaufen ſich auf ein Zehntel der Totaleinnahme; Wohlan, ſo zahle jeder ein Zehntel. Ich begreife dieſes Princip, denn man zahlt demnach im Verhältniß zu dem, was man der Geſellſchaft koſtet, im Verhältniß zu dem Dienſte, den man von ihr empfängt. Eben ſo zahlt man in einer Kompagnie, deren Kapital in Actien vertheilt iſt, ſobald es einer Einzahlung nach Actien bedarf, auf jede Actie dieſelbe Summe, mag man hundert, tauſend, oder hundert Tauſend haben. Von dem Einen ein Zehntel ſeines Einkommens, von dem Andern ein Fünftel, und von dem Dritten ein Drittel zu verlangen, iſt reine Willkür, iſt, ich wiederhole es, ein Raub. Ihr werdet mir nach eurer Laune mehr oder weniger nehmen, aber ich hänge von euch ab, wie man im Orient von einem Paſcha und auf den offenen Straßen Kalabriens und Kataloniens von einem Banditen-Chef abhängt. Die Banditen-Chefs ſind nicht immer ohne Mitleid. Man nennt mehrere in Italien und Spanien, denen ſchöne gefangene Damen durch ihre Thränen das Herz gerührt haben,

und die ihnen mit Schonung ihrer Ehre und ihres Lebens ihr Geld wiedergaben. Ich habe jedoch niemals ſagen hören, daß die offenen Straßen in gewiſſen Ländern zur Nachtzeit das wahre Vorbild eines ſocialen Staates ſeien, und ich hoffe, daß wir, indem wir aus einer Revolution in die andere ſtürzen, nicht zu dieſem Grade der Auffaſſungsweiſe der Gerechtigkeits- und Freiheits-Principien gelangen.

Alſo die verhältnißmäßige Steuer, d. h. die Steuer, welche zu dem Koſtenantheile, welchen die Geſellſchaft für euch bezahlt hat, zu dem Dienſte, welchen ihr von ihr empfangen habt, in Verhältniß ſteht. Hier gewahre ich noch ein Princip! Aber es iſt kein Princip, es iſt eine empörende Willkür, wenn man aus dem einzigen Grunde, daß man Jemand für zu reich hält, daß man glaubt, er habe zu viel zu leben, verhältnißmäßig mehr zahlen läßt, als einen Andern. Ich begreife die Wohlthätigkeit, ich begreife, daß die Geſellſchaft von einem anerkannt Dürftigen nichts verlangen kann, daß man auf der Straße einen Bettler ſieht, daß mancher in ſeiner Dachſtube Hunger leidet. Das begreife ich Alles recht gut. Aber außer dieſen Ausnahmen muß die Regel für alle Diejenigen gelten, welche die Geſellſchaft nicht wegen Armuth für frei von Abgaben erklärt hat. Ich verlange Güte, vollkommene Güte für den Armen, und nur Gerechtigkeit für den Reichen, aber Gerechtigkeit muß am Ende ſein. Es iſt gewiß eine Tugend, den Armen zu lieben, es iſt aber keine, den Reichen zu haſſen. Ich habe dieſes ſchon irgendwo einmal geſchrieben, ich, der ich nicht reich bin, ich habe es aus Ueberzeugung ge-

ſchrieben, denn es darf nicht geſchehen, daß die Geſellſchaft, nachdem ſie bis 1789 von der Uebermacht der höhern Klaſſen erdrückt wurde, von 1848 ab von der entgegengeſetzten Uebermacht erdrückt werde.

Viertes Kapitel.

Ueber die verſchiedenen Arten der Steuer.

Die Steuer hat das weſentliche und nützliche Streben, ſich mit der Zeit unendlich zu verwandeln.

Es folgt aus dem Vorhergehenden, daß die Steuer zu Dem, was man gewinnt oder beſitzt, im Verhältniß ſtehen muß, und zwar in einem für Alle, für den Reichen wie für den Armen, gleichbleibenden Verhältniſſe; das iſt gerecht, das iſt wahr, das iſt zuverläſſig. Wenn es nicht ſo iſt, dann herrſcht Ungewißheit, Willkür und Unordnung.

Wenn man z. B. ganz genau wiſſen könnte, was Jeder von ſeiner Arbeit oder von ſeinen Kapitalien, beweglichen, wie unbeweglichen, zieht, ſo könnte man durch Abforderung eines Fünftels, eines Zehntels oder eines Zwanzigſtels dieſer Summe, jenachdem die Bedürfniſſe des Staates es erfordern, zu der gerechteſten aller Be-

ſteuerungsweiſen gelangen. Dies iſt gewiſſermaßen die einzige Steuer, welche Vauban, dieſer Ariſtides der Monarchie, unter dem Namen eines königlichen Zehnten in Frankreich einführen wollte, wie dies ſein Buch, welches von dem höchſten Verſtande und von der reinſten Tugend zeugt, ausſpricht. Dennoch ließ er gewiſſe Hülfsſteuern oder Verzehrungsſteuern und gewiſſe Einkünfte von den öffentlichen Dienſten, wie den Poſten, beſtehen. Die äußerſten Grenzen dieſer auf allen Einkünften beruhenden Steuern ſetzte er zwiſchen einem Zehntel und einem Zwanzigſtel feſt.

Indeß iſt dieſe Steuer ein reines Hirngeſpinnſt, denn man kann die Einkünfte, welche Jeder aus ſeinem Vermögen oder ſeiner Arbeit zieht, nicht genau kennen. Die Landgüter ſind ſchwer abzuſchätzen. Die Anlegung eines Steuerregiſters, welches die Beſchreibung aller Ländereien und Baulichkeiten enthält, erfordert viel Zeit und Koſten, es hört jeden Augenblick auf, richtig zu ſein, denn die Grundſtücke wechſeln unaufhörlich in ihrem Zuſtande oder in ihren Beſitzern. Legt man dieſe Regiſter nicht an, ſo bleibt der Werth der Beſitzungen gänzlich unbekannt. Was die Einkünfte der beweglichen Kapitalien betrifft, ſo ſind ſie zur Zeit größtentheils unbekannt und unzugänglich. Man kann wohl einige derſelben belaſten, wie z. B. die Staatsrenten oder die Hypothekenſchulden, weil ihr Vorhandenſein durch das große Buch der öffentlichen Schuld oder bei den Notaren conſtatirt iſt. Aber abgeſehen davon, daß es ungerecht iſt, gewiſſe Kapitalien zu belaſten, und andere der Belaſtung entſchlüpfen zu laſſen, ſo erreicht man auch nicht ſein Ziel,

denn man will den Eigenthümer der Einkünfte beſteuern, und dieſer findet in der Forderung eines höhern Zinſes das Mittel, ſich der Steuer zu entziehen, und ſie von Demjenigen, welcher von ihm leiht, zahlen zu laſſen. Man hat alſo weiter nichts bewirkt, als daß man den Geldzins ſowohl für den Staat, als für den Partikulier in die Höhe getrieben hat. Was den Ertrag der perſönlichen Arbeit betrifft, ſo iſt er noch ſchwerer zu treffen, denn wer kann ſagen, was ein Kaufmann, ein Advokat, ein Arzt, ein Banquier gewinnt?

Dieſe einzige, auf den ganz genau bekannten Einkünften eines Jeden beruhende Steuer iſt alſo ein Ideal, das unmöglich verwirklicht werden kann. Die Engländer haben ſie verſucht, aber ſie ſind ſo überzeugt, ſich getäuſcht zu haben, daß ſie ſich bemühen, die unvermeidlichen Irrthümer dieſer Steuer zu berichtigen, indem ſie ſie ſehr ermäßigen, da ſie 3 Prozent, d. h. $\frac{1}{33}$ der Einnahme beträgt, und ſie wenden ſie unter dem Namen Incometax nur als Hülfsmittel in ſchwierigen Zeiten an. Dabei tragen ſie Sorge, alle kleinen Einkünfte von der Steuer zu befreien, ſo daß ſie gleichſam eine von den wohlhabenden Klaſſen begehrte Subſcription iſt, um dem Schatze, wenn er in Noth iſt, zu Hülfe zu kommen.

Geſetzt aber auch, dieſe chimäriſche, auf dem wahren Einkommen eines Jeden beruhende Steuer wäre möglich, ſo würde ſie immer noch etwas ſehr Mißliches haben, das darin beſtände, daß man ſich direkt an die Perſonen wenden, und ſie an gewiſſen Tagen des Jahres, alle Monate, alle Vierteljahr oder alle Halbjahr um die Höhe ihres Beitrages angehen, und ſie oft unverſehens über-

raſchen müßte, was beſonders den nicht wohlhabenden Klaſſen, die gewöhnlich wenig vorſorglich ſind, paſſirt, und man würde ſo zu dem Unbequemen, welches ſchon jede Steuer an ſich hat, noch das Unbequeme einer Forderung hinzufügen, die an einem beſtimmten Tage an ſie gemacht wird. Dies iſt ein Uebelſtand, der mit jeder direkten Steuer verbunden iſt, und mit dieſem Namen bezeichnet man diejenige Steuer, welche ſich direct an die Perſonen wendet, um einen Theil ihres Einkommens, ihres Vermögens oder der Verdienſte ihrer Arbeit von ihnen zu fordern. Nun aber haben die Regierungen, die weit mehr, als man glaubt, darauf bedacht ſind, die Empfindlichkeit der Steuerpflichtigen zu ſchonen, dieſem Uebelſtande Rechnung getragen, ſoviel in ihren Kräften ſtand, die direkte Steuer zurückgedrängt, und je reicher das Land war, mit dem ſie thun zu hatten, deſtomehr nehmen ſie ihre Zuflucht zur indirekten Steuer.

Man kann ſich in der That eine andere als dieſe Steuer denken, welche ſich unmittelbar an die Perſonen wendet, um von ihnen einen Theil ihres Einkommens aller Art zu fordern; man kann ſich eine Steuer denken, welche alle Verbrauchsgegenſtände, Nahrungsmittel, Kleidungsſtücke, Luxusgegenſtände, ſelbſt Urſtoffe trifft, und ſie auf dieſe Weiſe mit dem Preiſe der Dinge vermiſcht, und ihn vergrößert. Dieſe auf den Lebensmitteln oder Waaren ruhende Steuer, die man indirekt nennt, um ſie von der vorhergehenden zu unterſcheiden, hat einen großen Vortheil vor der erſteren, indem ſie dadurch ihren wahren Platz einnimmt, daß ſie ſich in den Preis der Dinge ſelbſt, von welchem die Steuer offenbar einen Theil aus-

machen muß, verſetzt; denn ebenſo wie die Koſten der Verſicherungen gegen Schiffbrüche in den Preis der überſeeiſchen Waaren aufgenommen werden, ebenſo müſſen die Koſten des ſocialen Schutzes, durch welchen die Produkte der menſchlichen Arbeit hervorgebracht werden können, ein integrirender Theil des Preiſes dieſer Produkte werden. Hieraus folgt z. B., daß die Steuer, indem ſie ſich mit dem Preiſe der auf den Markt gebrachten Waaren vereinigt findet, unmerklich, nach und nach, in dem Maaße des Verbrauches gezahlt wird, daß der Beitragende, der im Allgemeinen ſich nicht vorbereitet, nicht gezwungen iſt, an die Steuer zu denken, wie er an ſeinen Mieths- oder Pachtzins denken muß, und ſo kommt es, daß er in ſeinen täglichen Ausgaben gleichzeitig ſeinen Antheil an den Staatslaſten zahlt. Noch mehr, die Abgabe iſt ſeiner Seits eine freiwillige, da er, wenn es ſeine Mittel nicht anders erlauben, ſich in ſeinen Ausgaben beſchränkt, und er zahlt demnach nur ſo viel Steuer, als er zahlen will, und im Verhältniß zu den Genüſſen, denen er ſich hingiebt. Dieſe Steuer iſt auch gerechter, denn der Reiche, der mehr ſociale Produkte verbraucht, bezahlt auch in größerer Proportion, was ihr Schutz gekoſtet hat, und Derjenige, welcher aus Vorſicht, Sparſamkeit oder Armuth ſich derſelben enthält, iſt im Verhältniſſe ſeiner Enthaltſamkeit von der Zahlung eines Theiles der Staatsausgaben entbunden. Dieſe ſogenannte indirekte Steuer iſt alſo unmerklich, unendlich vertheilt, ſorgt für den Steuerpflichtigen, der ſelbſt nicht ſorgſam iſt, und iſt im Allgemeinen gerechter.

Indeß hat ſie drei Uebelſtände; erſtens, daß ſie

ſchwer zu erheben iſt, zweitens, daß ſie zuweilen ſehr der Produktion ſchadet, drittens, daß ſie der Laſt unterliegt, wenn man ſie über Gebühr vermehren will.

Sie iſt ſchwer einzunehmen, weil ſie auf allen Verbrauchsgegenſtänden ruht, und daher gezwungen iſt, ſich wie dieſe zu verwandeln, ihren Bewegungen, ihren Umbildungen zu folgen, weil man ſie am Eingange der Städte, bei der Ueberſchreituug der Grenze erwarten, und ſich zu den Steuerpflichtungen begeben muß, um das Daſein der Verbrauchsgegenſtände in ihrer eigenen Wohnung feſtzuſtellen; und weil ſie manchmal die Geſtalt des Monopols anzunehmen und die Dinge nach ihrer Fabrikation von Staatswegen zu verkaufen gezwungen iſt, um deſto ſicherer zu ſein, daß die Steuer in dem Preiſe ihre Rechnung finden wird.

Sie wird koſtſpielig, verletzend, und der Handelsfreiheit feindlich.

Sie ſchadet auch der Produktion, da ſie auf gewiſſen Urſtoffen ruht, und daher den Preis der Nationalprodukte erhöht, die man ſo billig als möglich herſtellen muß, damit das Ausland ſie kaufe. Man iſt dann gezwungen, zu ſehr ſchwierigen Maaßregeln zu greifen, in dem Augenblick der Ausfuhr der fabrizirten Produkte die vormals erhobenen Steuern wieder zurückzuerſtatten, was zu tauſend Betrügereien Veranlaſſung giebt.

Endlich haftet eben an dem Vortheil dieſer Steuer, eine freiwillig zu ſein (da der Steuerpflichtige dieſe indirekte Steuer, nur wenn er etwas kaufen will, bezahlt), ein letzter Uebelſtand, derjenige nämlich, unter einer ſchweren Laſt zu erliegen, denn die Vertheuerung der

Verbrauchsgegenſtände, die eine Folge der Erhöhung der Steuern iſt, bewirkt, daß man nicht mehr ſo viel verbraucht, und daß die durch den Tarif erhöhte Steuer durch das Herabdrücken des Verbrauchs, ſtatt mehr, weniger einbringt. Es könnte ſelbſt daraus folgen, daß eine Regierung, die plötzlich große Ausgaben zu machen hätte, die Mittel dazu nicht in der indirekten Steuer ſuchen könnte.

Mit dieſen Vortheilen und Uebelſtänden ſind die beiden großen Steuerweiſen behaftet: die direkte Steuer, die ſich namentlich an die Perſonen wendet, um von ihnen dieſen oder jenen Theil des Ertrages ihres Beſitzes oder ihrer Arbeit zu fordern, und die indirekte Steuer, welche alle den Menſchen nothwendige Gegenſtände trifft und ſich mit ihrem Preiſe vereinigt; die erſte iſt hart, mit Zwang verbunden, aber gewiß; die zweite iſt unmerklich, freiwillig und wird in dem Augenblicke gezahlt, wo der Beitragende die Neigung und die Mittel, Etwas zu verzehren, hat; aber aus eben dieſem Grunde iſt ſie ſchwer einzunehmen, zuweilen dem Handel gefährlich und in ihrem Ertrage ungewiß.

Wie fangen es nun die Regierungen an, um den Uebelſtänden beider Steuerarten zu begegnen? Sie vermannichfachen ihre Eintreibung bis in's Unendliche, ſie greifen zu Eintreibungen, welche die Eigenſchaft beider Steuerarten vereinigen, erſinnen tauſend Arten, den richtigen Augenblick zu treffen, wo das Geld leichter zu finden, zu begehren und zu erlangen iſt, wenden tauſend ſinnreiche Vorſichtsmaßregeln an, um den Beiſteuernden weniger zur Laſt zu ſein; eine Klugheit, die an ſich vor-

trefflich iſt und die allen Zeiten angehört, weil man, ich wiederhole es, in allen Zeiten daran gedacht hat, die Völker ſowohl aus Intereſſe wie aus Humanität zu ſchonen.

So kam es, daß die beiden Hauptſteuerarten, die direkte und die indirekte, ſich unendlich vervielfacht haben. Der erſte Gedanke aller Regierungen iſt, anfangs zur direkten Steuer zu greifen. Dies geſchieht im Zuſtande des Nomadenlebens nach Familien und Heerden, im Zuſtande des Ackerbaues nach Acker und Familien. Daſſelbe findet man in den weniger ausgebildeten Geſellſchaften. Die indirekte Steuer entſteht bald darauf unter der Form des Zolles. Die Kaufleute müſſen mit ihren Waaren über eine Brücke, einen Hafen oder einen Engpaß ſetzen; man läßt ſie eine Steuer zahlen, die anfangs eine Art, von einem Raubſyſteme erhobenen Löſegeldes iſt. Sie wollen ihre Waaren auf dieſem oder jenem beſuchten Markte verkaufen: der Herrſcher des Ortes läßt ſie für die Zulaſſung zu dieſem Markte eine Steuer zahlen. Mit der Zeit werden dieſe Steuern gewiſſermaßen civiliſirt; ſie werden ihrer Form wie ihrem Weſen nach gelinder; ſie werden leichter, indem ſie ſich vertheilen.

Statt alſo einen eben ſo ſtarken Antheil von dem jährlichen Ertrage des Eigenthums in Anſpruch zu nehmen, benutzt man den Augenblick, wo es den Eigenthümer wechſelt, um eine Veränderungsſteuer zu fordern. Man bedenkt, daß der Augenblick, wo der Käufer gezwungen ſein wird, den ganzen Werth deſſelben in ſeinen Händen zu vereinigen, um den Verkäufer damit zu bezahlen, der geeignetſte ſein werde, dem Einen oder dem

Andern einen Theil dieſes Werthes, ein oder zwei Procent z. B., tauſend oder zweitauſend Francs vom Hunderttauſend abzufordern. Derjenige von zwei Contrahenten, der am meiſten zum Handeln geneigt iſt, wird dieſe Laſt zu tragen haben. Aber ſie wird darum nicht weniger wirklich ſein, obgleich die Gelegenheit gut gewählt iſt, denn ein Landgut, deſſen Kaufpreis in die Höhe gegangen iſt, repräſentirt nicht mehr denſelben Ertrag.

Hinterläßt der ſterbende Vater oder Onkel ſeinem Sohne oder Neffen ein Grundſtück oder Haus, ſo iſt der Uebergang des Eigenthums von einer Hand in die andere ebenfalls eine günſtige Gelegenheit für die Erhebung der Steuer, denn Derjenige, welcher reich oder wohlhabend wird, darf keinen Anſtand nehmen, eine Summe zu bezahlen, die ſtrenge genommen, wenn die Steuer mäßig, nur eine geringe Verminderung des Reichthums oder Wohlſtandes iſt, der ihm zufällt. Iſt die Erbfolge keine direkte, nicht von Vater auf Sohn, ſondern von dem Oheim auf den Neffen, oder von einem entfernten Verwandten auf einen andern, ſo iſt es erklärlich, daß die Abgabe zunimmt, denn je weniger die Erbfolge auf der Natur beruht, deſto mehr ſtützt ſie ſich auf das geſellſchaftliche Herkommen, welches das Eigenthum beſchützt; zu einem um ſo größeren Danke iſt der Erbe folglich gegen die Geſellſchaft, gegen den Fiskus, der ſie vorſtellt, verpflichtet. Wenn aber die Höhe dieſer Abgabe nur den verſteckten Zweck hätte, das Eigenthum ſelbſt zu konfiszíren, ſo wäre dies von Seiten des Staates ein Betrug, der von Seiten der Steuerpflichtigen mit gleicher Münze zurückbezahlt werden würde. Jeder Seitenver-

wandte, welcher nach ſeinem Tode ein Viertheil oder ein Drittheil ſeiner Erbſchaft der Konfiskation ausgeſetzt wüßte, würde die Natur ſeiner Güter verändern, ſie in unbewegliches und ſchwer zu erreichendes Eigenthum verwandeln, um ſie dadurch den Anſprüchen des Fiskus zu entziehen, und der Staat wäre auch in dieſem Falle für ſeinen zu hohen Aufſchlag beſtraft. Jene Art der Abgabe, welche das Lehn- und Erbrecht ausmacht, hat mit der direkten Steuer das gemein, daß ſie auf einem Eigenthum beruht und deſſen ungeachtet unwandelbar wie die direkte Steuer iſt, ſie hängt von der Bewegung der Dinge ab, wird größer oder geringer mit dem allgemeinen Wohlſtande, wie die Verzehrungsſteuer; das iſt eine wahrhaft indirekte Steuer, mit der das Eigenthum belegt wird. Man iſt auch darauf verfallen, die Uebertragungen, welche nicht vor einem Notar vollzogen werden, zu beſteuern, indem man verlangt, daß das Papier, welches den Vertrag enthält, oder auch zur Ausfertigung des gerichtlichen Aktes dient, einen Stempel trage, welcher nur gegen Erlegung einer gewiſſen Abgabe aufgedrückt wird. Dieſe Stempel-Abgabe erhebt der Staat, indem er öffentlich Das verkauft, was man Stempelpapier nennt. Endlich, obgleich die Gerechtigkeit in allen nach freien Grundſätzen verwalteten Ländern unentgeltlich ſein muß, iſt es deſſenungeachtet natürlich, von Demjenigen, der ſich an ſie wendet, gewiſſe Gebühren für die gerichtlichen Akte zu verlangen, denn einerſeits muß er, weil er ſie öfters als Andere in Anſpruch nimmt, auch etwas mehr zu dem Dienſte beitragen, deſſen Laſten er vermehrt, und andererſeits iſt es den hab- und ſtreitſüchtigen Leuten, die ſich

um ein Eigenthum zanken, ebenſo wenig wie Käufern und Verkäufern ſehr empfindlich, wenn ſie etwas mehr ausgeben müſſen, um ein Kapital zu erwerben oder zu erhalten. Ebenſo wie die auf dem Eigenthum laſtende Steuer ſich in's Unendliche verwandelt, und, indem ſie in dem Augenblicke erhoben wird, wo dieſes der Gegenſtand eines Tauſches oder einer Beſtreitung iſt, faſt eine indirekte Steuer wird, ebenſo mannichfaltig ſind auch die Veränderungen, welche die Steuer erträgt, die von den Gewinnſten der Arbeit erhoben wird.

Manchmal wird die Steuer kopfweiſe erhoben, ohne auf die Zahlungsfähigkeiten der Menſchen Rückſicht zu nehmen, und heißt dann die Kopfſteuer; manchmal wird ſie kopfweiſe erhoben und nimmt Rückſicht auf ihre verſchiedenen Hülfsquellen, welche ſie aus den wahrſcheinlichſten Anzeichen zu erkennen ſtrebt. So haben wir in Frankreich eine ſtufenweiſe Kopfſteuer, welche man Perſonal- und Vermögensſteuer nennt. Jedes Individuum zahlt für ſeine Perſon für 3 Arbeitstage 3 Francs, 4 Francs 50 Cent., je nach der Gegend, und noch dazu einen Aufſchlag, welcher in Verhältniß zu ſeiner Miethe ſteht, die das gewöhnlichſte Zeichen der Wohlhabenheit eines Jeden iſt, ſo daß der Bauer 3 Francs, der Bewohner eines Hotels in Paris 500, 1000, 1500 Francs zahlt.

Um noch gewiſſer zu ſein, alle Perſonen im Verhältniß zu ihren Kräften zu beſteuern, wendet man ſich an alle Jene, welche ein induſtrielles Gewerbe ausüben, theilt ſie in verſchiedene Klaſſen und verpflichtet ſie, ein Patent zu kaufen, das mit 30 bis 2000 Francs, ja ſogar noch darüber bezahlt wird.

Wir beſitzen eine andere ſtufenmäßige, auf dem Vermögen beruhende Abgabe, die Thür- und Fenſter-Steuer, die den Luxus der Wohnungen trifft, indem ſie die Zahl der Oeffnungen des Hauſes belegt. Nach dieſen Steuern, welche den Zweck haben, die verſchiedenen Gattungen des Einkommens zu treffen, und entweder auf das Eigenthum oder auf die Perſonen fallen, bald direkt, bald indirekt erhoben werden, kommen die wahrhaft indirekten Steuern, die auf den Verzehrungsgegenſtänden laſten. So kommt es, daß, während man nur ſelten die allernöthigſten Lebensmittel, wie z. B. das Brot, mit einer Steuer belegt, man weniger Anſtand nimmt, die geiſtigen Getränke, die entweder als Nahrungsmittel auf anſtändige Weiſe, oder aber auch in den Wirthshäuſern aus Liederlichkeit verzehrt werden, zu beſteuern. Giebt es z. B. ein Produkt von geringem Werthe, wie das Salz, deſſen Bedarf allgemein iſt, und das alle Konſumenten an einem einzigen Orte, aus den Salzbergwerken, holen müſſen, ſo legen die Regierungen wegen dieſer Allgemeinheit des Gebrauchs und wegen der Leichtigkeit, mit der man den Gegenſtand am Orte ſeiner Erzeugung findet, eine Steuer auf das Salz. Das haben ſie in allen Ländern und zu allen Zeiten gethan, nur nach dem Verhältniß der Civiliſation mehr oder weniger drückend. Die Salzſteuer iſt auch eine Gattung Kopfſteuer, denn alle Bewohner eines Landes zahlen ſie gleichmäßig, aber man fühlt ſie nicht, weil ſie ſich in der Verzehrungsſteuer verbirgt.

Da es endlich das Prinzip der indirekten Steuer iſt, die allgemeinſten oder ſolche Verzehrungsgegenſtände zu belegen, von welchen die Steuer am leichteſten zu er-

heben iſt, oder ſolche, deren hierdurch erfolgte Preiserhöhung aus keiner Rückſicht verwerflich iſt; ſo hat man, ſobald die Tabakspflanze in Europa heimiſch geworden iſt, darauf Bedacht genommen, ſie zu beſteuern. Das Rauchen iſt den Matroſen gegen den Skorbut, den Soldaten gegen die Leiden des Bivouaks nützlich; bei den friedlichen Einwohnern unſerer Städte iſt es ein wenig elegantes Laſter, das keine Vergünſtigung verdient; deſſenungeachtet wird dieſe Gewohnheit im Intereſſe des Staatsſchatzes aufgemuntert. Manche Regierungen, die ſich hinſichtlich einer Verzehrung, die ein Laſter iſt, keinen Zwang anlegen, haben ein ſicheres Mittel geſucht, dabei eine Steuer zu gewinnen, und haben den Tabak ſelbſt fabrizirt, das nennt man das Tabaks-Monopol. In den Zeiten der Vernunft bekriegte man jedes Monopol, denn der Staat ſoll nichts Anderes, als Kanonen, Pulver, Kriegsſchiffe fabriziren, weil er die Sorge dieſer Erzeugung Niemandem überlaſſen kann. Nichtsdeſtoweniger hat die Wichtigkeit einer Steuer, die Frankreich jährlich 120 Millionen einträgt, alle Gründe unberückſichtigt gelaſſen, die man gegen dieſes Monopol geltend machen könnte.

Gewiſſe öffentliche Dienſte, wie die Poſten, haben den Staaten die Gelegenheit einer Einnahme geliefert, indem ſie ſich etwas theurer bezahlen ließen, als ſie koſten. Das ſind die unendlichen Verſchiedenheiten der Steuern in den modernen Staaten, die ſich untereinander nach den Oertlichkeiten und nach den Geſtalten verändern, welche der Reichthum bei jedem Volke annimmt.

Ebenſo wie die Waſſer, die unter der Erde eine ge-

wiſſe Richtung einſchlagen, an einer beſtimmten Stelle der Oberfläche ſich vereinigen und in reichen Quellen hervorſprudeln, nehmen auch die Steuern eine jedem Lande eigenthümliche Geſtalt an, und ziehen die Aufmerkſamkeit der Regierungen, welche die Natur zu beobachten verſtehen, auf ſich. In dem handelsreichen Inſellande England findet ſich faſt der ganze Reichthum in Seeſtädten. In demſelben Lande, das ungemein viel verzehrt und wo die Getränke in einzelnen großen Fabriken erzeugt werden, bildet die Acciſe, die auf den Grund einer bei den Brauern vorgenommenen Unterſuchung erhoben wird, mit den Douanen faſt den einzigen Ertrag der Steuern. Das Einkommen der Perſonenſteuer, ohne irgend eine Grundſteuer, liefert den nöthigen Zuſchuß. In Holland, in jenem Lande allen Commiſſionshandels, das für alle Völker frachtet, machen die Abgaben auf die Schiffsladungen, auf den Durchzug durch gewiſſe Kanäle und Häfen, die vorzüglichſte Quelle der Einnahme des Staates aus. In der ackerbauenden Lombardei war man darauf bedacht, jedes Erzeugniß der Erde, das ſeine Stelle wechſelt, zu beſteuern, ſogar den Heuwagen, der vom Pachthof auf den Markt geführt wird. (Ich ſpreche jedoch von Verhältniſſen, die vor 1789 beſtanden, ehe noch die franzöſiſche Staatsumwälzung dazu beigetragen hatte, den eigenthümlichen Charakter eines jeden Landes zu verändern.) In Frankreich, wo der Ackerbau, die Induſtrie, der Handel zugleich betrieben werden, ſieht man jene Verbindung verſchiedenartiger Steuern eintreten, welche eine der gerechteſten auf der ganzen Erde iſt.

So tragen die Steuern den Grundzug des Landes

und der Oertlichkeit. Sie fallen im Allgemeinen auf den Reichthum. Man ſoll und kann nach und nach die Formen der Steuern ſtets gerechter und milder machen, aber es iſt gefährlich, jene zu unterdrücken, welche ein langer Gebrauch geheiligt und in Gewohnheiten verwandelt hat, und neue an ihre Stelle zu ſetzen, zu welcher die lange beobachtete Beſchaffenheit eines Landes bisher keine Anleitung gegeben hat. Das wäre ſo viel, als das Waſſer da ſuchen, wo es nicht hervorſprudelt. Dann muß man tief graben, um es zu finden, und es ſich große Mühe koſten laſſen, um es auf die Oberfläche zu leiten. Eine andere ſehr gegründete Bemerkung iſt die, daß die Steuern um ſo weniger drücken, je mehr ſie vertheilt ſind. So beweiſt die Turnkunſt, daß ein Menſch von einem Gewicht, das in einem Körper vereinigt wird, erdrückt würde, während er es leicht erträgt, wenn es auf den ganzen Körper vertheilt iſt. Dieſe Beobachtung läßt ſich ſehr gut auf die Steuern anwenden.

Dies ſind im Allgemeinen die Beweggründe, welche das Verfahren der Regierungen beſtimmt haben. Man glaubt, daß ſie zu allen Zeiten nur darauf bedacht waren, die Völker zu belaſten, ſie zu drücken, die Reichen auf Unkoſten der Armen zu ſchonen. Es zeugt dies von einer völligen Unkenntniß der Geſchichte. Sie haben ſo viel Geld wie möglich auf den am wenigſten empfindlichen Wege zu erlangen geſucht, wie in allen Ländern der Menſch, der ſich die Kräfte der Hausthiere zu Nutze machen wollte, es ſich angelegen ſein ließ, ſich denſelben anf eine für ſie am wenigſten ſchmerzliche Weiſe zu bedienen, damit ſie mehr Kraft entwickeln könnten. So

ſpannte er den Ochſen am Kopfe, das Pferd an der Bruſt an. Man ſieht, daß ich durch meinen Vergleich weder den Regierungen noch den Völkern ſchmeicheln will. Mein Beſtreben iſt, die Wahrheit handgreiflich zu machen. Mit einem Worte, die Regierungen waren ſo wenig als möglich Unterdrücker. Sie ſuchten viel einzunehmen, ohne viel Leiden zu verurſachen, denn jedes erſparte Leiden war, wie ſchon geſagt, eine für die Gründung neuer Steuern erſparte Quelle. Nicht der Fiskus that in ihnen Unrecht, ſondern ihre Politik, die der Reihe nach bis zum Wahnſinn kriegeriſch oder bis zum Wahnſinn koſtſpielig war. Der Fiskus verſuchte ſo wenig wie möglich Uebles; außerdem ward er oft von Miniſtern geleitet, die voll Weisheit wie Sully, voll Genie wie Colbert, oder voll Humanität wie Turgot waren, und die, indem ſie die Regierungen fürſorglich und weiſe machten, ſich bemühten die Menſchen glücklich zu machen.

Fünftes Kapitel.

Von der Ausbreitung der Steuer.

Die Steuer vertheilt ſich in's Unendliche und ſtrebt dahin, ſich ſo ſehr mit dem Preiſe der Dinge zu vereinigen, daß Jeder einen Theil derſelben trägt, und zwar nicht in Verhältniß zu dem, was er dem Staate zahlt, ſondern zu dem, was er verzehrt.

Da es hier nicht meine Abſicht war, eine Abhandlung über die Finanzen zu ſchreiben, ſo habe ich nur die Hauptarten der Steuer kurz angegeben, damit man daraus abnehmen könne, in welchem Geiſte die verſchiedenen Regierungen bei Ausſchreibung derſelben verfahren haben. Ich will den Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit nicht aus den Augen verlieren, und mich bemühen, diejenigen Formen von Steuern aufzufinden, die dem Volke große Vortheile darbieten, zum Unterſchiede von denen, welche ihnen läſtiger ſind; wohlverſtanden; läſtiger dem Reichen, leichter dem Armen. Ich ſtehe keinen Augenblick zu erklären an, daß der Letzteren, wo dem Armen Erleichterung gewährt wird, mit aufrichtiger Wärme der Vorzug gegeben werden müſſe, und dies nicht nur aus Klugheit, ſondern aus der jedem menſchlichen Herzen innewohnenden Güte. Unglücklicherweiſe giebt es keine einzige Steuer, die uns dieſen Charakter darbietet. Ebenſo wie unſere Sinne vom Anſcheine gar leicht zu

dem falſchen Schluſſe geführt werden können, daß nicht die Erde, ſondern die Sonne ſich bewege, ebenſo ſcheint es auch, als ob dieſe Steuer nur auf einer Klaſſe laſte, jene auf einer anderen, und doch iſt dem durchaus nicht ſo. Die ſelbſt für den Armen wirklich beſte Steuer iſt diejenige, welche auch dem allgemeinen Vermögenszuſtande des Staates am angemeſſenſten iſt, und man kann ſich nicht genug davon zu überzeugen ſuchen, daß dieſer allgemeine Vermögenszuſtand weit mehr den des Armen, als den des Reichen umfaßt. Was nun die Art und Weiſe betrifft, nach welcher die Steuer auf die verſchiedenen Klaſſen vertheilt ſein ſoll, ſo kann man Folgendes als das Richtigſte aufſtellen: daß dieſe Steuer nach dem, was ein Jeder verbraucht, ſich richtet, und zwar aus dem wenig beachteten und noch weniger verſtandenen Grunde, daß die Steuer ſich bis ins Unendliche von einem Gegenſtande auf den andern zurückwirſt und auf dieſe Weiſe mit dem Preiſe derſelben zuletzt verſchmilzt, dergeſtalt, daß, wer eine größere Anzahl von Gegenſtänden einkauft, auch im Verhältniß höhere Steuer erlegt. Ich habe dies mit der Bezeichnung Verbreitung der Steuer belegt, einer der Phyſik entlehnten Bezeichnung, wo Verbreitung des Lichts jene zahlloſen Reflekte genannt werden, in Folge deren das Licht, ſobald es ſich nur durch die geringſte Oeffnung zu einem dunklen Orte den Zugang verſchaffen kann, ſich darin nach allen Richtungen vertheilet und auf dieſe Weiſe alle Gegenſtände erreicht und ſie beleuchtet. Es iſt durchaus meine Art nicht, ſonderbare Meinungen aufſtellen zu wollen, mir ſind die einfachen, allgemein verbreiteten, weit lieber, ganz ſo wie ich von den Eigen=

ſchaften des Geiſtes den geſunden Verſtand am Liebſten habe. Wäre die von mir ſo eben ausgeſprochene Behauptung nur ſonderbar, ſo fände ich keinen Geſchmack daran, ſie iſt aber wahr, im ſtrengſten Sinne wahr, und ich will mich beſtreben, eine Menge von Irrthümern zu beſeitigen, die den Armen, welchen man ſo gern helfen wollte, ſehr ſchädlich ſind.

Auf den erſten Anblick erſcheint es, als ob eine Steuer bezahlt würde, während ſie in Wahrheit von Demjenigen, dem man ſie abverlangt, nur vorgeſtreckt wird, und in Wirklichkeit auf Alle in einem Verhältniß vertheilt iſt, welches ich näher zu erörtern verſuchen will.

Ein Fabrikant, der einen Stoff bearbeitet, muß nothgedrungen folgendermaßen verfahren, oder er geht zu Grunde. Er bezahlt die Grundſteuer für ſeine Fabrik, den Zoll für die Wolle, Baumwolle, das Eiſen, je nachdem er einen dieſer Stoffe verarbeitet, zahlt ferner Abgaben für die Maſchinen, die er anwendet, die Steinkohlen, die er verbrennt, er zahlt endlich den Lohn des Arbeiters, der in Paris ſelbſt 3 Franks, außerhalb der Mauth-Aemter 2 Franks beträgt, weil der Arbeiter für ſeine Ausgaben an Verbrauchsſteuer durch einen höhern Gehalt entſchädigt werden muß. Dieſer Fabrikant zahlt ferner für das Patent einen der Bedeutung ſeines Betriebs angemeſſenen Preis, zahlt eine der Ausdehnung der von ihm verwendeten Baulichkeiten verhältnißmäßige Perſonal- und Vermögensſteuer, und zahlt endlich noch alle anderen Steuern, die auf den von ihm verbrauchten Gegenſtänden haften. Er rechnet dieſe verſchiedenen Ausgaben unter die Handlungsunkoſten, ſetzt darnach den

Koſtenpreis feſt, und nach dieſem muß er ſein Fabrikat verkaufen. Es iſt ſehr leicht möglich, daß er ſich nicht genaue Rechenſchaft von allen den Elementen ablegt, die zur Feſtſtellung des Koſtenpreiſes dienen, und dieſen Fall ſehen wir wirklich täglich bei den gerichtlichen Unterſuchungen eintreten. Gleichwohl folgt er, wiſſentlich oder nicht, nichts deſtoweniger dem Geſetze der Nothwendigkeit, alle ſeine Auslagen und noch irgend einen Gewinnſt in dem Preiſe, den er auf ſeine Erzeugniſſe ſetzt, wieder zu finden.

Nehmen wir einmal den Fall an, daß es ihm gelungen wäre, Käufer an ſich zu ziehen, daß dieſe Käufer vielen Geſchmack an ſeiner Waare finden, und ihm dadurch ein höherer Gewinn erwächſt, als andere Induſtriezweige abwerfen. Was geſchieht? Augenblicklich finden ſich Concurrenten ein, die ihm ſeinen Verdienſt ſchmälern wollen. Ein Vater will z. B. ſeine Kinder etabliren. Er hat erfahren, daß in der letzten Zeit beträchtliche Summen in der Flachsſpinnerei, Zuckerſiederei, Eiſengießerei gewonnen worden ſind. Er richtet ſeinen Kindern eine Fabrik von dieſer Art ein, vermehrt die Maſſe der Erzeugniſſe, die höheren Gewinnſt abwarfen als andere, und bewirkt endlich nur zu bald, daß dieſer Gewinnſt ſich verringert. Da, wo früher Gewinnſt möglich war, verliert man jetzt. Der glückliche Fabrikant, der noch vor Kurzem ſo viel gewann, ſieht plötzlich eine Unterbrechung ſeines Wohlſtandes eintreten. Er hält ſich nichts deſtoweniger noch eine Zeit aufrecht, arbeitet mit Verluſt, um ſeinen Erwerbszweig nicht im Stiche zu laſſen, giebt der traurigen Nothwendigkeit nach,

ſolche Preiſe zu ſtellen, die ſeine Koſten, Abgaben und Rohſtoffe nicht einmal decken. Tritt eine Verminderung des Verluſtes ein, ſo verharrt er in der Fabrikation; vergrößert ſich derſelbe fortwährend, ſo giebt er ſein Geſchäft auf, um nicht gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Kurz er arbeitet nur ſo lange fort, als es ihm noch möglich iſt, einen, wenn auch noch ſo geringen Vortheil zu ziehen, einen Vortheil, der vorerſt die obengenannten Ausgaben in ſich faßt und dann noch etwas für ihn übrig läßt. Die von ihm als Vorſchuß entrichtete Steuer muß ſich alſo immer in dem Preiſe der von ihm fabrizirten Erzeugniſſe wieder finden, und der Käufer zahlt dieſe Steuer mit der Waare ſelbſt. Trägt dieſelbe ein wenig mehr zur Erhöhung des Preiſes bei, als es dem Käufer lieb iſt, nun ſo beruhigt ſich dieſer und kauft etwas weniger. Seine Wünſche überwinden jedoch den Gedanken an die Höhe des Preiſes, er verharrt, bezahlt und läßt die Waare, die ihm zuſagt, in einer ſeinem Verlangen entſprechenden Quantität anfertigen. Die Steuer macht alſo zuletzt einen unzertrennlichen Theil des Preiſes der Gegenſtände aus, und es hängt von dem Verlangen der Käufers derſelben ab, zu dieſer Steuer mehr oder weniger beizutragen.

Findet dies blos bei den Fabrikerzeugniſſen ſtatt? Ganz und gar nicht. Der Pächter, der Getreide ausſäet und Heerden züchtet, muß ebenfalls in dem Preiſe für ſein Korn und ſeine Schaafe, nicht nur ſeinen Pachtzins, die Ausſaat, den Tagelohn für ſeine Arbeiter, der im Verhältniſſe mit den von dieſen letzteren gezahlten Abgaben ſteht, ſondern auch die Ausgaben für Grund-

und Perſonalſteuer wiederfinden, ſonſt würde er ſein Geſchäft als Pächter aufgeben. Auf dieſe Weiſe bieten ſich das Brot, der Wein, das Fleiſch den Konſumenten mit Steuern aller Art belaſtet dar, von denen die Grundſteuer einen anſehnlichen Theil ausmacht. Der Pächter hat alſo nichts anderes, als alle anderen Produzenten gethan; er hat die Abgaben vorgeſchoſſen, er muß ſpäterhin wieder in den Beſitz derſelben gelangen, wenn anders ſein Gewerbe bei längerer Fortſetzung nicht ſein Vermögen zerrütten ſoll.

Der Arbeiter, der von allen Mitarbeitern zur Anfertigung aller Erzeugniſſe der abhängigſte iſt, befindet ſich ganz in derſelben Lage. Er muß unbedingt in dem gewonnenen Tagelohne die von ihm gezahlten Abgaben wiederfinden, ſonſt würde er ſein Gewerbe wechſeln oder dabei Hungers ſterben, und geſchieht es ihm nicht, ſo ereignet es ſich bei ſeinen Nachfolgern, die ein Gewerbe im Stiche laſſen würden, deſſen Betrieb unmöglich geworden iſt. Den Beweis davon liefert der Umſtand, daß der Arbeiter im Innern von Paris einen ungleich höheren Lohn bezieht, als der außerhalb der Thore Beſchäftigte, und dies einzig und allein aus dem Grunde, weil Erſterer den Eingangszoll für alle Lebensmittel bezahlen muß, von denen Letzterer befreit iſt. Ebenſo iſt der Arbeiter in Paris beſſer bezahlt, als der in Rouen und in Nevers, in demſelben Gewerbe wohlverſtanden und angenommen, daß ſie dieſelbe Stellung in ihrem Erwerbszweige einnehmen.

Der Baumwollenſpinner, z. B. im Innern der Stadt Rouen erhält 2 Franken, während der arme We-

der auf dem Lande, der in ſeiner kleinen Hütte arbeitet, ſich mit 30 Sous begnügen und hiermit noch weit glücklicher ſchätzen wird. Geſchieht es aber aus Wohlwollen, daß der Fabrikant dem Einen 40, dem Andern 30 Sous bezahlt? Sicherlich nicht. Er braucht den Arbeiter im Innern der Stadt, und er bezahlt nur ſeine Abgaben, wenn er 40 Sous anſtatt 30 giebt. Ein Möbelhändler will Möbel in Paris verfertigen laſſen, weil dieſelben bei dem hohen Rufe, in dem ſie wegen des Geſchmacks ihrer Fabrikanten ſtehen, in einem höheren Preis ſtehen. Gleichzeitig iſt aber auch in Paris wegen der Abgaben alles theuer. Der Möbelhändler, von dem hier die Rede iſt, zieht nur den Arbeiter dadurch an ſich, daß er ihm 4 Franken, anſtatt 2 bezahlt.

Auf dieſe Weiſe nimmt die Abgabe, die augenblicklich von einem auf den anderen Gegenſtand zurückgeworfen wird, endlich ihren Platz in dem Preiſe der Waaren ein, und dieſer Preis richtet ſich gleichzeitig nach den Laſten, die auf ihm ruhen, und nach dem Bedürfniß des Conſumenten, wenn es ſich um nothwendige Dinge handelt, oder nur nach dem Geſchmack, wenn von einem reinen Luxusgegenſtande die Rede iſt. Sind die Erzeugniſſe zu hoch im Preiſe, weil zu viel Abgaben darauf laſten, ſo ſchränkt man die Bedürfniſſe ein, mäßigt ſeine Wünſche, der Verbrauch vermindert ſich und mit ihm die Steuer ſelbſt. Die Neigung, ſich jeden Gegenſtand anſchaffen zu wollen, beſtimmt mit einem Worte deſſen wirklichen Preis und folglich auch den Antheil, den ein Jeder von uns an der Entrichtung der Steuer hat. Es iſt Sache des Fiskus, einzelne Erzeugniſſe nicht zu hoch

zu beſteuern, um den Käufer nicht davon abwendig zu machen, wenn anders nur ein Intereſſe vorhanden iſt, dieſe Induſtriezweige in ihrer Entwickelung zu befördern. Dieſe Zertheilungen ſind noch viel zahlreicher, als man es mit Worten ausdrücken kann; denn das Brot iſt erſtlich mit der auf dem Boden haſtenden Steuer belaſtet, trägt auch einen Theil derjenigen, die der Arbeiter für ſein Kleid, die der Landmann für die Pflugſchaar entrichtet; das Eiſen, das zur Zuſammenſetzung der Pflugſchaar dient, trägt einen Theil der Grundſteuer für den Eiſenhammer, die Abgabe auf Kohlen und Maſchinen und endlich auch einen Theil aller Abgaben, die für Brot und Kleider erhoben worden ſind. Das Kleidungsſtück wiederum wird direkter oder indirekter Weiſe durch die ſo eben aufgeführten tauſend und abermal tauſend zertheilten Steuerſätze vertheuert. Ja, jemehr ein Erzeugniß zuſammengeſetzter Beſchaffenheit iſt, je prächtiger es angefertigt wird, je mehr Vorarbeiten es bedurft hat, um es herzuſtellen, je theurer es endlich iſt, deſto mehr wird es nach und nach von jenen Vertheuerungen betroffen ſein, die alle aus den verſchiedenen Wirkungen der Abgabe entſpringen. So wird z. B. ein koſtſpieliger Wagen, zu deſſen Bau Holz, Eiſen, Leder, Spiegelfenſtern, Seidenſtoffe, Lack, verwendet worden, bei welchem Arbeiter aller Gattung beſchäftigt waren, weit mehr mit dieſen Vertheuerungen belaſtet ſein, die ſich von den verſchiedenen Beiſteuern, welche von dem geſellſchaftlichen Schutze erheiſcht werden, herſchreiben.

Kurz, wäre es möglich, alles was dem Menſchen zu ſeiner Nahrung, Kleidung, zu ſeinem Putze, zur Er-

holung für Körper und Geiſt dient, einer ebenſo voll-kommen moraliſchen Analyſe zu unterwerfen, als dies in chemiſcher Beziehung geſchehen kann, dann würde man in dem käuflichen Werthe aller Gegenſtände mehr oder minder beträchtliche Beſtandtheile aller Abgaben finden, und zwar in unendlich viele kleine Theile zertheilt. Da im Ganzen der Werth eines Dinges in einer Miſchung aller Arten von Arbeit, die zu ſeiner Anfertigung beigetragen haben, beſteht, ſo muß die Arbeit des geſellſchaftlichen Schutzes, welche durch die Steuer vertreten wird, einen weſentlichen Beſtandtheil jener Miſchung ausmachen. Folglich zahlt derjenige, der am meiſten von allen dieſen Gegenſtänden verbraucht, auch den größten Theil der Steuern, und ſo treffen wir denn hier auf eins der weiſeſten, beruhigendſten Geſetze, daß der Reiche im Grunde genommen immer am meiſten Steuern entrichtet, wie es die Regierungen auch immer anfangen mögen, um es in Ausführung zu bringen. Berechtigt aber dieſe ſtreng wahre Theorie zu dem Schluſſe, daß alle Syſteme von Abgaben gleichen Werth beſitzen? Gott bewahre mich davor, eine ſolche Irrlehre unterſtützen zu wollen. Es iſt erſtlich eine Gleichheit der Steuer unbedingt erforderlich, wenn nicht traurige Ereigniſſe aus dieſer ſchreienden Ungerechtigkeit hervorgehen ſollen. Gehen wir z. B. in jene Zeiten zurück, wo nicht jedes Landſtück mit Steuern belegt war. Das Getreide des von Steuern Befreiten kam dem Beſitzer natürlich billiger, dies hinderte ihn aber nicht, daſſelbe ebenſo theuer zu verkaufen, als das Getreide, welches auf den mit Steuern belaſteten Grundſtücken gebaut wurde — dies

war eine der ungerechteſten Begünſtigungen. Nehmt einen Fabrikanten an, der das Geheimniß beſitzt, ein Erzeugniß billiger zu liefern, ſo wird dieſer einen größeren Gewinn ziehen, der geſetzmäßig iſt, ſobald er ihn ſeinem Genie verdankt, der ungeſetzmäßig wird, ſobald er auf eine Begünſtigung begründet iſt. So verhielt es ſich mit dem Edelmanne, der Grundſtücke beſaß. Nehmt jetzt eine Ortſchaft an, die weniger Abgaben zahlt, als eine andere: die eine genießt die ungerechte Begünſtigung, ihre Erzeugniſſe billiger anbieten zu können, als die andere, wobei die erſtere immer noch die Ausſicht hat, zu eben ſo hohem Preiſe zu verkaufen. Denkt euch nun endlich einen Fabrikanten, dem es gelänge, ſich den Rohſtoff durch Schmuggelei und ohne Entrichtung des Zolles zu verſchaffen; auch hier träte der Ausnahmsfall ein, ſein Produkt billiger anfertigen und ebenſo theuer als alle anderen, die nicht deſſelben Vortheils genießen, verkaufen zu können. Das nothwendigſte aller Geſetze iſt daher Gleichheit der Steuer, Gleichheit der Bedingungen bei der Produktion für Alle.

Noch andere Betrachtungen blieben zu erörtern übrig, Betrachtungen, die wohl zeigen werden, daß die Arten der Steuern durchaus nicht gleichgültig ſind. Wenn es auch wahr iſt, daß die Abgabe dadurch, daß ſie auf den Preis der Gegenſtände geſchlagen wird, nur als ein Vorſchuß betrachtet werden kann, ſo bleibt ſie nichtsdeſtoweniger für denjenigen, der dieſen großen Vorſchuß leiſtet, eine große Laſt, auf die man Rückſicht nehmen muß, denn ſehr häufig wird ihm dieſer Vorſchuß nicht raſch genug zurückerſtattet, und ſo kommt es, daß er den

Werthgegenſtänden eine falſche Richtung giebt, und als eine Laſt auf denjenigen der ihn geleiſtet hat, ſchwer drückt, bis denn endlich die Preiſe ſtufenweiſe nach dem Tarife feſtgeſtellt ſind. Dadurch eben, daß die Abgabe ſich auf alle Gegenſtände zertheilt, macht ſie einige derſelben ein wenig theurer, und auch in dieſer Beziehung können traurige Folgen für die Produktion der übertheuerten Gegenſtände hervorgehen. Die Abgabe kann endlich gar läſtig werden und viele Ausgaben verurſachen, je nach der Methode der Erhebung. Alles dieſes erfordert eine genaue Erwägung. Die genaue auf Thatſachen begründete Beobachtung hat nichts deſtoweniger folgendes Reſultat ergeben: für den Augenblick laſtet die Abgabe, welche für ein Grundſtück, ein Hammerwerk, als Grundſteuer, für Eintritt der Rohſtoffe als Zoll an den Grenzen, für den Eintritt der Eßwaaren in eine Stadt an den Thoren als Mauth entrichtet wird, für den Augenblick, ſage ich, laſtet dieſe Abgabe auf demjenigen, der ſie erlegt. Gar bald wird ſie ihm aber mit dem Preiſe ſeiner Waaren wieder erſtattet, und ſie wird in Wahrheit zuletzt von dem Käufer allein, im Verhältniß zu ſeinen Einkünften, entrichtet. Ich kann dieſen ganzen Prozeß nicht beſſer vergleichen, als mit jener wunderbaren Erſcheinung des Lichtes, das zuerſt in gerader Linie auf die Gegenſtände fällt, und dann das ſtrahlende Licht benannt wird, das dann von einem Gegenſtande auf den anderen zurückgeworfen wird, die Atmoſphäre gleichſam mit einem Fluidum anfüllt, und ſelbſt Gegenſtände trifft und beleuchtet, die nicht ſeinem direkten Strahl ausgeſetzt ſind, und in dieſer unendlich vielſeitigen Zertheilung,

an dem jeder Gegenſtand ſeinen Antheil hat, zertheiltes Licht genannt wird. Aus dieſem Grunde habe ich auch dieſes in ökonomiſcher Beziehung auftretende Phänomen: Zertheilung der Steuer genannt.

Ich ſchreite ohne Verzug zu den Conſequenzen: Man ſagt: die Beſteurung des Eigenthums trifft den Reichen, ſie muß daher erhöht werden; die Abgabe für Verbrauchsgegenſtände trifft den Armen, man muß ſie daher erniedrigen, d. h. mit andern Worten: es muß eine Erhöhung der direkten Steuer, eine Verminderung der indirekten eintreten. Nun, laſſen wir doch einmal den Umſtand ganz außer Acht, daß das Grundbeſitzthum in Frankreich in den Händen des Armen iſt, da jeder Bauer einen kleinen Antheil hat; ſo möchte ich eine Antwort auf folgende Frage haben: Iſt es wahr oder nicht, daß die Grundſteuer, je nachdem ſie höher oder niedriger wird, einen mehr oder minder großen Einfluß auf den Preis des Getreides oder Fleiſches ausübt, und dies aus dem Grunde, weil der Pächter, der Getreide anbaut oder Vieh züchtet, die ihm durch die Steuern verurſachten Koſten vor allen Dingen decken muß? Nun wohlan! Die Grundſteuer erhöht den Preis für Brot und Fleiſch, welches das Volk verzehrt. Iſt dies beſſer, als den Wein, den es im Wirthshauſe trinkt, theuer zu machen? Da wird man wohl einen Luxusgegenſtand mit einer Steuer belegen wollen: Was iſt die Folge davon? Die Produktion dieſes Artikels nimmt ab, die hierbei beſchäftigt geweſenen Handwerker ergreifen ein anderes Gewerbe, und drücken durch ihre Ueberhäufung den Arbeitslohn herab. Iſt dies auch etwa eine Art, den ärmeren Klaſſen nütz-

liche Dienſte zu erweiſen? Die Art und Weiſe, mit welcher man heut zu Tage bei Einrichtung der Abgaben zu Werke zu gehen vorſchlägt, und die unter allen am meiſten Anhänger findet, iſt auf eine traurige Kurzſichtigkeit begründet, und könnten zu einem ſehr trüben Ausgang führen, was ich im folgenden Kapitel darthun werde.

Sechstes Kapitel.

Von dem durch die Steuer hervorzubringenden Guten und Böſen.

Die im Intereſſe der arbeitenden Klaſſe wünſchenswertheſten Abänderungen in dem Syſteme der Beſteuerung ſind nicht die, welche am gewöhnlichſten vorgeſchlagen werden.

Man ſieht nunmehr deutlich, daß es nicht ſo leicht iſt, als man meint, das Gute und das Schlechte zu thun und zu vermeiden, und daß man durch Erhöhung der direkten und Verminderung der indirekten Steuern, ebenſowenig das Loos der Armen ſicher verbeſſert, als das der Reichen verſchlimmert hat.

Ich kenne keine einzige Abgabe, ſeitdem die franzöſiſche Revolution Gleichheit aller Bürger feſtgeſtellt, den Unterſchied zwiſchen Ländereien, die dem Adel angehörten, und denen, die Bürgerliche zu Beſitzern hatten, aufge-

hoben, ſeitdem ſie eine möglichſt gleiche Steuervertheilung im ganzen Gebiete Frankreichs vorgenommen, verſchiedene Arten von Steuererhebung abgeſchafft, die Ausnahmen, den beſonderen Vergünſtigungen ein Ende gemacht hat: ich kenne keine einzige Abgabe, ſage ich, die nicht begründet wäre, und deren Abſchaffnung nicht eine für die Maſſe der Steuerpflichtigen höchſt drückende Erhöhung anderer Steuern nach ſich ziehen würde. Man beklagt ſich über die indirekte Steuer, welche hauptſächlich auf den Einwohnern der Städte laſtet, die man immer vor dem andern Theile der Bevölkerung begünſtigt. Man möchte gar gern dieſe Abgabe ganz unterdrücken, oder doch wenigſtens erniedrigen. Iſt dies möglich, ſo bin ich ſicherlich ganz damit einverſtanden. Wir haben aber ſchon vor 18 Jahren die Erfahrung gemacht, daß die Erniedrigung der Steuer für Getränke eher den Weinmiether als dem Volke zu Gute kam. Wie dem aber auch ſein mag, ich will gern noch einen Verſuch zulaſſen, wenn man ſo ſehr darauf beſteht. Ja, aber auf welche andere Steuer wird man denn die Laſt übertragen? Auf die Steuer, die der Reiche zahlt, antwortet man mir. Meinetwegen! der Reiche wird ſich hierzu bereitwillig erklären, wenn er ſich damit die Gunſt der mit Unrecht gegen ihn aufgeregten Arbeiterklaſſen wieder erwerben kann. Welches Auskunftsmittel werdet Ihr aber anwenden? Man kann auf keine Verminderung der Staatsausgaben rechnen, da man für den öffentlichen Unterricht nun ſchon 70 oder 80 Millionen mehr als früher in Anſpruch nimmt, die Wohlthätigkeits-Anſtalten vermehren, andere Völker unterſtützen will, u. ſ. w. Man muß

alſo andere Hülfsquellen an Stelle der verſtopften auf-finden. Wollte man eine Luxusſteuern z. B. auf Pferde einführen? Ich bin meinerſeits damit zufrieden. Die reiche Klaſſe Frankreichs iſt aber in ſo geringem Grade wirklich reich, daß die Luxusſteuer, die in ganz England 30 Millionen abwerfen, in Frankreich kaum 10 Millionen betragen würden. Ja, der Reichthum iſt ſo wenig bedeutend genug bei uns, daß man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, die Pferdezucht anzufeuern, und man giebt deshalb für Geſtüte 2 bis 3 Millionen jährlich aus. Wäre es nun nicht ein ſonberbarer Widerſpruch, auf der einen Seite 3 Millionen ausgeben zu müſſen, um zur Verbeſſerung der Pferdezucht anzuſpornen, und dieſen Eifer auf der andern Seite zu hemmen, indem man dieſelben Pferde mit 1 oder 2 Millionen beſteuerte. Gut, ich will mich nicht in Streitigkeiten einlaſſen: Aber 5 oder 6 Millionen erſetzen noch nicht den Verluſt von 100 oder 200 Millionen, um die ſich die Einnahmen des Staates durch Erniedrigung unſerer Abgaben vermindern würden. Man ſchaffte eine Einkommenſteuer. Es ſei. Ja wenn Ihr aber auch alle Reichen beſteuert, von denen an gerechnet, die 10 oder 15000 Franks Einkommen haben, bis zu denen, die 100,000 Franks und darüber beziehen, ſo würde dieſe Abgabe nur höchſtens 15 Mill. einbringen. Und wenn man ein wirklich der Beachtung werthes Reſultat erzielen wollte, müßte man auch die große Menge, den mäßigſten Wohlſtand, den Kleinhändler, ja ſelbſt den Handwerker beſteuern. Wie? die Leiden aller Derer, die ein Patent bezahlen müſſen, die in dem Augenblick unter der Laſt der Steuer zu erliegen

drohen, ſo daß man gezwungen iſt, ſie von der Erhöhung von 45 Centimen zum Theil zu befreien, dieſe Leiden, ſind ſie Euch nicht ein ſchlagender Beweis, daß alle Welt ſich in Verlegenheit befindet, daß die den Fähigkeiten geſteckten Grenzen überall erreicht ſind, und man nur dadurch die Exiſtenz des Steuerpflichtigen erträglich machen kann, daß man ihm nicht noch mehr Laſten aufbürdet, als er ſchon zu tragen hat? Das Volk leidet heute, wie wir es niemals haben leiden ſehen.

Iſt dieſer Zuſtand durch die Böswilligkeit der höheren Klaſſen herbeigeführt? Wollen dieſe es am Eſſen und Trinken hindern? Gewiß nicht. Er hat darin ſeinen Grund, daß der Reiche, in Schrecken geſetzt, ſeines Einkommens beraubt, dem Kaufmann Nichts zu verdienen giebt, und dieſer dann ebenſo ſehr in Verlegenheit geſetzt, dem Volke keine Beſchäftigung geben kann. Die hohen Klaſſen angreifen, heißt, mit demſelben Schlage die niedrigen treffen. Glaubt ihr denn, daß ein Hieb auf den Kopf weniger ſchmerzt, als einer auf den Arm oder den Fuß?

Werdet Ihr endlich die abgeſchafften Steuern dadurch erſetzen, daß ihr das Eigenthum übermäßig belaſtet? Aber das Grundeigenthum iſt in Frankreich ſchon unendlich zerſtückelt. Bei 11 Mill. in dem Grundbuche eingetragenen Rechstiteln auf Liegenſchaften befinden ſich nur 5 Mill., die unter 5 Franken Steuer zahlen, 175,000 zahlen 5 bis 10 Franks, 1,500,000 von 10 bis 20; nur 13,000 über 1000 Franks. Folglich iſt das Land in Frankreich bei weitem mehr in den Händen des Armen, als des Reichen; jedoch iſt dieſe Bemerkung grade nicht

von großer Wichtigkeit, da die Steuer, genau genommen, mit der Zeit Demjenigen, welcher ſie gezahlt hat, zurückerſtattet wird. Allein wenn man die Unkoſten einer Produktion vermehrt, ſo bleibt ſie immer hinter einer andern, bei welcher dieſes nicht ſtattfand, zurück, und wenn Ihr die Landwirthſchaft höheren Steuern unterwirft, ſo ſchadet ihr gewiß hierdurch ihrer Entwickelung. Man wird dies bei dem Anbau des Getreides und bei der Viehzucht fühlen, denn ihr werdet das Brot und das Fleiſch vertheuert haben. Folglich wird eure Steuer höchſt wichtige Verzehrungsgegenſtände treffen. Man hält ſich ſo häufig und mit einiger Uebertreibung über den untergeordneten Zuſtand der franzöſiſchen Landwirthſchaft im Vergleiche mit der anderer Länder, namentlich Englands auf, und will die Urſache davon nicht einſehen. In England giebt es keine Grundſteuer. Pitt hat ſie mit etwa 20 Mill. zurückgekauft. Auf dem franzöſiſchen Ackerbau laſten 280 Mill. Abgaben, von denen der engliſche Nichts weiß. Von dem beſonderen Schutze, durch welchen dieſer wichtige Zweig der Produktion eines Landes durch eine eigene Geſetzgebung, die erſt vor Kurzem vielleicht zu vollſtändig abgeſchafft worden iſt, will ich gar nicht reden. Aber man wirft uns immer die Unwiſſenheit unſerer Landsleute vor, die man ſtets anſchwärzt. Glaubt man, er wiſſe es nicht, daß man auf einem Grundſtücke, das in dieſem Jahre Korn trug, im nächſten Jahre nur dann wieder ernten kann, wenn man eine andere Frucht hat und viel Dünger verwendet? Nein, unſer Landmann iſt genug unterrichtet, um zu wiſſen, daß man alljährlich und aus jeder Ernte ernten kann, wenn man in der Aus-

ſaat abwechſelt und reichlich dünget, daß man alſo von gar keinen Brachjahren zu reden braucht? Das weiß er recht wohl, aber, da er viel Laſten zu tragen hat, ſo kann er ſich nicht leicht Dünger, d. h. Vieh, d. h. Geld verſchaffen. Uebrigens beſteht auch die Verſchiedenheit des Ertrags eines Grundſtücks von einem andern bei weitem weniger in der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde als in Kapitalien. Ihr findet in Afrika und im Morgenlande herrliche Gegenden, die ganz unfruchtbar ſind, während ihr auf dem unfruchtbaren Sande zwiſchen Rotterdam und Antwerpen den herrlichſten Landbau der ganzen Welt ſehet. Warum? Weil es in Holland Kapitalien giebt, nicht aber im Orient oder in Afrika. Gehet in die Heiden von Landes, in die Heiden Preußens; trefft ihr hier und da auf ein großes Dorf, auf einen Marktflecken, oder auf eine Stadt, ſo werdet ihr die Erde nicht unfruchtbar, ſondern fruchtbar finden. Wenn man die Erde zu ſtark belaſtet, ſo ſchadet man hierdurch nicht ſo ſehr dem Ackerbauer, als dem Ackerbaue, indem man die Koſten des Letzteren vermehrt, obgleich auch dem Landmanne die Verminderung ſeines Erwerbszweiges fühlbar wird.

Wollt ihr vielleicht die Abgaben, welche ihr zu unterdrücken beabſichtigt, aus anderen Quellen ſchöpfen? Wo findet ihr dieſe Quellen? Gewiß nicht, wenn ihr die fremden Erzeugniſſe zu hoch beſteuert; welche bereits ſo hohe Eingangszölle tragen, als es im Intereſſe der inländiſchen Induſtrie und des Handels für gut befunden wurde. Wollt ihr, daß ich euch, hier angelangt, eine dringende Reform an's Herz lege, an die man weit mehr denken müßte, als an jene, die den Zudrang

zu den Wirthshäuſern vergrößern würde? Eure große Schifffahrt geht zu Grunde, es mangelt ihr an Fracht, d. h. an Gegenſtänden, die zur Ueberſendung beſtimmt ſind.

Ihr habt ſeit 30 Jahren vielleicht ein Viertheil jener Schiffe verloren, die mit 4 bis 500 Tonnen nach den Antillen, nach Amerika und über die beiden Vorgebirge hinausfuhren; warum? weil der Zucker unter anderen Erzeugniſſen zum Theil von der Landwirthſchaft des Mutterlandes und nicht mehr von den überſeeiſchen Ländern geliefert wird, und auf dieſe Weiſe eine Waare, welche ſo großen Raum einnimmt, Eurer Schifffahrt entgangen iſt. Man könnte ſich freilich andere Schiffsladungen verſchaffen, wie z. B. Baumwolle und Steinkohlen, beides Stoffe, welche ſehr viel Raum einnehmen, aber man müßte ſich ihretwegen mit den Amerikanern und Engländern ſtreiten, und einen hartnäckigen Krieg mit den Tarifen der Amerikaner, die die Baumwolle mit denen der Engländer, die die Steinkohlen frachten, beginnen. Würde man die Steuer auf den Zucker vermindern, ſo hätte dies für unſere Handelsverbindungen durchaus keine unangenehme Folgen, ſie würden im Gegentheil nur noch ausgedehnter werden, die Verzehrung dieſes nahrhaften Lebensmittels würde zunehmen, 2 bis 300 Schiffe bekämen jährlich eine Frachtung. Und da man ſonach 2 bis 300 Schiffe wieder bauen müßte, um unſere Handelsmarine wieder auf die erwünſchte, jetzt vermißte Höhe wieder zu bringen, ſo würde es ſich, um unſere Marine wieder zu heben, nur darum handeln, den Entſchluß zu faſſen, 15 bis 20 Millionen von der

Steuer auf den Zucker zu verlieren, denn was man auch immer ſagen möge, es iſt doch nicht gewiß, daß die geſteigerte Verzehrung nächſtens das dem Staate erſetzen würde, was er durch die Veränderung des Tarifes verloren haben würde.

Das iſt der wahre Standpunkt, von welchem man die Steuer anſehen muß. Es iſt nicht wahr, daß die einen mehr, als die andern auf den Armen laſten. Die Steuer vermengt ſich bald mit dem Preiſe der Dinge und es iſt zuletzt der Käufer, der die öffentlichen Laſten im Verhältniſſe zu ſeiner Verzehrung trägt. Aber die Wahrheit iſt die, daß man aus einer zu großen Vorliebe für Dinge einer Gattung die Produktion derſelben unverhältnißmäßig befördert, und daß es ſich darum frägt, ob die begünſtigte Produktion zum Vortheile des Staates, der auch immer der Vortheil der armen im höheren Grade als der reichen Klaſſen iſt, auch wirklich mit Recht begünſtigt wird. Nun, ich muß da noch eine Frage aufſtellen: Iſt es dem allgemeinen Wohl zuträglicher, den Preis des Fleiſches und des Brotes zu erhöhen, um die Trinkſteuer zu vermindern? Iſt es angemeſſener, die Luxusgegenſtände hoch zu belegen, wenn die geringſte Abnahme ihrer Produktion ein ſolches Elend herbeiführt, daß man augenblicklich gezwungen iſt, den Seidenzeugen und der Kunſttiſchlerei Prämien zuzugeſtehen? Iſt es klug, auf dieſe oder jene Reform zu verzichten, die dadurch, daß ſie unſere Marine neu beleben, auch unſere Größe zur See herſtellen würde, welche die nothwendige Bedingung zugeſicherter Abſatzplätze iſt? Was mich anbelangt, ſo bezweiſle ich es ſehr. Aber ſoviel iſt

leicht zu erkennen, daß das Fragen ſind, in welchen ſich die verſchiedenſten Intereſſen durchkreuzen, und daß das Heil nicht oft gerade da liegt, wo es beim erſten Anblick zu liegen ſcheint. Ueberdies drängt ſich mir auch noch eine Beobachtung auf; daß man in dieſem Falle, wie in allen anderen immer ausſchließlich die in großen Städten zuſammenlebende Bevölkerung berückſichtigt, und ihr zu ſchmeicheln ſich bemüht, daß man ſie betrügt, indem man mit ihr ſchön thut, denn ſie würde nicht durch die Verminderung der indirekten Abgaben alles das gewinnen, was man ihr verſpricht, während man doch dieſer Menge alle die verſchiedenen Intereſſen, welche das Geſammtintereſſe ſo bilden, wie ich es beſchrieben habe, zum Opfer bringt. Ich meines Theils würde, wenn es die Umſtände erlauben, bei Weitem vorziehen, die Salzſteuer zu erniedrigen, die hauptſächlich auf der zahlreichſten, ärmſten und bedauernswürdigſten Klaſſe des Volkes, auf den Landleuten laſtet. Und obgleich die verminderten Steuern nicht immer gerade Dem nützen, dem dieſe ſcheinbare Verminderung zu Gute kommt, obgleich zwei Franks pro Kopf als Gewinnſt den Landmann nicht reich machen, ihm nicht einmal ſo wohl thäten, als ihre Aufhebung dem Staate ſchadete, und die Landleute ſelbſt die Wirkung des geſchwächten Staatseinkommens fühlen würden; ſo wäre ich deſſen ungeachtet davon überzeugt, daß ich einer Familie von drei Perſonen durch die Verminderung der Salzſteuer ein Geſchenk von 6 Franks jährlich gemacht hätte. Ich bin zwar nicht gewiß, ob ihnen dieſer Gewinnſt von 6 Franks bliebe, aber da in der Landwirthſchaft nichts raſch geht, die Preiſe

ſich ſchwer wieder in's Gleichgewicht bringen, ſo würde ihnen dieſe Verminderung ihrer Ausgaben wenigſtens während einer gewiſſen Zeit nützen. Und dennoch hätte auch für ſie ein Jahr allgemeinen Wohlſtandes ungleich höheren Werth, als eine ſolche Unterdrückung der Steuer. Denn was ſind 6 Franks jährlich ſelbſt für die ärmſte Bauernfamilie, die mit der Arbeit des Vaters, der Mutter und eines Kindes nicht weniger als 4 bis 500 Franks, oft ſogar in der Nähe von Paris, bis 700 Franks gewinnen kann; was iſt, ſage ich, dieſe kleine Summe von 6 Franks im Vergleich mit den Vortheilen eines allgemein günſtigen Jahres? Setzet voraus, daß ſich die Lebensmittel nicht verkaufen, daß die durch die Zeitverhältniſſe beunruhigten oder verarmten Eigenthümer nicht arbeiten laſſen, ſo wird dieſe Bauernfamilie, obgleich das Feiern in der Landwirthſchaft nur ſelten eintritt, 20, 30 oder 40 Arbeitstage im Jahre verlieren, d. i. 30, 45 oder 60 Franks von einem Einkommen von 4 oder 500 Franks. Ich habe vergangenen Sommer das Stilleſtehen der Arbeit ſich bis auf den Umkreis von mehreren Meilen von Paris verbreiten ſehen, ſo daß die Tagelöhner, die unter gewöhnlichen Umſtänden ſtets im Felde beſchäftigt waren, durch die Umſtände zu einer Art von Feiern gezwungen waren; und was ſind die Leiden dieſer Letzteren im Vergleich mit jenen, welchen der Manufakturarbeiter ausgeſetzt iſt, deſſen Arbeiten in dem Augenblicke aufhört, wo eine Handelskriſis beginnt. Zwei, drei Monate gezwungener Unthätigkeit ſtoßen ihn in tiefes Elend, und unter ſolchen Umſtänden iſt die Möglichkeit, den Wein beim Schankwirth um 1 oder 2 Cent.

weniger zu bezahlen, doch wahrhaftig nicht von Bedeutung. Sobald man das Gleichgewicht der Finanzen des Staates ſtört, eine der unentbehrlichſten Einkommensquellen verſtopft, ſo hilft es zu Nichts, durch Credit einen Augenblick das Fehlende im Staatsſchatze, das ihr dadurch hervorgerufen habt, zu erſetzen; eine finanzielle Kriſis bricht ein und zieht, wie dies einmal der Fall iſt, eine Handelskriſis nach ſich. Und wenn der Arbeiter, dem ihr durch eine vorübergehende Nachgiebigkeit Etwas nachlaſſet, in Folge der Kriſis auch nur einen Arbeitsmonat eingebüßt hätte, ſo wäre ihm dadurch ein Uebel verurſacht worden, das hundertmal größer als die Wohlthat der unterdrückten Steuer iſt. Sehen wir denn nicht heute bei uns die Folgen der ſcheinbaren Vermehrung des Lohnes, die man dem Arbeiter verſprach? Man bewilligte ihm zuerſt 10 Arbeitsſtunden ſtatt 11, 4 Francs Lohn ſtatt 3, und hat ihn jetzt dahin gebracht, daß er es wie eine Wohlthat anſieht, wenn man in vier Tagen ihn zweimal, zu was für einen Preis man nur will, benutzt.

Ich vertheidige hier nicht die Angelegenheiten der Reichen, ſondern die der Armen. Ich verlange ja nicht, daß die Armen mit freundlicher Zuvorkommenheit die Steuer der Reichen zahlen ſollen, unter dem Vorwande, daß dadurch Alles gut gehen wird. Ich ſtelle denſelben Anſpruch an die ganze Nation und will, indem ich ihre wichtigſten Intereſſen im Auge habe, das Mittel finden, allen öffentlichen Laſten zu genügen. Wenn der Reiche zahlen kann, ſo zahle er; aber, wenn die Luxusſteuern Nichts eintragen und dadurch gewiſſe Induſtrieen, von denen der Arme lebt, leiden, wenn die Grundſteuer das

Brot vertheuert und den geſammten Ackerbau drückt, wenn der erhöhte Preis der Patente den kleinen Kaufmann, der zur Beſchäftigung der Arbeiter unumgänglich nothwendig iſt, zu Grunde richtet, wenn eine Steuer auf den Zucker unſere Marine, die bereits ſo ſchwach und ungenügend iſt, übermäßig drückt, wenn alles Das nur in einem ſolchen Gleichgewicht ſteht, daß man es nur mit der äußerſten Behutſamkeit berühren darf, und die Verhältniſſe auf der Welt ſo eingerichtet ſind, daß eine einzige Klaſſe, die der Reichen, die Andern ſelbſt nicht einen Monat ernähren könnte: ſo iſt es von dem Augenblicke an bewieſen, daß die Steuer von der großen Maſſe erhoben werden muß, daß es aber dabei darauf ankommt, alle Arten der Produktion ſo viel als möglich zu ſchonen; denn ſtreng genommen wirkt man durch die Steuer auf dieſe oder jene Produktion mehr ein, als auf dieſe oder jene Klaſſe von Steuerpflichtigen. Sind aber alle dieſe Behauptungen wahr, ſo iſt es erwieſen, daß man nicht die Wahl zwiſchen den Reichen und Armen hat, daß die Regierungen nicht die öffentlichen Laſten nach Belieben von den Einen auf die Andern ſchieben können, und daß die Betrachtungen des allgemeinen Wohles mehr geachtet werden müſſen, als die Intereſſen gewiſſer Klaſſen, denn das allgemeine Intereſſe, ich kann dies gar nicht oft genug wiederholen, iſt tauſend und tauſendmal mehr das des Armen, als das Intereſſe des Reichen. Es liegt offenbar am Tage, daß der Reiche, ſelbſt wenn er im Augenblicke in ſeinen Ausgaben ſehr beſchränkt oder durch außerordentliche Umſtände zu Grunde gerichtet iſt, doch noch genug zum Eſſen hat, während der Arme un-

ter dieſen Umſtänden ſich nur noch von dem geſchenkten Stück Brot nährt. Die indirekten Steuern vermindern, um die direkten zu vermehren, iſt folglich bei Weitem kein ſo ſicheres Mittel, das Loos der armen Klaſſen auf Koſten der Reichen zu verbeſſern, als man ſich einbildet. Dieſes Reſultat kann man nur in einem weiſen Gleichgewicht finden, das mit Muth aufrecht erhalten werden muß. Hat man einmal die wahren Wirkungen der Steuer ergründet, ſo ſieht man ein, daß ſowohl die direkte als die indirekte Steuer ſich zuletzt in eine Erhöhung des Preiſes der Dinge auflöſen.

Aber die direkte Steuer iſt die unbequemſte von allen, denn ſie ſucht den Steuerpflichtigen auf, um von ihm an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde eine Summe zu verlangen, die er nicht vorſichtig genug war, bei Seite zu legen, während die zweite, die in den Preis aller gekauften Gegenſtände hineingerechnet iſt, faſt ohne daß man es merkt und im Verhältniß zu dem Verbrauche abgetragen wird, und der Steuerpflichtige nicht einmal trinkt, oder ißt, oder ein Kleid trägt, ohne daß er dabei gezwungen ſei, einen Theil dieſer Steuer abzutragen, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Daher kommt es, daß die Völker, ihrem eigenen Antriebe folgend, nie anſtehen, ſich darüber zu entſcheiden, welche von den beiden Steuern den Vorzug verdiene. In faſt allen großen Städten verlangt man die Perſonal- und Vermögensſteuer in eine Mauthſteuer (Oktroi) zu verwandeln. In Paris namentlich behauptet man, daß 3 Mill. Francs, welche von jenen Gütern erhoben werden ſollen, die im Grundbuch zum niedrigſten Satz angeſchrieben ſind, geradezu nicht

erhoben werden können, und bezieht ſie von dem Ertrage der Stadtſteuer. So wird dieſelbe Laſt, unerträglich als direkte Steuer, als indirekte faſt unfühlbar. Die größten Städte Frankreichs folgen dieſem Beiſpiele. Und das nicht erſt ſeit heute. In der alten Zeit, unter Ludwig dem Vierzehnten, war die Banmeile von Rouen unter allen Finanzmännern als ein nachahmungswürdiges Muſter der Wohlhabenheit empfohlen. Man hatte daſelbſt alle Steuern in Verzehrungsſteuern verwandelt, und Vauban, der klügſte aller Reformatoren, ſchlug die Einrichtung des Weichbildes von Rouen Ludwig dem Vierzehnten vor, weil es das Schauſpiel eines der Armuth der umliegenden Gegenden, wo die direkte Steuer herrſchte, entgegengeſetzten Wohlſtandes darbot.

Die indirekte Steuer iſt überdies noch die Steuer aller Länder, welche in ihrer Entwickelung vorgeſchritten ſind, während die direkte Steuer in allen barbariſchen noch vorzugsweiſe beſteht. Das erſte, was eine Regierung thun kann, iſt, von jedem Menſchen, von jedem Grundſtück eine gewiſſe Summe zu verlangen. Die Türken verſtehen ſich, mit dem Stocke in der Hand, ſehr wohl darauf, den Miri einzuholen. Aber die geſchickten Regierungen in den blühenden Ländern wiſſen ſich aus einer Abgabe auf den flüchtigen Reichthum reichliche Einnahmen zu verſchaffen, und während die Türkei vom Miri lebt, beſtreitet England ſein ganzes Budget durch die Acciſe und die Zölle, und hat die Grundſteuer ganz und gar abgeſchafft. Der Miri iſt eine Erpreſſung, die man zahlen muß, ob man es könne oder nicht. Die Acciſe und die engliſchen Zölle bilden einen Theil des Preiſes

der Waaren, den man bezahlt, ſobald man kauft, den man allerdings bezahlt, das iſt wahr, denn keine Kunſt liefert die Mittel, aus Nichts die Unkoſten eines großen Staates zu beſtreiten, aber den man in einem beliebigen Augenblicke, und wie man kann, bezahlt, ſo daß es den Käufern freiſteht, ihn dadurch, daß ſie mehr oder weniger verzehren, mit ihren Mitteln in Einklang zu bringen. Nur eine einzige Einwendung giebt es gegen die indirekte Steuer, daß ſie nämlich gewiſſermaßen von dem Willen eines jeden Verzehrers abhängt, und daß ſie, wenn der Staat in Folge eines dringenden Bedürfniſſes ſie unverſehens vermehren wollte, ſich plötzlich vermindern würde. Sie würde ſich wie ein freies Weſen, dem man Gewalt anthun will, zurückziehen; während die direkte Steuer ein Sklave iſt, dem man Alles nehmen kann, was man will. Man kann in der That von der Erde und von den Menſchen ſo viel Steuer verlangen, als man will, bis man endlich an die Unmöglichkeit gelangt, ſie zu erheben, und entweder das Grundſtück oder die Habe des Individuums verkaufen muß. Aber die indirekte Steuer, die Steuer aller reichen und freien Länder, hat noch einen bewundernswürdigen Bundesgenoſſen, den Kredit. In den mächtigen Staaten, wo die indirekte Steuer gewöhnlich am Meiſten angewendet iſt, ſpricht man die Zukunft um Hülfe für die Gegenwart an; das Anleihen befreit von der Nothwendigkeit, die Verzehrung unverhältnißmäßig zu belaſten und ſie gerade dadurch unverhältnißmäßig zu verringern. Man nimmt das Geld von Jenen, die es haben, gegen Zinſen, die ihnen für dieſen Vorſchuß geleiſtet werden; mit einem Worte: arme Länder, ſklaviſche

Länder und direkte Steuern, verdoppelt und verdreifacht bei außerordentlichen Gelegenheiten, das findet ſich ſtets zuſammen. Aber derſelbe Zuſammenhang ſtellt ſich auch zwiſchen reichen und freien Ländern, und den indirekten Steuern, die den Credit als außerordentliche unbegränzte Hilfsquelle haben, heraus.

Die Revolution theilte in ihrer anfänglichen Unerfahrenheit die Meinung, daß die indirekten Steuern abſcheulich ſeien, daß man ſie abſchaffen müſſe und daß man das leicht könne. Sie glaubte, daß der Staat mit einer etwas gleichvertheilten Grundſteuer, mit einer zu der Pracht der Wohnungen im Verhältniß ſtehenden Perſonal- und Vermögensſteuer, mit der Steuer auf Thür und Fenſter, mit der Einſchreibegebühren in die öffentlichen Regiſter, mit den Stempeln, mit den Zollämtern, die nur an der äußerſten Grenze aufrecht erhalten wurden, mit den Poſten, mit den Erträgen aus den Staatsdomainen genug haben könnte. Die Revolution glaubte dies, denn ſie faßte ihre Meinungrn ſchell und handelte noch ſchneller. Sie hob die Trank- und Salzſteuer auf, verbrannte alle Mauthſchranken und verfolgte, indem ſie bald aus dem Zuſtande der unſchuldigen Unerfahrenheit in den der Wuth überging, die Beamten der früheren Finanzämter, weil ſie das Volk früher quälen mußten; Generalpächter beſtiegen das Schaffot und unter ihnen der berühmte Lavoiſier.

Aber alle aufrecht erhaltenen Steuern verſchafften, ſelbſt wenn man das vergoſſene Blut zu ihnen hinzurechnete, nicht das nothwendige Geld. Sie warfen in der allgemeinen Unordnung faſt Nichts ab. Glücklicherweiſe

hatte man ein Mittel, allem auszuhelfen; das Papiergeld, das auf weiten Grundlag n ruhte, die in dem Werthe von mehreren Milliarden herrlicher Nationalgüter beſtanden. Durch ein Dekret vervielfältigte man die Auflagen dieſes Papiers und hatte wieder einige Milliarden Aushülfe. Man gab ſich gar nicht die Mühe, die Staatsausgaben fortzuſetzen; wozu erſt noch zählen, wenn man es, Dank der Kupferplatte der Aſignaten nicht mehr nothwendig hatte. Aber bald mußte man für ein Pfund Brot 400 Franks in Papier geben und das Papier hatte den Werth der Koſten, es zu erzeugen, nämlich keinen.

Nachdem die Ordnung durch den Wiederherſteller der franzöſiſchen Geſellſchaft, ebenſo in den Finanzen, wie in allen übrigen Zweigen des Staatsweſens neu begründet worden, und das Geld auf das Papier gefolgt war, blieb die Noth noch immer groß. Die beibehaltenen Steuern, nämlich blos die direkten, die Einſchreibungsgebühren, die Zollanſtalten, die Poſten, die Wälder, ſowohl die, welche während des Umſturzes aller geſellſchaftlichen Ordnung nichts getragen hatten, als auch die, welche nach wiederhergeſtellter Ordnung höchſtens 500 Millionen brachten, waren für die Ausgaben nicht hinreichend, weil ſich dieſelben ſchon im Jahre 1802 über 600 Millionen beliefen und ſich 700 Millionen näherten. Der General Bonaparte war rathlos. Das Papiergeld war eben ſo verachtet, als ſein Kamerad, das Schaffot. Obgleich der General den Credit der Papiere wieder gehoben hatte, denn er hatte die 5procentigen bis auf 60 und 70 hinaufgebracht, auf jenen Cours, welchen das Papier heut hat, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß er es zu 12 über-

nommen, wir aber es zu 120 vorgefunden haben, trotzdem wäre er nicht im Stande geweſen, ein Staatsanleihen zu realiſiren. Das war der Augenblick der Organiſation der neuen Finanzverwaltung und der Gründung einer großen Anzahl von Aemtern in dieſem Zweige. Er verlangte Kautionsleiſtung und verbrauchte deren jährlich 25—30 Millionen. Da man, wenigſtens ſo lange er am Ruder bliebe, an die Sicherheit des Ankaufs von Nationalgütern glaubte, gelang es ihm, einige von dieſen Gütern zu verkaufen, und man verwendete davon in gleicher Weiſe 25—30 Millionen. Aber, als der Friede von Amiens gebrochen worden war, befand ſich der General Bonaparte ohne Geld. Wißt ihr, wie er ſich da half? Er verkaufte Louiſiana an die Amerikaner um 80 Millionen! da dieſe verbraucht waren, befand er ſich wieder in großer Verlegenheit. Er, der ſo pünktlich und genau war, nahm ſeine Zuflucht zu dem Rückſtande und ließ ſich in Geſchäfte ein. Er verlor mit einer berüchtigten Geſellſchaft 140 Millionen, die er nur ſchwer decken konnte und am Tage der Schlacht von Auſterlitz entlud ſich in Paris eine ungeheure finanzielle Criſis, in Folge welcher die Bank ihre Zahlungen einſtellte. Auſterlitz und die große Kriegsſteuer, die er den Oeſterreichern auferlegte, beſtritten das Nothwendigſte, aber das Dificit beſtand noch immer; er empfand eine gewiſſe Schaam, in einem ſolchen Zuſtande zu bleiben, da ihm doch die Mittel nahe lagen, aus demſelben herauszutreten. Er frug alle Departements um Rath, und alle erklärten, daß die direkten Steuern unerträglich ſeien. Die Einſchreibungsgebühren in das große Buch laſteten

bereits auf dem Eigenthum wie die Grundſteuer und konnten nicht erhöht werden. Ein Dekret konnte auch den Ertrag der Zölle, Wälder und Poſten nicht vermehren; ein neues Anleihen, ein neues Papiergeld war unmöglich. Da faßte Napoleon den Entſchluß, die Trankſteuer theilweiſe wieder herzuſtellen; im Ganzen genommen auf einem niedrigen Fuße und unter der beſcheidenſten Form, und die Finanzen fingen bald darauf ſchon etwas zu blühen an. Es gab aber einen öffentlichen Dienſt, der trotz allen ſeinen Bemühungen noch immer ſehr vernachläſſigt war, das war der der Straßen. Da das Budget zu dieſem Zwecke nicht ausreichen konnte, ſo enthob man daſſelbe der Verpflichtung, dieſe Koſten zu tragen und lud dieſelben auf den Wegezoll. Aber dieſe Steuer gab 14 Millionen, ſtatt 28, deren man bedurfte und ſchien unerträglich, weil ſie neu war, denn was die Steuern anbelangt, ſo haben ſie mit vielen anderen Sachen, deren Beſtimmung es iſt, nicht zu gefallen, das gemein, daß die altherkömmlichen weniger mißfallen, als die neuen. Es gab eine Steuererhebung, deren Wiedereinführung alle Welt für ſehr leicht hielt, wenn man ſie nur nicht zu hoch machen würde, als ſie früher war, und mit weniger Plakereien verbinden könnte, nämlich die des Salzes. Man hielt dieſe im Allgemeinen für ungleich vortheilhafter für den Ackerbau als das Wegegeld. Napoleon ſchwankte nicht lange. Freilich er liebte nicht die Freiheit, weil er an ſie, wenigſtens für Frankreich nicht glaubte. Aber er liebte das Volk und hielt viel darauf, von ihm geliebt zu werden. Er ſetzte alſo die Salz-Steuer nach der Trankſteuer wieder ein, die Straßen

wurden in den beſten Zuſtand gebracht, und ſeine Finanzen kamen gänzlich ins Gleichgewicht.

Das iſt die Geſchichte der Aufhebung der indirekten Steuern in Frankreich; ſie führte zuerſt zum Staatsbankerott, und es zeigte ſich dann die Nothwendigkeit, ſie wieder einzuführen.

Siebentes Kapitel.

Schluß.

Von dem Uebel in der Welt.

In der Geſellſchaft giebt es manche Uebel, welche die Regierungen wieder gut zu machen ſich beſtreben müſſen; es giebt aber auch andere, welche mit der menſchlicher Natur ſo ſehr verwachſen ſind, daß keine irgend erdenkliche Vervollkommnung in den Inſtitutionen ſie dem Menſchen erſparen kann.

Ich erkenne es gern an, daß es überall aufrichtige Menſchen giebt, und wenn einige von den ſocialiſtiſchen Philoſophen nichts weiter als ſich populair zu machen und das gefährliche Inſtrument der Menge in ihre Hand zu nehmen geſucht haben, ſo giebt es dagegen Andere, welche von dem Anblicke der in der Geſellſchaft verbreiteten Leiden lebhaft gerührt worden ſind und gern Heil-

mittel herbeibringen wollten. Haben ſie aber dieſe Heilmittel gefunden?

Es giebt einige Reiche, aber in geringer Anzahl, etwas mehr wohlhabende Leute, aber auch nicht viel, endlich eine unendliche Zahl ſolcher Leute, die nur das Allernothwendigſte haben und viele die das nicht einmal haben. Das Landvolk nährt ſich, wie ich bereits angegeben habe, von Korn, von Erdäpfeln, von einigen Gemüſearten, von etwas Speck, ißt ſelten Fleiſch und arbeitet das ganze Jahr hindurch bei Regen, Sonnenſchein und Kälte. Der nicht ſo beſtändig geplagte Städter hat Augenblicke, wo ſein Lohn ſich verdoppelt und er in einem gewiſſen Ueberfluſſe lebt; er genießt ſogar einige Vergnügen des Reichen; er hat einen ſchwarzen Rock, weiße Wäſche, die Schauſpiele der Stadt und faſt täglich Fleiſch. Allein kaum hat die unvorſichtige Induſtrie, die ſich ſeine Arme durch einen hohen Lohn erſtritt, die Uebertriebenheit der Produktion bemerkt, ſo bleibt ſie ſtehen, beſchäftigt ihn nicht mehr und er büßt die wenigen ſchönen Tage die er zugebracht, durch ein ſchreckliches tiefes Elend, kurz durch Hunger, von welchem der Landmann nichts weiß. Die über der Arbeiterklaſſe ſtehende Klaſſe der Fabrikanten und Kaufleute hält ebenfalls inne und ſieht alle Verdienſte ſchwinden. Der Reiche erhält keine Zinſen mehr von ſeinen Kapitalien und leidet wie die Andern, ohne davon zu ſprechen, daß ſelbſt in den Zeiten des Wohlſtandes tauſend Kataſtrophen bald Dieſe bald Jene treffen; daß der Induſtrielle, der Kaufmann und der Fabrikant, aus unklugem Ehrgeiz ſchreckliche Banquerotte gemacht haben, daß ſie durch ihren Fall, ihre

Familie, viele an ihr Schickſal gebundene Diener, Commis, Arbeiter und Agenten aller Art mit fortgeriſſen haben; daß der Reiche, der ihnen ſeine Kapitalien geliehen hatte, in den Sturz hineingezogen wurde, daß endlich der Reiche ſelbſt auch ohne Handelskataſtrophe, indem er ſeinen eigenen Antrieben folgte, ſich von ſeinem Laſter beherrſchen, oder von falſchen Freunden täuſchen ließ, von dem Gipfel des Reichthums herunterſtürzte und ſein Leben zuweilen in der Verbannung und im Gefängniß durch Selbſtmord oder Elend endete. So geht es in der Welt, in der es Eigenthum, Familie und Freiheit giebt.

Wollt ihr in dieſer Welt Veränderungen vornehmen, Veränderungen, welche ſie nach den klaren Geſetzen der menſchlichen Natur verbeſſern, oh, dann ſeid willkommen, bringt euer Licht, eure Erfindungen herbei, wir werden darüber ſprechen. Wir, die wir ſtets an dieſe verſchiedenen Gegenſtände denken, ſind vielleicht matt geworden oder haben uns vielleicht an unſer eigenes und Anderer Leiden gewöhnt. Kommet ihr, die ihr euch vielleicht weniger den Nothwendigkeiten dieſer Welt fügt, indem ihr ſie weniger hoch anſchlaget, ihr habt vielleicht ein Heilmittel gefunden, kommet und laßt uns ehrlich darüber ſprechen. Wollt ihr aber die Grund-Verhältniſſe dieſer Welt umgeſtalten, wollt ihr, damit der Menſch weder reich noch arm ſei, das was ihn zur Arbeit antreibt, vernichten; wollt ihr, damit er nicht leide, die Freiheit unterdrücken und um ihm die Schmerzen der Familie zu erſparen, die Familie abſchaffen; dann ſagen wir euch, wenn ihr ehrlich ſeid, daß ihr die menſchliche Natur nicht erkannt habt; wenn ihr aber Aufwiegler ſeid,

welche in Denen, die unerträglich leiden, ihre Soldaten ſuchen, ſo ſagen wir euch, daß ihr Verbrecher ſeid.

Eine Betrachtung muß ſich Allen aufdringen, die nämlich, daß, wenn man die geringe Anzahl von Reichen und die weniger beſchränkte, aber noch ſehr ungenügende Anzahl wohlhabender Leute mit der ungeheuren Menge von ſolchen vergleicht, die nicht das Unentbehrlichſte haben, jeder Gedanke an die Möglichkeit, das Loos der Armen durch Vertheilung des Vermögens der Reichen zu verbeſſern, ſchwinden muß. Man würde dadurch Niemandem ſein Auskommen verſchaffen, dagegen in Allen den Eifer, zu produziren, welcher die Geſellſchaft aus dem Zuſtande, in welchem ſie ſich im Mittelalter befand, in den jetzigen verſetzte, erſtickt haben. Man kann in der That nicht läugnen, daß das Loos des Menſchengeſchlechtes ſich ſeit zwei oder drei Jahrhunderten, ſelbſt ſeit 50, ſeit 30, ſeit 20 Jahren bedeutend verbeſſert hat. Vor einigen Jahrhunderten waren die Mittel der Agrikultur und die des Handels, welcher ihr aushalf, ſobald die Jahreszeiten ungünſtig waren, ſo ungenügend, daß die Hungersnoth Tauſende von Menſchen wegraffte. Eine Unzahl von Unglücklichen fiel vor Hunger auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen todt nieder. Wir haben neulich eine Theuerung durchgemacht; es gab Leiden, unvermeidliche Leiden, allein dem Landvolke hat es nirgends an Brot gefehlt, und die Armen in den Städten haben durch die vereinigten Mittel des Handels, der Regierung und der Wohlthätigkeit der wohlhabenden Klaſſen das Nothwendigſte erhalten. In dieſem Jahre konnte ſich der Arbeiter keine neuen Kleider anſchaffen, kein Ver-

gnügen gönnen, und derjenige, der bei ſeiner geſchwächten Geſundheit ſich nur durch Wohlleben erhalten konnte, wurde in dieſem Jahre weit eher und unvermeidlicher, als in einem glücklichen Jahre eine Beute des Todes. Iſt aber dieſe Theurung mit jener zu vergleichen, welche ganze Generationen hinwegraffte?

Hinſichtlich der Lebensmittel iſt der Menſch alſo ſchon viel ſicherer geſtellt. Sprechet ihr von den Wohnungen? Betrachtet in den alten Vierteln einiger unſerer Städte jene aus ſchlechtem Kalke erbauten und mit Schindeln bedeckten Häuſer, die wie Ameiſenhaufen auf einander liegen, feucht, dunkel und von der friſchen Luft abgeſchloſſen ſind, und uns an jene mittelalterlichen Städte erinnern, deren Bild uns viele alte Gemälde aufbewahrt haben, deren Aermlichkeit, Häßlichkeit und Unordnung aber von dem hochſtrebenden Glockenthurme einer gothiſchen Kirche überragt wurde, denn in jener Zeit ſcheint der Menſch in ſeinem Elende nur an Gott gedacht zu haben; erinnert euch, ſage ich, jener Häuſer, von denen man heut noch in Rouen ganze Viertel niederreißet und vergleichet ſie mit den zwar kleinen, aber geſunden, aus Ziegeln gebauten und mit Schiefer gedeckten Häuſern, die ſie erſetzen! Werdet ihr nicht geſtehen, daß hier eine wahrhafte, merkliche Verbeſſerung ſtattgefunden hat?

Seht euch auf dem Lande um, und ihr werdet überall das Strohdach durch das Ziegel- oder Schieferdach und im Baue den Lehm durch Steine erſetzt ſehen. Betrachtet die Kleidung des Arbeiters, und ihr werdet ſtatt einer groben Sorte wollenen Zeuges gewalktes Tuch,

ſtatt der Holzpantoffeln Lederſchuhe, und auf den Schultern der Frau aus dem Volke ſtatt des kleinen baumwollenen Tuches, ein wollenes Halstuch finden. Das kommt, wie ich bereits geſagt habe, daher, daß der Tagelohn, der vor 40 Jahren auf dem Lande 25 Sous betrug, heute 40 beträgt, daß der Tagelohn der Fabrikarbeiter, der vormals 2 Franks war, heute 5 iſt, und daß das Tuch, welches 50 Franks koſtete, jetzt 5 bis 6 koſtet. Leſet übrigens Vauban, leſet die Schriftſteller der großen Jahrhunderte, betrachtet die Schilderungen, die ſie von verlaſſenen Feldern und flüchtigen Landleuten geben, und ſagt, ob heut zu Tage, ſelbſt nach den ſchrecklichſten Kriegen etwas Aehnliches widerfährt! Glaubet übrigens nicht, ich wolle behaupten, daß das Uebel verſchwunden ſei, daß es keins mehr gebe; ich werde euch im Gegentheil beweiſen, daß es noch immer eine Anzahl unvermeidlicher, fortbeſtehender Leiden giebt, und daß dieſe Leiden am ſchwerſten zu ertragen ſind; glaubet nicht, daß ich euch dieſe Schilderung des Beſſern entwerfe, um die Regierer der Völker zum Stillſtand zu bringen, ſie einzuſchläfern, ſie glauben zu machen, ſie hätten genug gethan. Nein, davor wolle Gott mich bewahren! Ich will nur die Verzweiflung, die niemals gut iſt, zur Beruhigung bringen; ich werde euch dann zeigen, daß es unzweifelhaft Verbeſſerungen giebt, die man dem Laufe der Zeit, die man beſonders dem Eifer ſchuldig iſt, mit welchem alle Welt arbeitet, und durch die Arbeit eben ſo ſehr zum allgemeinen, wie zu dem Wohlſtande des Einzelnen beiträgt. So iſt ſeit 60 Jahren das Geld zu 4 Proc. ſtatt zu ſechs haben; die Kleidungsſtücke ſind um die

Hälfte billiger, und der Tagelohn des Arbeiters um die Hälfte erhöht worden. Weshalb? Weil man viel gearbeitet hat, weil es mehr Getreide, mehr Leinwand, mehr Tuch, mehr Baumaterialien giebt. Schwächet die Arbeit und Alles geräth in's Stocken. Die Reichthümer, welche ſich hier und da auf dem Gipfel der Geſellſchaft vorfinden, um den Reiz zur Arbeit hervorzubringen, um den Eifer anzuregen, fallen durch ihre Anhäufungen dem Menſchen auf, ermuntern ihn und treiben ihn an, alles das Gute hervorzubringen, welches wirklich hervorgebracht worden iſt. Vertheilet ihr aber dieſe Reichthümer unter Alle, ſo wird der Arme dadurch kein Krümchen Brot mehr erhalten. Sobald der Menſch aufhört, in den Reichthümern eine Belohnung, einen Antrieb zu finden, wird er muthlos, unthätig, und die Thätigkeit, welche uns aus dem ſchrecklichen Elende des Mittelalters zu dem weit gelindern Elende der Gegenwart geführt hat, erſtirbt. Ihr täuſcht euch alſo über die Mittel. Nicht durch eine elende Vertheilung alles Deſſen, was zur Anregung der menſchlichen Thätigkeit dient, ſondern durch Verdoppelung dieſer Thätigkeit, durch die damit verbundene Verdoppelung der Erzeugniſſe werdet ihr zum Ziele gelangen. Geben wir beſſere Geſetze für den Ackerbau und den Handel, nehmen wir, wenn es möglich iſt, eine andere Vertheilung der ſocialen Laſten vor, organiſiren wir die örtliche Wohlthätigkeit, und erwecken wir die der Einzelnen, tragen wir Alle, jeder für ſeinen Theil zu dieſen Dingen bei, und wir werden den Geſetzen unſeres Seins, weche darin beſtehen, unaufhörlich nach Vollkommenheit zu ſtreben, gehorchen. Stillſtand iſt der Tod;

die Geſellſchaft muß jener ewige Jude ſein, der ewig einem unbekannten Gute entgegenwandelt. Ja, ſchreiten wir vorwärts, aber laſſet uns auch auf unſerem Vorwärtsſchreiten alle Abgründe vermeiden; kehren wir nicht dem Ziele, das es zu erreichen gilt, den Rücken, und beſonders wollen wir der Geſellſchaft nicht, indem wir ſie zur Verzweiflung treiben, den Muth nehmen, ihren Weg fortzuſetzen.

Giebt es nicht ſchon in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge Uebel genug, um redlichen Leuten das Herz bluten zu machen? O gewiß! Giebt es aber unter den neuerfundenen Syſtemen ein einziges, welches das Uebel heilen und in etwas Gutes verwandeln könnte? Iſt es etwa der Communismus, der, abgeſehen von ſeiner praktiſchen Unmöglichkeit (denn Niemand wird das menſchliche Geſchlecht geneigt finden, ſich berauben zu laſſen) durch Unterdrückung der Beweggründe, die den Menſchen zur Arbeit antreiben, die Summe der menſchlichen Arbeit um die Hälfte, um drei Viertel vermindern würde? Iſt es die für eine gegen 36 Millionen Individuen erfundene Aſſociation des Luxembourg, die darin beſtehen würde, dieſer Million das Mittel an die Hand zu geben, mit dem Gelde der andern 36 Millionen Franzoſen zu ſpekuliren, die ebenſo wie der Communismus ein Erſtarren der menſchlichen Thätigkeit erzeugen, die Anarchie in die Induſtrie einführen würde, und die, wenn ſie gelänge, nur die Wirkung hätte, einigen Arbeiterklaſſen ein Monopol zu verleihen und den Preis ihrer Verbrauchsgegenſtände um das Doppelte zu erhöhen? Iſt es vielleicht jene ſonderbare Wechſelſeitigkeit, die die Wohlfeilheit er=

zielen will, indem ſie den Preis der Dinge durch ein Dekret reducirt, und ſich anmaßt, an die Stelle des Goldes und Silbers, die ſich nur gegen wahre Werthe tauſchen laſſen, ein Papiergeld zu ſetzen, das ſich wahrſcheinlich Jeder verſchaffen könnte, der es haben wollte, und das eben ſo viel werth wäre, wie alle Dinge, die umſonſt zu haben ſind? Oder iſt es das Recht auf Arbeit, das aus dem Staate am Ende nichts mehr als einen Spinner, Weber, Möbelfabrikanten oder Modehändler macht, oder uns vorſchlägt, Jenen, welche Revolutionen immer wieder und wieder machen, auf Unkoſten aller Steuerpflichtigen 40 Sous täglich zu geben? Oder ſollen alle Leiden der Geſellſchaft dadurch geheilt werden, daß man die Steuern von oberſt zu unterſt kehrt, die Finanzen zu Grunde richtet und den Preis des Brotes erhöht, um den des Weines und Branntweins zu erniedrigen? Haben nicht acht Monate des Elends auf alle dieſe eitlen Theorien geantwortet? Haben nicht alle die Unmöglichkeit ihrer Ausführung und ein Geheimniß gemein, das den Irrlehrern kaum der Verheimlichung werth zu ſein ſcheint, nämlich das Geheimniß, einem kleinen Theile des Volkes zum Nachtheile der ganzen Nation zu ſchmeicheln? Es giebt 24 Millionen Bauern, die ein Leben von Enthaltſamkeit leben, 5 oder 6 Million. Arbeiter, Handwerker, deren Daſein, weniger traurig, ſich von Zeit zu Zeit ſogar eines flüchtigen Wohlſtandes erfreut, aber auch den traurigen Folgen der Unterbrechung der Arbeit ausgeſetzt iſt. Dann finden wir noch auf allen Stufen der Geſellſchaft Menſchen, die das Glück verſtößt und Söhne der mittleren Klaſſen, die ſich, manchmal reich

begabt, manchmal auch ganz und gar talentlos, zu den Eingängen zu allen angeſehenen Beſchäftigungen drängen. Und dieſem Allen wollt ihr abhelfen, indem ihr uns vorſchlagt, auf die überſpannten Forderungen einer Million von Handwerkern einzugehen, um ihnen bald das Kapital zu liefern, bald zu ihren Gunſten ein Monopol zu ſchaffen, oder ihnen täglich ſo und ſo viel auszahlen zu laſſen? Und dieſe wohlthätige Sorgfalt geht nicht über jene privilegirte Klaſſe hinaus, d. h. ſie erſtreckt ſich nicht auf die Miethsleute, Pächter, Schuldner, ſo daß dieſe nicht etwa nicht zahlen ſollten, was ſie ſchulden! dies nennt man das Volk begünſtigen, das Loos der Maſſen verbeſſern, eine ſoziale Revolution vollbringen!

Und wer hat denn in der Mitte aller dieſer neuen Erfindungen, die ſich ſo breit machen, das Mittel erfunden, daß der Bauer Roggenbrot ſtatt Kaſtanien, Weizen ſtatt Roggenbrot, und Fleiſch ſtatt Speck äße, daß der Handwerker in den Städten unter gewöhnlichen Umſtänden nicht zur Einſtellung ſeiner Arbeit genöthigt würde! daß die Söhne bürgerlicher Familien Aemter und Beſchäftigungen fänden, die ihren Talenten entſprächen. Wer hat das Mittel erfunden, den Tageslohn zu verdoppeln? Niemand, denn dieſes Geheimniß liegt in den Händen Gottes, der bisher das Glück, das man nur auf ſo abſonderlichen Wegen erreichen will, über jene gut verwalteten Länder verbreitet hat, die die Geſetze der Natur und der Vernunft achten.

Wir haben geſehen, wie ſich mit der Zeit die Uebel der Geſellſchaft vermindern, wie überall gute Einrichtungen die ſchlechten verdrängen, und dieſer Wechſel erfüllt

ſich ſeit 50 Jahren noch ſchneller, weil der Frieden ſeine Wohlthaten mit denen vereinigt hat, welche die Erklärung der bürgerlichen Gleichheit durch die franzöſiſche Revolution hervorgebracht hat. Wir haben geſehen, wie die Arbeit immer mehr von läſtigen Feſſeln befreit oder durch die Wiſſenſchaft erleuchtet, thätiger, fruchtbarer wurde, die Kapitalszinſen von 6 auf 4 ſanken, der Preis der Verzehrungsgegenſtände ab-, der Tagelohn der Arbeiter zunahm, und in ihnen den Geſchmack an Sparſamkeit erweckte. Iſt der Weg, der zum Guten führt, damit noch nicht vorgezeichnet? Und welcher iſt dieſer Weg? Das Heil liegt in einer Vermehrung der Thätigkeit, in ihrer Anwendung auf Ackerbau, Fabrikation und Handel, die zum allgemeinen Wohlſtande führt und die nur durch die Klugheit der Regierung, durch die Ordnung im Staate und durch den Frieden in allen Klaſſen der Geſellſchaft erzeugt werden kann. Hat man aber bisher bereits alle gute Mittel aufgefunden, keines vernachläſſigt, und könnte man zu den vorgenommenen Verbeſſerungen keine anderen mehr hinzufügen? Es bleibt gewiß noch ſo manches zu thun übrig. Giebt es keine Mittel gegen das unglückliche Feiern, dieſe wahre Wunde der Induſtrie? Ja, ich glaube, es giebt deren welche. Man braucht den Staat nicht zum Geſchmeide- oder Spitzenhändler zu machen, und kann dennoch die großen öffentlichen Arbeiten für die Zeiten induſtrieller Noth aufbewahren und den unbeſchäftigten Händen Arbeit verſchaffen.

Endlich kann man auch für das Alter des untauglich gewordenen oder kranken Arbeiters Sorge tragen.

Verſuchen wir, derlei Aenderungen einzuführen. Selbſt, wenn ſie nicht vollſtändig gelängen, wird dieſer Verſuch uns Ehre bringen. Aber alles dies zieht keinen gewaltigen Umſturz in den ewigen Geſetzen der menſchlichen Geſellſchaft nach ſich und ebenſowenig ſind es die Sozialiſten, die alles dies erfunden haben. Soll man endlich für den Landmann, den man bisher ſo ſehr vernachläſſigt hat, weil er das Werkzeug keiner Partei iſt, Nichts machen? Allerdings, aber wie für ihn wirken? Dadurch, daß man die Grundſteuer vermindert, ſtatt die Trankſteuer herabzuſetzen.

Wollte man mit uns dieſen Weg einſchlagen, ſo würden wir alle einig ſeien. Aber ſelbſt, wenn wir Alles nach unſeren beſten Kräften gemacht hätten, und der Erfolg unſere Beſtrebungen krönen würde, bliebe noch immer noch viel zu thun übrig. Und ſo wie man nach allen wirklich erfüllten Wohlthaten der franzöſiſchen Revolution, nach 40 Jahren gewiſſer unbeſtreitbarer Verbeſſerungen uns mit Schmähungen überhäuft, und uns ſagt, daß die Menſchheit leide, daß ſie in ihrem Schmerze untergehe, daß ſie ſich gegen uns erheben werde, wenn wir nicht ſofort Hülfe leiſten, ebenſo hätten wir in 50 Jahren die Löhne durch geſetzliche Mittel verdoppeln, den Preis der für das Leben nothwendigen Dinge noch einmal um drei Viertel vermindern, den Weizen und das Fleiſch auf dem Lande häufiger machen, und dem Feiern in den Städten ſo erfolgreich entgegenwirken können, wie wir in der Agricultur den Hungersnöthen entgegengewirkt haben, und dennoch fänden ſich Uebel genug, um den Unruhe-Stiftern genügenden Vorwand zu liefern, al-

les das zu ſagen, was ſie heut wirklich ſagen; denn obgleich der Wohlſtand heut um die Hälfte größer iſt als 1789, ſo greift man dennoch die Geſellſchaft viel heftiger als zu jener Zeit an. Das kommt daher, daß es in dem geſellſchaftlichen Leben ſtets eine unvermeidliche Summe von Leiden giebt, auf die man Rückſicht nehmen muß, die man jedoch nicht übertreiben darf, wenn man nicht den Menſchen zur Verzweiflung, die Geſellſchaft zum Selbſtmorde bringen will.

Wollt ihr wiſſen, worin das Hauptunglück unſerer Zeit beſteht? Darin, daß man das arme Volk über die Natur der Leiden, die es empfindet, getäuſcht hat. Man redet ihm ein, daß es alles das, was es empfindet und was der Reiche ebenſo ſehr und oft noch mehr als er empfindet, wie Krankheit, Ermattung, Entbehrung, nicht erfüllte Wünſche, die Enttäuſchung nach dem geſtillten Verlangen, Alter, Tod, daß es alſo alles das nicht ertragen dürfte, daß man es ihm erſparen könnte; daß der geſellſchaftliche Zuſtand Schuld daran ſei, dieſer geſellſchaftliche Zuſtand, der für die Reichen und durch die Reichen geſchaffen ſei, daß man ihm das Glück, das es entbehrt, das es genießen zu können glaubt, boshafter Weiſe entzieht, um für ſich ſelbſt einen größeren Antheil zu bewahren. Dann geſellt ſich der Zorn zu ſeinem Schmerze, er tödtet, läßt ſich tödten, und vergrößert die Anzahl ſeiner Leiden. Jene Reichen, die ihm durchaus nicht übel wollen, die im Gegentheil ihn zu beſchäftigen geneigt waren, fliehen und verbergen ſich und ihre Schätze, verweigern ihm den Lohn, und vor Hunger und Wuth verſcheidet er an der Thür jener ſchweigſamen

leeren Paläſte, in welchen, wie er glaubt, das Glück wohnen ſoll, in denen jedoch im Gegentheil nur Traurigkeit, Schrecken, und ſogar Verzweiflung herrſcht, denn in Gegenwart des Armen, der ſich unterdrückt glaubt, fühlt ſich auch der Reiche unterdrückt, und denkt an ſeine Vertheidigung; und da er nicht weniger tapfer als der Arme iſt, da die Erziehung nicht blos den Muth nicht ſchwächt, ſondern noch erhöht, ſo hält er ſich bereit, jeden zu tödten, der den Tod in ſeine Wohnung bringen will. Schreckliche Verwirrung! Sie gleicht derjenigen, in welcher die Soldaten einer und derſelben Armee einander würgen, weil ſie, durch die Nacht und durch einen hinterliſtigen Feind, der beunruhigendes Geſchrei in die Dunkelheit hinausgeſtoßen hat, getäuſcht, ſich auf einander ſtürzen. Die Nacht ſind eure Sophiſten, die hinterliſtigen Feinde ſeid ihr, die ihr die geſellſchaftliche Ordnung angreiſt, ohne ſie zu verſtehen.

Gewiß giebt es Leiden, viel Leiden; man muß die Zahl derſelben verringern, das ſchwarze Brot in weißes Brot, das mit ein wenig Speck bereitete Gemüſe in Fleiſch, dieſe Lumpen in ein gutes Kleid, dieſe übelriechende Hütte in ein gut gebautes Haus, dieſe rohe Unwiſſenheit in eine vernünftige Erkenntniß der Dinge, dieſen dummen Neid in eine aufrichtige Brüderlichkeit verwandeln; aber dazu muß man ſich Zeit nehmen, dazu muß man erprobte Mittel verwenden, womit ich nicht ſagen will, daß neue Mittel ausgeſchloſſen ſein ſollen. Man muß es indeß dem Volke beibringen, daß ſein Herz ſelbſt nach Vollbringung aller dieſer Veränderungen von Schmerzen, die zuweilen unerträglich ſind, erfüllt bleiben wird. Iſt das

Leben nicht hundertmal beſſer, als in den Zeiten des Mittelalters, des Ausſatzes, der Seuchen, der allgemeinen Hungersnoth, iſt es nicht hundertmal beſſer, als unter Ludwig XIV., unter Ludwig XVI. und unter Napoleon? Wohlan, hört auf dieſe Ausrufungen des Schmerzes, hört auf ſie! Ja, Ihr könnt ſie ſelbſt unterdrücken und es wird immer noch ein langes und unterbrochenes Wehklagen übrig bleiben. Aber welcher Art iſt dieſes Wehklagen? Es iſt das Wehklagen des menſchlichen Herzens. Geht in die verfloſſenen Jahrhunderte zurück, geht von der Lehnsherrſchaft zum römiſchen Reiche zurück, wählet unter der römiſchen Herrſchaft den glücklichen Zuſtand der Antoninen und die langdauernde Ruhe des Auguſtus; geht nach Griechenland, beſucht die ſo reichen Städte, das glänzende Athen und das reiche Corinth, ſteiget wieder herab, durchlaufet beide Halbkugeln, wandert von dem unempfindlichen Indianer, dem arbeitſamen Chineſen, der ſich von etwas Reis nährt, zu anderen Völkern, durchſchifft den Ozean, ſegelt von einem Pole der beiden Amerikas zum anderen; verfolgt auf ſeinen Wanderungen den Wilden, der nichts weiter risquirt, als den Büffel, deſſen Fleiſch er ißt, zu erreichen oder zu verfehlen, der ſein Vaterland in den Knochen ſeiner Vorfahren, die er in Fellen mit ſich trägt, ſieht, und die Gefahren des Lebens ſo ſehr beſchränkt hat; begebt Euch von dieſen Wilden wieder zurück, auf die Schiffe des Amerikaners oder Engländers, bewundert den Reichthum an den Ufern der Themſe oder des Zuider-Sees, beobachtet endlich die Hirten der Schweiz, beobachtet mit einem Worte das ganze Menſchengeſchlecht,

belauſchet alle Herzen und ſagt mir, ob ihr nicht einen gemeinſamen Schmerz in dem Grunde aller Herzen findet? Wer hat von den ſo verſchiedenen Menſchen das, was er wünſcht, wer hat nicht Etwas zu beklagen, Etwas zu fürchten? Wer hat nicht während ſeines Lebenslaufs ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Frau, ſein Kind verloren? Wer hat nicht die Qualen des beginnenden Lebens, das voll Anſtrengungen iſt, das noch keine Erfolge gebracht hat, oder die Qual eines Lebens vor ſich, das ſich dem Tode, wie die Sonne dem Horizonte zuneigt? Bei wem verbinden ſich nicht mit den erſterbenden Wünſchen Befürchtungen wegen des nahen Endes, Befürchtungen, die für einen beſchränkten Menſchen bitter, für einen gebildeten Geiſt nur traurig ſind, die jedoch für Letztern mit tauſend Schmerzen vermiſcht ſind, die der Beſchränkte nicht hat? Wenn ihr euch davon überzeugen wollt, ſo verlaſſet den Armen, der Hunger und Durſt hat, der mit den Zähnen klappert, und begebt euch zu dem Reichen, der weder Hunger noch Durſt hat, der keinen Froſt empfindet, der auf Seide ruht, und auf mannichfach verzierten Stoffen einherſchreitet. Es iſt wahr, daß er weder Hunger noch Durſt hat, daß er ſatt iſt. Aber betrachtet ſeine ſorgenvolle Stirn: wiſſet ihr, was er thut? Er hegt Wünſche, heißere Wünſche als Der, welcher nicht gegeſſen hat. Er wünſcht ſchmerzlich, was? Kein Brot, keine ausgeſuchte Gerichte, keine fruchtbare und lachende Gefilde; von dieſen Dingen hat er ſo viel, daß er nicht weiß, was er damit machen ſoll, denn er koſtet dieſe Gerichte kaum, er vernachläſſigt dieſe Gefilde; aber er wünſcht neue Schätze, die man ihm

ſtreitig macht, vielleicht die Ehre, die ihm eine Beleidigung geraubt hat. Oder er iſt im Begriff, Alles, was er hatte, zu verlieren. Ein Sturmwind hat ſein Vermögen in die See geſtürzt, eine falſche Spekulation hat ihn an der Börſe zu Grunde gerichtet, die Gunſt des Publikums hat ihn verlaſſen. Ihr werdet dieſe Art Kummer wenig Theilnahme erregend finden, aber es iſt immer Kummer! Auch will ich euch von andern Schmerzen ſprechen. Er hat eine theure Tochter, eine geliebte Frau verloren. Glaubt ihr, daß er weniger liebt, weil er reich iſt? Die Beobachtung der menſchlichen Natur beweiſt, daß er ſtärker leidet, denn da ſeine Seele weniger durch phyſiſche Leiden nach außenhin gelenkt wird, verweilt ſie mehr im Innern und beunruhigt und quält ſich hier mehr. Je weniger man körperlich leidet, deſto mehr leidet man geiſtig.

Ihr wollt euch für dieſen ſcheinbar Glücklichen nicht intereſſiren, weil er den Verluſt des Geldes und der Macht beklagt. Gut! Aber hier iſt Jemand, der Armeen befehligt, der dem edlen Stande der Krieger angehört. Er ſtirbt wie Epaminondas bei Mantinea, nachdem er bei Leuktra geſiegt hat; er ſtirbt wie Guſtav Adolph bei Lützen, nachdem er bei Leipzig geſiegt hat; oder er ſtirbt wie Gaſton de Foix beim Beginn ſeiner Laufbahn bei Ravenna inmitten des ſchönſten Triumphes. Glücklicher Krieger! du ſtirbſt jung, du ſtirbſt glücklich, denn du ſtirbſt auf einem Bette von erbeuteten Fahnen. Aber warum dankt jener Karl der Fünfte, der Beſieger Franz des Erſten, dem Alles gelang, ab, und verzehrt ſich zuletzt in trüben Gedanken? Der zwanzig Jahre lang

ſiegreiche Hannibal wird bei Zama von einem jungen Manne beſiegt. Und dieſer junge Mann, dieſer Scipio, der beim Beginn ſeines Lebens dieſen großen, unſterblichen Ruhm errungen hat, bringt den Reſt ſeines Lebens in Eiferſucht, in Klagen über ſeinen mißrathenen Sohn hin, hält ſich von Rom fern und verflucht ſein Vaterland. Und was ſoll ich von jenen Glücklichen ſagen, welche die Geſchichte Napoleon und Ludwig den Vierzehnten nennt, von denen der Eine die Welt funfzig, der Andere zwanzig Jahre lang mit Verdruß erfüllt hat! Als der Erſtere alt geworden und von der Liebe der Lavalliere zu der traurigen Herrſchaft der Frau von Maintenon, von Dunes und Rocroy zu Malplaquet, von Turenne und Conde zu Villeroy übergegangen war, ſagte er eines Tages zu dem Letztgenannten: Herr Marſchall, in unſerem Alter iſt man nicht mehr glücklich! — Der Zweite erlebt nach den Tagen von Rivoli, Marengo, Auſterlitz und Friedland die von Leipzig und Waterloo, muß aus den Tuillerien, aus dem Escurial, aus Schönbrunn, aus Potsdam, aus Kremlin nach St. Helena ziehen! Er ſtirbt einſam, ohne Gattin, ohne Kind, wie Prometheus an einen Felſen geſchmiedet. Und ihr, die ihr Karl den Zehnten und Ludwig Philipp, einen Regentenzweig nach dem andern, einen Thron nach dem andern habt ſtürzen ſehen, glaubt ihr nicht, daß es überall Schmerzen giebt, oben wie unten, und oben noch mehr als unten? Eine unnütze Abſchweifung durch das Gebiet allgemeiner Leiden! wird man mir zurufen. Wir ſprechen mit dir von den Leiden der unteren Klaſſen, und du antworteſt uns mit denen des Purpurs! Ach, ihr

ſeid ſehr kurzſichtig, wenn ihr nicht ſeht, daß dieſer Purpur, dieſes grobe Tuch nur ein bedeutungsloſer, über die menſchliche Seele geworfener Schleier iſt, und daß es unter dem blendenden Glanze des einen, ſo wie unter der matten Farbe des andern eine fürchterliche Gleichheit des Leidens giebt. Gott hat in Alle dieſelbe Triebfeder der menſchlichen Seele gelegt; von der Welt gedrückt, widerſteht ſie, beugt ſie ſich, erhebt ſie ſich wieder und beugt ſich noch einmal, hört unter dieſen verſchiedenen Bewegungen nicht zu ſeufzen auf, iſt aber immer thätig und treibt den Menſchen durch ein Leben voll Prüfungen einem unſichtbaren Ziele zu. Es mag ſein, wird man mir ſagen, der Schöpfer dieſer Welt iſt ein Tyrann, und dieſes Allen auferlegte Regiment iſt die Gleichheit der Tyrannei.

Alſo in jedem Falle iſt die Tyrannei eine gleiche, und wenn der Urheber dieſer Welt ein Tyrann iſt, ſo wollen wir, ſtatt uns unter ſeiner Tyrannei zu theilen, uns vereinigen, um ſie zu überwinden. Dieſe Tyrannei, wenn es nämlich Tyrannei iſt (ich bitte um Verzeihung für dieſe Gotteslästerung) ſtellt ſich in der äußern Natur dar, die bekämpft, beſiegt, unſeren Bedürfniſſen unterworfen und unſerem Wohlbefinden angepaßt werden muß. Vereinigen wir uns, um ſie zu beſiegen, ſtatt uns in ihrem Schooße zu würgen. Statt die Ernten zu verwüſten, um ſie uns ſtreitig zu machen, wollen wir uns vereinigen, um ſie zu beſchützen und den Beſitz derſelben Demjenigen zu ſichern, durch deſſen Arbeit ſie emporgeſproſſen ſind. Bitten wir ihn um einen Theil für die Armen, ohne ihm dieſen zu entreißen.

Aber dieſen angeblichen Tyrannen, den allgemeinen Urheber aller Dinge, habt ihr vielleicht nicht verſtanden. Dieſe Schmerzen, die er Allen auferlegt, ſind vielleicht eine unvermeidliche, nothwendige und übrigens hinreichend belohnte Prüfung. Bleiben wir einen Augenblick vor ihm ſtehen, und es iſt möglich, daß wir in Betreff ſeiner gerechter werden, ſowie wir in Betreff der ſocialen Ordnung, nachdem wir ſie geprüft und erkannt, gerechter geworden ſind.

Ein Dreieck muß drei Winkel haben: dies iſt ſo unvermeidlich, als daß der Raum ausgedehnt ſei. Gott iſt, wie ich glaube, weder ohnmächtig noch böſe, weil er dieſe Bedingungen der Natur der Dinge eingeführt oder zugelaſſen hat. Wenn auch für ihn 2 und 2 gleich 4 ſind, iſt er deshalb weniger mächtig, weniger gut? Wäre es nun nicht möglich, daß der Schmerz eine Bedingung derſelben Art für die menſchliche Seele wäre? Was heißt denn in der That empfinden? Heißt es etwa etwas Gleichgültiges wahrnehmen, wie z. B. eine Farbe auf eine andere folgt, ohne daß in dem, der ſie ſieht, irgend ein Gefühl von Vergnügen oder Schmerz verurſacht wird? Dann würde ich mich nicht rühren, dann bliebe ich unthätig. Ich fange erſt dann wahrhaft zu empfinden an, wenn ich angenehm oder unangenehm berührt werde; dann giebt es Schmerz, aber auch Vergnügen; durch Bewegung kann man dem Schmerz entfliehen, durch Thätigkeit, durch Leben das Vergnügen erreichen. Ihr ſagt mir, daß es beſſer wäre, nicht zu ſein oder weniger zu ſein, u. z. B. von dem Menſchen, der viel empfindet zu der Biene herabzuſteigen, die nur im Verhält-

niß zu der ihrem Leben nöthigen Bewegung empfindet, von der Biene zum Polypen, zur Pflanze, zum Steine, zum Nichts. Ich gebe es zu, aber das iſt Selbſtmord. Oder ihr ſagt mir, man müſſe ſtatt hinabzuſteigen, hinaufſteigen, ſich bis dahin erheben, wo man kein Wehe mehr empfindet, wo man im Schooße des Herrn ruht. Auch das gebe ich zu. Nichts deſtoweniger muß ich euch ſagen: es iſt zu früh. Die Religion, die weiter geht als die Philoſophie, die Religion, die aus den Bedürfniſſen der menſchlichen Seele eine erhabene Conjectur zieht, welche für denjenigen, der nicht vollſtändig glaubt, ein Wunſch, für den, deſſen Glauben vollkommen iſt, eine Gewißheit iſt, die Religion ruft euch zu: leide, leide mit Demuth, Geduld und Hoffnung, ſchaue auf Gott, der dich erwartet und dich belohnen wird. — So macht ſie aus jedem Schmerze einen von den Quergängen auf der langen Wanderung, die uns zuletzt zur Glückſeligkeit führen ſoll. Dann iſt der Schmerz nur noch eine von den Mühſeligkeiten dieſer unvermeidlichen Wanderung und wenn ſie Leiden verurſacht, ſo folgt ihr auch unmittelbar ein Troſt, die Hoffnung. Darum übt auch jene religiöſe Macht, die man das Chriſtenthum nennt, eine ununterbrochene Herrſchaft über die Welt aus, und ſie verdankt es unter andern Gründen einem Vortheile, den nur ſie allein unter den Religionen beſaß. Wißt ihr, worin dieſer Vortheil beſteht? Darin, daß das Chriſtenthum den Sinn der Leiden erfaßt hat. Der Menſchengeiſt kämpfte mit ihm mehr als einen Kampf über ſeine Dogmen, aber keinen über ſeine Moral, d. h. über ſeine Art und Weiſe, das menſchliche Herz zu ver-

ſtehn. Das Heidenthum vermochte nicht, dem erſten geiſtigen Blicke des Socrates oder Cicero zu widerſtehn, denn dieſe Religion beſtand in fabelhaften Legenden, die mehr eine anmuthige Poeſie als Religion waren, in einer Geſchichte der Leiden, Liebeshändel, Vergnügungen und Verdrießlichkeiten der Götter, ſie war nur eine Geſchichte in den Himmel verſetzter Könige. Als Geſchichte war ſie nur eine falſche Chronik, als Moral ein Skandal. Aber die Religion, die da kam und ſagte: Es giebt nur einen Gott, er hat ſelbſt gelitten, für Dich gelitten; die Religion, die ihn auf einem Kreuze zeigte, unterwarf die Menſchen, indem ſie ihrer Vernunft durch den Gedanken der Einheit Gottes entſprach, indem ſie ihr Herz durch die Vergöttlichung des Schmerzes rührte. Und wunderbar! dieſer leidende Gott, der im Todeskampfe auf einem Kreuze dargeſtellt wird, iſt von den Menſchen tauſendmal mehr angebetet worden, als der ruhige, heitere und ſo majeſtätiſch ſchöne Jupiter des Phidias. Die Künſte haben ihn erhaben, weit erhabener als den Jupiter der Alten dargeſtellt. Und hierin liegt das ganze Geheimniß des Unterſchiedes, der zwiſchen der alten und der neuen Kunſt beſteht: die erſtere iſt durch die Form, die zweite durch das Gefühl überlegen, die eine iſt mit der Schönheit des Körpers, die andere mit der Schönheit der Seele begabt.

Daher kommt es auch, daß, während das Heidenthum dem erſten Blick des menſchlichen Geiſtes nicht widerſtehen konnte, das Chriſtenthum fortbeſteht, nachdem Descartes den Grund zur menſchlichen Erkenntniß gelegt, nachdem Galiläi die Bewegung der Erde, nachdem Newton

die Anziehungskraft entdeckt hat, nachdem Voltaire und Rouſſeau die Throne geſtürzt haben. Und jede weiſe Politik wünſcht, daß es fortbeſtehe, ohne ſeine Dogmen, die nur den Glauben zum Richter haben, zu beurtheilen.

Sprechet alſo zum Volke wie die Religion. Ohne in ihm das gerechte Bewußtſein ſeiner Rechte zu ſchwächen, ohne der Trägheit oder dem böſen Willen ſeiner Regierer zu ſchmeicheln, möget ihr ihm ſagen, daß es für Alle eine unvermeidliche Summe von Leiden giebt, die einen weſentlichen Beſtandtheil der menſchlichen Seele bilden, die nicht der Reiche ihm zugeſchickt, die Gott allein als die Triebfeder in ihn gelegt hat, die ihn aus der Unthätigkeit zur Thätigkeit, d. h. zum Leben antreiben ſollen. Sagt ihm das, wenn ihr nicht ſeinen Schmerz verdoppeln und in eine gottloſe Wuth verwandeln wollt, die ſich gegen ihn wenden würde, wie eine, in eine unvorſichtige Hand gelegte Waffe ſowohl Denjenigen, welchen ſie trifft, als auch den, der ſich ihrer bedient, vernichtet. Ich wünſche nicht Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Volkes, ſondern eine rechte Würdigung dieſer Leiden und eine richtige Erkenntniß und Anwendung wirklicher Heilmittel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei C. Lindow, Neue Schönhauſer Str. 12.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Das Eigenthum

Berlin 1848

Pol.g. 1153 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771745-5